Ms 2136-1

Rückblick in Verwunderung und Dankbarkeit

(auf die Jahre 1907 – 1947)

Dr. Johannes Orzschig

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte
ARCHIV
Akz. 9946/2008
Best. MS 2136

MS 2136-2

Dr. J. Orzschig: Rückblick in Verwunderung und Dankbarkeit
(1907 – 1947)

Aus diesen Lebenserinnerungen wird deutlich,

- wodurch eine Kaiserzeit und 1.-Weltkriegs-Kindheit im Erzgebirge geprägt wurde,

- wie sich Lehrerausbildung in den schwierigen (Inflation 1923 und politische Wirren nach dem 1918er-Kriegsende) Jahren bis zu Hitlers Aufstieg gestaltete,

- wie schwierig, ja existenzgefährdend es sich erwies, daß der Autor als Beamter und (Zwangs-)Soldat bis 1945 nicht in die alles beherrschende NSDAP eintrat,

- wie sehr jegliches Überleben einerseits eigene Schlauheit und mitmenschliche Unterstützung erforderte, andererseits ohne eine Vielzahl von Eingriffen überirdischer Mächte oder Zufällen nicht zu bewerkstelligen war,

- wie problematisch es war, unter den Bedingungen einer alles durchdringenden Diktatur menschlich zu handeln und bessere eigene Einsicht nicht zu verleugnen, ohne sich in dauernde Lebens- und Freiheitsgefahr zu bringen,

- wie schwer (amerikanische) Kriegsgefangenschaft nach dem Zusammenbruch zu ertragen war und auf welch komplizierten Umwegen man versuchen mußte, sich wieder eine tragfähige bürgerliche Existenz im Trümmer-Deutschland aufzubauen.

Humor und Gelassenheit, nachdenkliche Distanz und Selbstironie, geschärftes historisch-politisches Bewußtsein sowie eine christliche Grundhaltung ziehen sich durch diese Erinnerungen, die sich auf langjährige Tagebucheintragungen stützen und dadurch nicht verblaßten.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136-3

Ob es stimmt, daß die Orzschigs – die zuerst 1640 in Triebes bei Zeulenroda im Ortsteil Böhmersdorf nachweisbar sind – aus Böhmen stammen, wird schwer festzustellen sein. Denkbar wäre, daß sie im Zuge der Glaubenskriege des 17. Jahrhunderts über das Gebirge nach Thüringen gekommen sind. Der Name Orzschig – als Ortscheit = bäuerliches Gerät (Querholz an der Wagendeichsel) gedeutet – könnte auf östliche Wurzeln hinweisen. Der Beruf des ersten schriftlich erwähnten Vorfahren, Hans Orzschig, S c h n e i d e r, schließt es nicht aus, macht es eher wahrscheinlich, da die Tschechen gute Schneider abgeben. Von Thüringen aus ziehen die Orzschigs offenbar in das benachbarte Sachsen.

Aus Meerane, wo sie höchst achtenswerte Stellungen einnehmen, liegt die gedruckte Stammtafel der Familie vor, die sich auf den gleichen Ahnherrn beruft, der auch in Gottwalds Namensbuch seitdem zitiert wird. Aus Meerane stammten die Urgroßeltern väterlicherseits, aus Wilkau-Haßlau Großeltern und mein Vater Emil R i c h a r d O., der in Hartenstein im Erzgebirge beim Rechtsanwalt Ufer als Schreiber lernte, wozu ihm seine akkurat-gestochene Schrift sicher befähigte; von ihm wurde er wohl an das Amtsgericht Hartenstein – der Fürstlich-Schönburgischen Herrschaft Hartenstein – empfohlen. Leider weiß ich sehr wenig von meinem Vater, der ein recht schweigsamer Mensch war. Er lernte hier in Hartenstein – nach seiner Militärzeit bei den Sächsischen Grenadieren des Leibregiments Nr. 100 in Dresden – meine Mutter kennen, die ein hübsches und zudem nicht unbegütertes Mädchen war.

Meine Mutter Emma H e l e n e Meier stammte aus der heute nicht mehr vorhandenen Bäckerei in der Langen Straße, zu der etwas Landwirtschaft gehörte. Noch in unseren Tagen kann man in dem Grundstück die alten Hufe aus der Gründungszeit Hartensteins erkennen, das wohl im 11. Jahrhundert von Westen her kolonisiert wurde und dessen berühmtester Sohn – Paul Fleming, der Barockdichter (1609 – 1640) – in seinem Namen die flämische Herkunft verrät.

Dieses Städtchen Hartenstein hatte in meiner Jugend etwas 2.700 Einwohner; meine Eltern – Vater als Gerichtsaktuar und Mutter als Tochter des arbeitsamen, nicht unbegüterten Bäckermeisters Ernst Meier und seiner Frau Emma, geb. Reimann - gehörten schon fast zur Oberschicht. Sie wohnten zunächst in der Bahnhofstraße, dann seit Juli 1914 am Markt – in sicher einer der schönsten Wohnungen, die es – abgesehen von den feinen Villen und Landhäusern – gab. Für die 5 Zimmer und Küche, dazu eine Dachstube und zwei Dachkammern zahlten sie übrigens ganze 40,- Mark. Ein Stück Garten, den Mutter tüchtig pflegte, gehörte auch noch dazu. Die Großeltern hatten "um die Ecke" gewohnt: In der Bahnhofstraße beim Klempnermeister Günnel, nachdem der Großvater seine Bäckerei aufgegeben hatte, als sein Sohn Ernst erst 16jährig 1901 an Diphtherie gestoben war. Das Behringsche Serum war noch nicht erfunden.

Statt aber die Bäckerei zu verpachten, hatte er sie verkauft und lebte seither von den Zinsen seines 80.000 Mark betragenden Kapitals zu 6% als Hypotheken ausgeliehen, ergaben sie ein sicheres Einkommen, das viele Beamtengehälter überstieg. Außerdem verdienten sich die Großeltern einiges durch Kragensteppen, eine im Gebirge verbreitete Art der Heimindustrie. Der Tod auch ihres ältesten Sohnes Oskar, der als Inspizient bei der Staatseisenbahn in Auerbach tätig und mit Tante Johanna verheiratet war, versetzte Großvater einen Schlag, den er nicht wieder verwunden hat und der ihm zu seinem Asthmaleiden so zusetzte, daß er 1914 verstarb. Daraufhin zog Großmutter Meier zu uns.

Meine bewußte Erinnerung setzt noch vor diesen letzten Ereignissen ein. Ich sehe mich in unserer Wohnstube; Vater, der sonst gern und ausgiebig ausging, baut mir meine Bleisoldaten mit militärischem Sachverstand auf. Natürlich hat sich auch ein Eindruck einer Bescherung

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 4

erhalten, die heißersehnten Bleisoldaten unter dem Tannenbaum in der guten Stube, ich könnte den Platz noch heute bezeichnen ... - merkwürdigerweise oder besser natürlicherweise ist immer Spielzeug mit von der Partie. Ich baue mit den Klötzchen aus dem Anker-Steinbaukasten – ein Geschenk von Onkel Oskar – der, selbst kinderlos, mir mit Tante Johanna zuschaut – ein terminus ante quem, also vor 1911 ist gesetzt. Oder ich schaue mit Neid auf das Zelt, das die Kramerkinder im Garten aufgebaut haben. Sie sind wohlhabender als wir, man munkelt von einem Lotteriegewinn, doch schließlich ergibt eine Revision der Stadtsparkasse große Unterschlagungen – und eine Kugel entzieht den Armen seinen Richtern. Viel bin ich auch bei den nur allzu gutmütigen Großeltern, die mir alle Marotten erlauben. Hier ist kleines erzgebirgisches Spielzeug, z.B. eine Arche Noah, mein Entzücken. Eine gewisse Pedanterie läßt mich fordern, daß jede Beschädigung, sei es ein abgebrochener winziger Elefantenzahn oder der Schwanz eines Miniaturlöwen unbedingt wieder beigebracht und angebracht wird. Ein harter Winter läßt uns Kinder (Günnels hatten eine fast gleichaltrige Tochter Hilde) das Vergnügen erleben, in einer richtigen Eislaube sitzen zu können.

Im Sommer 1912 rollen durch die enge Bahnhofstraße vor der Wohnung der Großeltern schwere Geschütze vorbei. Ein Kaisermanöver bringt auch unserer kleinen Stadt ein buntes Schauspiel in Uniformen der Vorkriegszeit und noch ohne den tödlichen Ernst, der allem Soldatischen wenige Jahre später anhaftete. Mein Großvater Meier hatte in Grimma bei den Husaren gedient und war einige Jahre Bursche beim Oberst gewesen. Er konnte meine Fragen, die kindlich genug waren, mit dem Stolz des alten Soldaten beantworten. Aber als wenige Jahre vorher sein alter Oberst, wohl nun als General hoch zu Roß auf dem Markt hielt, da wagte er es trotz des Drängens seiner Frau nicht, vor ihn hinzutreten, denn in der Bäckerschürze und in Hemdsärmeln – nein – das duldete sein Sinn für Korrektheit nicht. Ich habe ihn sehr vermißt, als er kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges starb; noch höre ich, wie er die Sterbesakramente empfing und wie er mit dem Pfarrer den 91. Psalm betete. Er lag in jenem Zimmer aufgebahrt, aus dem man auch seinen geliebten ältesten Sohn hinaus- und hinaufgetragen hatte zu dem schönen Hartensteiner Friedhof. Wenig später wurde der Haushalt der Großeltern aufgelöst und Großmutter folgte uns in die Wohnung am Markt. Der Umzugstag ist mir deutlich in Erinnerung; schließlich bedeutete er auch schon schulfrei für mich. Denn seit Ostern 1914 besuchte ich die Städtische Bürgerschule, heute Paul-Fleming-Oberschule, einen stattlichen Bau, der noch heute den Stolz der Hartensteiner bildet.

Die Einweihung war mit einem großen Schulfest gefeiert worden; der dazugehörige Umzug ist mir noch in unangenehmster Erinnerung. Als echtes Muttersöhnchen zog ich weinend und unlustig manchmal sogar an der Hand unseres guten Lehrers Walther durch die Gassen. Die Gassen waren geschmückt mit den grün-weißen sächsischen Fahnen, der rot-weißen Fahne Hartensteins und wohl auch mit der schwarz-weiß-roten Fahne des Deutschen Reiches und mit viel Tannengrün. Bei unserem Familienumzug nun saß ich höchst wohlgemut auf dem Kutscherbock des offenen Wagens, mit dem wahrscheinlich zusätzliche Dinge für die Schulfeier befördert wurden. Es war ein schöner Sommertag, dieser 1. Juli, und das Hin und Her mag mich ordentlich müde gemacht haben. Im flotten Trabe ging es die schöne Lindenallee und die Bahnhofstraße entlang. Hier soll ich einmal vor zwei scheuenden Pferden hinter einem Baum in Deckung gegangen sein, während meine Mutter ängstlich hinter mir dreinschaute. Davon ist mir nichts im Gedächtnis geblieben.

Aber von dem ersten Abend in der neuen Wohnung weiß ich noch deutlich, wie ich auf einem Fell liegend aus dem Schlaf gerissen wurde. Bereits hatten mich Familie und Nachbarn fast verzweifelt gesucht, während ich mich nur zurückgezogen hatte. Dieses rechtzeitige Aufhörenkönnen scheint ein Charakterzug zu sein, der sich also schon in früher Kindheit zeigte.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-5

Die Wohnung am Markt war recht ideal für damalige Verhältnisse, für mich als Kind war sie schlechthin der Gipfel des Erstrebenswerten. Eine Aussicht vom Erker auf den Marktplatz mit seinem kaum nennenswerten Verkehr oder aus dem Südfenster des Eckzimmers auf die Unterstadt mit ihren malerischen Häuschen oder auf ein Stück steiniges Feld in der Ferne vor dem Fichtenwald, der hoch anstieg und nach einem Regen von melancholischen Nebelschwaden umhüllt war. Zum Hause gehörte ein weiter Garten, durch den die Alte Poststraße nach Aue führte, mit einem Brunnen, genauer einer Pumpe, um Wasser zu gewinnen. Aus dem Schacht des Brunnens roch es so seltsam modrig. Eine Menge Obstbäume, darunter ein besonders schöner Birnbaum mit den süßesten Früchten im Garten, dazu ein Schuppen mit Einrichtungen für die Hausbewohner zum Aufbewahren des Feuerholzes sowie ein Waschhaus. In diesem Garten spielte ich an einem wunderschönen Sommertag, vielleicht an einem Sonntag, als plötzlich vom Markt her Musik ertönte. Wir stürzten hin und siehe: Es sammelten sich die Reservisten, um unter Vorantritt der Kapelle – geschmückt mit Blumen – zum Bahnhof zu ziehen. Die Mobilmachung hatte begonnen. In Europa "gingen die Lichter aus", um nie recht wieder zu leuchten, aber auch im kleinen Hartenstein gingen sie seltsamerweise aus. Denn die Versponnenheit der Erzgebirgler hielt es für möglich, daß feindliche Flieger bis in diese friedlichen Zonen vordringen könnten. Viele wackere Hartensteiner fielen auf diesen Unsinn herein, wie auch weite Teile der Bevölkerung des Deutschen Reiches; man wollte sogar davon wissen, daß französische Goldtransporte mit Autos durch das Deutsche Reich fuhren. Spionage war überall zu vermuten, trotz der überwältigenden Siegeszuversicht, die einen der Reservisten den später oft zitierten Ausspruch tun ließ: "Wartet mit der Heuernte, bis ich wieder da bin!". Da hätten sie lange warten können, denn er kam erst 1919 (fünf Jahre später) aus englischer Gefangenschaft zurück, wo er immerhin ein ausgezeichneter Schachspieler geworden war. Nun, dieser Held war schon eingerückt wohl zu den "Hundertsiebenern" in Zwickau. Andere übernahmen seine Aufgaben bei der Heuernte. Es wurden Barrikaden aus Leiterwagen errichtet und Sperren, welche Goldtransporte der Franzosen bestimmt verhindern würden. Verdächtige Fahrzeuge wurden kontrolliert; auch mein Vater hielt mit irgendeinem Schießprügel bewaffnet Wache an den Quellen der neu errichteten Wasserleitung.

Man mag ruhig darüber lächeln, wie sich hier die gewaltige Spannung löste, die mit dem Kriegsausbruch fast alle Menschen erfaßt hatte. Meine Großmutter holte mich abends aus dem Bett, zeigte mir den Vollmond, der blutrot am Himmel stand, und sagte in tiefer Bewegung: "Das deutet auf viel Blutvergießen hin. Der Himmel bewahre uns!". Sie sollte nur zu sehr Recht behalten. In einem kleinen, natürlich feldgrauen Heft – alles war plötzlich feldgrau – vermerkte sie chronikartig die Anfangssiege, die täuschend Erfolg verhießen, auch die zunehmende Teuerung, schließlich die Namen der Gefallenen unter den Bekannten, bald auch unter den Verwandten. Mein Vater (Jahrgang 1877) blieb zunächst noch daheim. Wir abonnierten, wie eigentlich alle, die "Kriegszeitung". Diese zeigte vorstürmende deutsche und österreichische Soldaten mit ihren Fahnen, wie es in den ersten Wochen wohl auch noch war. In der Schule wurde eine Ausstellung mit Beutestücken veranstaltet. Ich erinnere mich noch an französische Käppis, blau-rot, wie im 1877er Krieg, an Fliegergeschosse und an Granatsplitter. Das Leben muß noch lange ganz normal verlaufen sein. In der Schule unterrichtete uns bald statt des gütigen Herrn Walther der einigermaßen streng wirkende Oberlehrer Nitschke, der mir das Schreiben mit der linken Hand austrieb. Psychologische Gründe für dieses Verhalten galten damals noch nicht. Es muß auch Kirmes (Kirchweih) gefeiert worden sein, und zwar immer am ersten Septembersonntag. Der zweite Kirmesfeiertag war ohnehin schulfrei, aber einmal erlaubten wir Bürschchen uns, am dritten Kirmesfeiertag anzusagen, heute wäre schulfrei, alle sollten nur getrost, wie wir auch, umkehren – was sie nur zu gern taten und offenbar den trotzdem stattfindenden Unterricht fast lahmlegten. Das bittere Ende folgte: Der Schuldirektor persönlich führte die hochnotpeinliche Untersuchung durch; an deren Ende standen teils Prügel mit dem damals noch fleißig gehandhabten Rohrstock, teils gab

Institut für Zeitgeschichte Archiv

MS 2136-6

es eindringliche Verwarnungen. Ich war – ein Zeichen von Klassenjustiz – nicht bei denen, die der Rohrstock heimsuchte. Ich habe es immer bedauert, nicht zu diesen "Helden" gehört zu haben, aber die Aura des leichten Verbrechertums umschwebte nichtsdestoweniger auch mich. Der Kirmeskuchen, darunter der beliebte Pflaumenkuchen, wird mir trotzdem geschmeckt haben, denn vorerst litten wir trotz Krieg wohl keinen Mangel. Auch die Spielwarenproduktion war nicht merklich gedrosselt. Es kamen damals die sogenannten Linolsoldaten auf, und ich besaß außer einer Ritterburg und einer mechanischen Eisenbahn davon eine ganze Menge. Besonderes Entzücken bei uns Kindern rief eine Kanone hervor, die mit Zündplättchen geladen eine Gummigranate verschießen konnte; auch ein mit Pferden bespannter Sanitätswagen war vorhanden. Wenn wir Jungs also nicht auf freiem Feld oder im Pfarrgarten spielen konnten, gab es zu Hause unter dem runden Tisch in Großmutters Wohnzimmer herrliche Gelegenheit, kriegerische Anwandlungen an unempfindlichen Objekten auszulassen; im Pfarrgarten ging es freilich um die eigene Haut. Ein Felsblock, um den wir hart kämpften, bereitete mir jedes Mal ängstliche Minuten. Ein Spielkamerad hatte mich beim Erklettern dieses Felsbrockens so heftig mit der Fahnenstange vor die Brust gestoßen, daß ich mehrere Meter über den Stein hinabrollte, mir böse Schrammen holte und - als ärgstes - dalag und zuerst keine Luft bekam. Dafür wurde mir von der Kinderschar später ein nachgemachtes, hölzernes "Eisernes Kreuz" feierlich verliehen an der Stelle, wo beim Kaisermanöver die Geschütze gestanden hatten, die tiefe Furchen hinterließen. Diese Kriegsbegeisterung, die unter uns Kindern leider sorglich gepflegt wurde, hatte uns nicht nur viel Familienschmuck und sogar Goldstücke opfern lassen, sondern die Erwachsenen sogar dazu bewogen, Kriegsanleihen zu zeichnen. Auch die Kohlenknappheit war in der Nähe des Zwickauer Reviers nicht so schlimm wie in den Großstädten; sie wurde tapfer ertragen. Sie zwang uns jedoch zur Anschaffung eines kleinen Kanonenöfchens, das in Großmutters Zimmer die Wärmequelle der Familie bildete. Auch die Knappheit der Lebensmittelrationen ließ uns nicht verzweifeln. Etwas besser war eine Nachbarsfamilie dran, deren weibliches Oberhaupt mit einem Fleischbeschauer verheiratet war, durch dessen Mikroskop wir manchmal blicken durften, freilich ohne je einen Erreger der gefürchteten Krankheiten zu erblicken.

Dieser Zeitgenosse, ein liebenswürdiger älterer Herr mit allerlei Passionen, war eine Art Ersatzgroßvater für mich geworden. Außer der genannten Tätigkeit war er noch als Friseur und als Experte für Zahnziehen tätig. In dem Buch eines Hartensteiner Puppenspielers hat er ehrenvolle Erwähnung gefunden. Neben diesen Tätigkeiten betrieb er noch die Taubenzucht, das Angeln, das Radfahren auf einem damals üblichen Hochrad und war noch der rührigste Immobilienkäufer und –verkäufer, den man sich vorstellen kann. Seine Gattin freilich begleitete die meisten seiner Unternehmungen mit wenig freundlichen Kommentaren für seine Geschäftstüchtigkeit. Aber daß er von der einen Tätigkeit immer mal etwas Fleisch mit nach Hause brachte, entlockte ihr in jener Zeit mit Sicherheit keine Kritik. In der "Illustrierten Kriegszeitung", die im wesentlichen trockene Mitteilungen der Heeresleitung enthielt, stürmten freilich weiterhin die Soldaten der Mittelmächte, um Türken und Bulgaren vermehrt, auf den immer weiter sich entfernenden Kriegsschauplätzen mit höchster Tapferkeit gegen den Feind. Bei den beigefügten Illustrationen handelte es sich um Gemälde von spezialisierten Kriegsmalern, welche mit Eleganz das Grausige aussparten. Immerhin bewegten manche unvermeidbaren Begriffe wie Trommelfeuer, Sperrfeuer und dergleichen Scheußlichkeiten die Phantasie sogar älterer Damen. Eine Tante, die sicherlich keine echte Tante war und die ich manchmal mit Großmutter in ihrer winzigen Dachwohnung in der Schloßstraße besuchte, pflegte das Trommelfeuer mit ihren Händen zu veranschaulichen.

Inzwischen war - noch vor den mörderischen Schlachten an der Somme - auch mein Vater zum Kriegsdienst eingezogen worden, zunächst nur, um in Zwickau Rekruten auszubilden. Einmal durften Mutter und ich ihn auf dem Kasernenhof besuchen – im Dienst –; er unter-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

MS 2136-7

brach sogar seine Kommandos und unterhielt sich kurz mit uns, zeigte uns sogar das dort zu Übungszwecken errichtete System von Gräben, Laufgräben und Stacheldrahtverhauen. All dies sollte den Neulingen einen Eindruck von der freilich viel gräßlicheren Wirklichkeit verschaffen. Nach den Schlachten an der Somme mußte er selbst als Unteroffizier mit seinen Untergebenen mit einem Transport an die Front. Zum Abschied nahm Mutter mich mit zum Bahnhof. Noch immer trugen die Soldaten Blumen am Koppel und an der Gewehrmündung. Den Gegensatz von Heimat und Front erlebte jeder Rekrut überwältigend; er ist in den Büchern von Erich Maria Remarque treffend eingefangen. Ein Kollege meines Vaters ging nachdenklich, fast scheu zum Bahnhof, vielleicht schon mit einer Ahnung, die ihn nicht trog. Er pflegte zu sagen: "Wie ein Streichholz wird man hin- und hergeschoben!". Schon kurz nach seiner Rückkehr von seinem Heimaturlaub kam er durch einen Granatsplitter um; uns wurde trocken mitgeteilt, daß er auf dem Felde der Ehre geblieben sei. Einige Wertsachen und sein Abschiedsbrief wurden seinen Eltern zugeschickt, die den Verlust nie verwunden haben.

So war es kein Wunder, daß selbst wir Kinder angesichts dieses sinnlosen Mordens nachdenkliche Betrachtungen anstellten. Etliche Verwandte und Bekannte waren gleich zu Kriegsbeginn gefallen – aber alles wurde damals noch mit kaum glaublicher Standhaftigkeit und Fassung getragen. Stets wurde gesungen: "Heil Dir im Siegerkranz". Dies war offenbar ein Rest des im vorigen Jahrhundert üblichen Denkens, daß an die Möglichkeit einer militärischen Niederlage überhaupt nicht gedacht wurde. Im vorigen Jahrhundert waren die Preußen am Ende immer siegreich gewesen, abgesehen von 1866. Für uns Kinder wurde das 19. Jahrhundert dadurch aufregend, daß ein Nachbar als Mitkämpfer der Schlacht von Königsgrätz sehr anschaulich Episoden von damals zu erzählen wußte, freilich hatte er nur am Schluß eingegriffen, um den Rückzug zu decken. Wie begrenzt der Horizont der einfachen Soldaten war, ergaben die Berichte aus zweiter Hand, etwa vom Amtsvorsteher unseres Ortes. Er konnte Erinnerungen seines Vaters noch aus dem Rußlandfeldzug Napoleons berichten, etwa von eisiger Kälte und Nervenfieber.

Also, Krieg und Kriegsgeschrei soweit man zurückdenken konnte. Wir befanden uns noch mitten im Krieg, als über so friedliche Dinge wie den Besuch einer weiterführenden Schule für mich entschieden werden mußte. Meine Eltern hatten darüber beraten. Die Ernährungssituation war relativ gut bei Verwandten in Aue/Erzgebirge; daher sollte ich nicht an das anspruchsvollste Bildungsinstitut, das Gymnasium Schneeberg, sondern an die Oberrealschule in Aue gehen. Die Kohlenknappheit hatte freilich dazu geführt, daß am Tage nur noch zwei Züge verkehrten. Am ersten Schultag holte mich der Onkel am Bahnhof ab; nun war ich Oberrealschüler mit blauer Mütze, die mit einem Silberstreifen geschmückt war. Die Verluste im Krieg wurden immer schwerer. In der Schule merkten wir davon nicht viel, außer von den Mangelerscheinungen.

Unsere Lehrer waren entweder alte Herren (alle anderen waren im Krieg) oder junge Damen; unserer ersten Klassenlehrerin weinten wir sozusagen Tränen nach, als sie uns recht unvermittelt verließ und uns den alten Herren überließ. Religion unterrichtete ein alter Professor, der seinem Spitznamen "Schnaufer" alle Ehre mache. Er setzte uns etwa dadurch in Erstaunen, daß er uns berichtete, Christus sei nicht im Jahre Null, sondern einige Jahre zuvor geboren worden; zur Erbauung zeigte er uns gelegentlich Bilder aus alten Ausgaben von Westermanns Monatsheften. Zur Schule gehörte Latein, Französisch und das übliche. Ab Ostern 1918 wurden Hunger und Materialknappheit noch deutlicher spürbar. Gelegentlich war eine aufgebrachte Menge auf dem Markt nicht einmal durch Zusagen des Bürgermeisters auf baldige Lebensmittellieferungen zu beschwichtigen.

Institut für Zeitgeschichte Archiv

MS 2136-8

Alle Entbehrungen und Opfer – etwa bei der Ernährung – waren letztlich vergebens. Eines Morgens standen Posten mit umgehängtem Gewehr vor dem Wasserwerk, an dem wir täglich auf dem Weg zur Schule vorbeikamen. Rote Armbinden deuteten auf etwas Besonderes: Die Revolution war ausgebrochen, der Krieg offenbar vorbei. Ein Russe, der als Arbeitskraft einem Nachbarn zugeteilt war, kehrte sofort in seine Heimat zurück, ebenso Engländer, Franzosen und Italiener. Mein Freund Paul kam aus dem Krieg zurück und erzählte anschaulich von dem eiligen Rückmarsch, wie ihn die Waffenstillstandsbedingungen forderten. Gegen Weihnachten kam auch mein Vater aus dem Sauerland, wo seine Einheit aufgelöst worden war, auch er nach hastigem Rückzug. Er begann wieder seinen Dienst beim Amtsgericht.

In der Schule wurde wieder voller Unterricht erteilt. Für meine Eltern stellte sich die Frage, welchen Beruf ich später mal erlernen sollte. Die Lehrerin hatte zum Lehrerberuf geraten und hinzugefügt, daß ich später einmal sogar Schuldirektor werden könnte. Die Lehrerausbildung wurde damals in Sachsen in Seminaren durchgeführt. Dort wurde eine siebenjährige Schulzeit mit praktischen Übungen in der angeschlossenen sogenannten Präparandenanstalt verbunden. Der letzte Jahrgang, der auf diese Weise ausgebildet wurde, begann Ostern 1921. Solche Seminare gab es in Zwickau und Schneeberg. Die Wahl meiner Eltern fiel auf Zwickau. Nach einer Aufnahmeprüfung, die ich unter 30 Bewerbern als Siebenter bestand, hieß es Abschied nehmen von Hartenstein und dem Elternhause. Rektor der Anstalt war noch Professor Dr. Gehmlich. Er begann seine Abschiedsrede mit den Worten "Ich danke Gott, daß ich auf dem Lande aufgewachsen bin!"; das kann ich nur unterschreiben, denn in Hartenstein wohnten wir "auf dem Lande".

Das Städtchen wurde überragt vom Schloß, das sogar noch als Ruine etwas von seiner früheren Schönheit verrät. In der Weihnachtszeit ging es am ersten Feiertag zur Christmette. In vielen Häusern gab es, wie bei uns, sich drehende Pyramiden, geschnitzte Figuren, Lichterglanz und Bescherung. Auf dem Schloß wohnte noch der junge Erbprinz, ein Jurist. Sein Vater war früher österreichischer Heeresminister gewesen. Mein Vater war als sozialdemokratischer Stadtverordneter mit dem gesamten Rat der Stadt mindestens einmal auf dem Schloß eingeladen.

Diese ländliche Idylle mußte ich nun jedenfalls verlassen und in das damals schon industrielle Zwickau übersiedeln mit seinen Fabriken, darunter die bekannten Autofirmen Horch und Audi; daneben gab es zahlreiche Schächte zur Steinkohlengewinnung.

Das Seminar war mit einem Internat verbunden. Die Lebenshaltung – durch die Not der Nachkriegszeit ohnehin bescheiden – war immer sehr ärmlich gewesen, wie in vielen solcher Eliteschulen. Die äußere Ordnung war dem System der sogenannten Fürstenschulen ähnlich: mit Hauslehrer, d.h. ein Lehrer des Kollegiums führte jeweils für eine Woche die Aufsicht, was besonders am Sonntagabend, der für uns frei war, wichtig war. Es gab eine starke Beteiligung der Schüler an der Selbstverwaltung der Anstalt. Die Wohnräume freilich konnten einem einen Schauder einflößen. Jeweils 12 Schüler aus verschiedenen Klassenstufen wohnten zusammen, jeder Schüler verfügte über ein bescheidenes Bücherregal und ein Pult, in dem unter einem Klappdeckel Hefte und Schreibutensilien auf Dauer verwahrt werden konnten. In einem Raum hatten wir unsere sog. Arbeitsstunden, von früh 7.00 Uhr bis 8.00 Uhr, nachmittags von 15.00 Uhr bis 17.00 Uhr und abends bei jämmerlicher Gasbeleuchtung von 19.00 Uhr bis 21.00 Uhr – neben dem Unterricht wohlgemerkt. Es gab einen Schlafsaal, einen Waschraum, einen Raum zum Schuheputzen und einen Raum für Schränke, in dem wir unsere Kleidung aufbewahrten. Für die Mahlzeiten gab es einen Speisesaal. Später kam eine gewisse Gemütlichkeit hinzu durch ein Lese- und Spielzimmer. Ein schöner Garten mit Park umschloß das Gelände. Frei hatten wir eigentlich nur alle 14 Tage am Sonntag von 11.00 Uhr bis 19.00

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 9

Uhr; zuweilen konnte auf Antrag zusätzlicher Sonntagsurlaub erlangt werden, der jedoch bei Verstößen gegen die strenge Hausordnung gestrichen werden konnte.

In diese Atmosphäre eines fast erdrückenden Riesenkastens war ich also eingetaucht. Große Bedeutung hatten religiöse Andachten in der Aula, in der noch 1921 die Büste von Kaiser Wilhelm II. stand. Insgesamt sollte mir später die frühe Gewöhnung an sehr bescheidene Lebensführung sehr zustatten kommen, nicht zuletzt beim Militär und in der Gefangenschaft. Damals freilich zählten wir die Tage und Monate in der Hoffnung auf baldiges Ende der sieben mageren Jahre. Es gab ein sorgsam abgestuftes System kleiner Vorrechte, die mit den Jahren erworben werden konnten; sie sorgten für allmähliche Milderung des Zwangs. Es gab einen Stubenältesten, natürlich aus der obersten Klasse, daneben Beauftragte für den Speisesaal und für den Schlafsaal, die den Hauslehrer vertraten und unterstützten. Diese Amtsträger hatten auch Strafgewalt über uns; so wirkte etwa schon die Androhung zusätzlichen Putzens oft Wunder.

Morgens um 06.00 Uhr wurde geweckt, bereits 06.05. Uhr wurde der Schlafsaal abgeschlossen; danach Schuheputzen, Waschen, Anziehen, Kaffeetrinken, Arbeitsstunde.

Der Unterricht vollzog sich nach einem aus jetziger Sicht guten Lehrplan, mit zwei Fremdsprachen (Latein und Französisch), den üblichen Fächern des Gymnasiums und vor allem Pädagogik, wobei die Geschichte der Pädagogik eine besondere Rolle spielte. Nach vier Jahren hatten wir schon eigene Unterrichtsversuche durchzuführen; danach wurde jeweils gegenseitig kritisiert und beurteilt. Ich jedenfalls brauchte trotz dieses Trainings ziemlich lange, um mich im Beruf durchzusetzen. Unsere Lehrkräfte waren durchweg ausgesuchte Experten, darunter auch einige Originale. Obwohl im Kaiserreich aufgewachsen, waren sie nach einigem Umdenken doch alle gut demokratisch gesinnt. Dazu paßte die soziale Zusammensetzung der Schülerschaft, die vorwiegend aus Söhnen von Handwerkern, Bauern und mittleren Beamten bestand; Akademikerkinder waren eine Seltenheit.

Daß es nicht zu unerträglichen Spannungen kam, war vorwiegend der Persönlichkeit des Direktors zu verdanken. Er hatte mehrere Geschichtsbücher verfaßt. Außer seiner Familie wohnte noch der wöchentlich wechselnde Hauslehrer im Gebäude.

Obwohl ich m.E. nicht unbedingt zu einer herausgehobenen Rolle geeignet war, wurde ich doch zum Sprecher der Klasse, damals noch Primus genannt, gewählt und führte diese Rolle offensichtlich einigermaßen aus. In der Tanzstunde hingegen hatten andere das Sagen. Es gab damals noch Tänze, wo vier Herren und vier Damen jeweils für den Verlauf einer Tanzstunde zusammengehörten. Natürlich entstanden Freundschaften und Liebeleien, vor allem in der Tanzschule, die jedoch bei mir damals nicht zu einer Ehe führten, im Gegensatz zu manchem Klassenkameraden, die freilich nicht durchweg glücklich wurden. Sogar ein abschreckendes Beispiel eines Schülers, der ein Kind hatte, ist zu erwähnen, was freilich von der Schule totgeschwiegen wurde.

Ich hatte eigentlich die Hoffnung gehabt, gleich in die Sexta übernommen zu werden, da ich in der Oberrealschule bereits drei Jahre Latein gehabt hatte. Dies scheiterte jedoch am Widerstand mindestens eines Lehrers. So verlor ich ein Jahr, was ich auf der Universität später sehr bedauerte, ohne zu ahnen, daß mir noch ganz andere "verlorene Jahre" bevorstanden: sieben im Krieg und eines in Gefangenschaft. Später allerdings ging mir auf, daß das Gerede von nutzlos vertanen Jahren zuweilen Unsinn ist. Zu dieser Erkenntnis verhalfen mir freilich erst die Jahre des Dritten Reichs, das sich allerdings schon während meiner Schulzeit durch mancherlei böse Anzeichen angekündigt hatte: Zum Beispiel der Begeisterungssturm beim Deut-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

M 2136 - 10

schen Turnfest 1923, bei dem ungebrochener Nationalismus zum Ausdruck kam. Hitler trat damals schon als Redner auf. Wir litten vor allem unter der Inflation; zum Beispiel gab es für mich die Wahl, ob ich 30.000 Mark für eine Straßenbahnfahrt oder für ein Bier ausgeben wollte. 1925 war der Hitlerputsch vorübergegangen; mehr noch hatte mich der Mord an Rathenau erregt; das Zeitungsblatt habe ich bis heute – 45 Jahre - aufgehoben. Schießereien waren bis in unseren Schlafsaal zu hören, auch Kommandos vom Schulhof, den eine Infantericeabteilung für ihre Übungen zweckentfremdete. Auch in Hartenstein hatte es Einquartierungen von Reichswehrsoldaten gegeben; von den Kämpfen im Ruhrgebiet wurde Schreckliches berichtet.

Nach 1925 ließen die wenigen Jahre des wirtschaftlichen Aufschwungs der Weimarer Republik diese politischen Wirren – darunter die unbedeutenden Aktivitäten eines gewissen Hitler –bald vergessen, bevor jener dann doch zu Macht gelangte. In den Hintergrund gedrängt wurde allmählich auch die Armut im Zuge der Inflation, die zahllose Sparguthaben vernichtete und zum Beispiel auch dafür sorgte, daß Großmutters Vermögen gerade noch ausreichte, um zu Weihnachten 1921 den Sarg für ihr Begräbnis zu bezahlen.

Aus meiner Jugendzeit ist neben der Schule die Einführung in das Christentum zu erwähnen, etwa die Konfirmation mit dem Spruch: "Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich (Jph. 14, Vers 6)". Es war üblich, daß die Familie bei jedem Sonntagsgottesdienst durch mindestens ein Familienmitglied vertreten war. Sehr oft war ich der Auserwählte, was sogar Folgen für mein schulisch-berufliches Leben haben sollte. Ich hatte mir angewöhnt, die Predigten in Kurzschrift mitzuschreiben, die wir in der Schule erlernt hatten. Diese Übungen führten dazu, daß ich 1925 sozusagen Stadtmeister in Stenographie wurde (220 Silben pro Minute); diese Fertigkeit hat mir später sehr geholfen. Nach der Stadtmeisterschaft war allerdings der Höhepunkt dieser Nebenbeschäftigung überschritten: Es galt, sich anderen Aufgaben zuzuwenden. Schon nach der 8. Klasse (Tertia) war mir klar, daß ich nach der Reifeprüfung ein Lehramtsstudium aufnehmen würde. Dazu genügte neuerdings das Seminarabschlußzeugnis; zur Promotion jedoch war eine zusätzliche Prüfung in einer dritten Fremdsprache abzulegen. Dazu mußten wir Englischunterricht nehmen und eine Abiturarbeit in Englisch schreiben, wozu eine besondere ministerielle Erlaubnis nötig war. Vom Abitur ist vorwiegend die Entlassungsfeier zu erwähnen, bei der wir mit Händedruck reihum am Lehrerkollegium vorbeigingen; einige nutzten die Gelegenheit, bestimmte mißliebige Lehrkräfte demonstrativ zu übergehen. So waren endlich die sieben langen Jahre auf dem von uns "Kasten" (wegen der äußeren Gestalt des Gebäudes) genannten Seminar vorübergegangen. Ein älterer Student hatte mich bereits für eine studentische Verbindung (Turnerschaft Hercynia) gewonnen. Außerdem stand der Umzug meiner Eltern von Hartenstein nach Leipzig bevor, so daß die von mir für Leipzig erhoffte akademische Freiheit ziemlich beschnitten war, da ich selbstverständlich bei den Eltern wohnen würde. Meine Eltern mußten umziehen, da die kleinen Amtsgerichte aufgelöst wurden und mein Vater die Wahl nur zwischen Aue und Leipzig gehabt hatte. Für Leipzig entschied er sich teils auf Bitten meiner Mutter, teils mit Rücksicht auf meine Studienwünsche. Bei seinem Einkommen von damals etwa 360 Mark war ein monatlicher Beitrag von 100 Mark für den Sohn nicht leicht abzuzweigen. Wenn ich zu Hause wohnte, entfielen Miete und ein beträchtlicher Teil der Kosten für meine Ernährung. Der Einstieg in das Studium fiel nicht schwer, da die älteren Studenten der Turnerschaft den jüngeren bei allem behilflich waren, was zu bedenken war. Für meine Fächer Geschichte, Englisch und Französisch gab es berühmte Professoren an der Leipziger Universität: Prof. Berve, Prof. Schücking, Prof. von Wartburg in meinen Fächern; zusätzlich nutzten wir seltene Gelegenheiten, um zum Beispiel den Physiker Heisenberg zu hören und den Philosophen Theodor Litt. In der Turnerschaft zeigte sich, daß Studienjahre nicht nur der Aneignung von Wissen dienen, sondern gerade auch der Persönlichkeitsbildung.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-11

Ich jedenfalls habe diese Jahre nicht nur zum Lernen genutzt. Im Sommer 1928 lebte ich noch mit meinem Vater allein. Erst gegen Schluß des Sommers konnten wir in eine Wohnung im Süden Leipzigs (Brandstraße) umziehen, die meine Mutter immer als ideal empfunden hat; ich freilich empfand diese Wohnung als eng und großstädtisch laut.

Aber zunächst winkte mir ein nachhaltiges Erlebnis: Eine Reise nach Frankreich in das französische Zentralmassiv nach Aurillac. Das hatte sich dadurch ergeben, daß im Jahre 1927 bei einem Klassenkameraden dessen französischer Brieffreund zu Besuch erschienen war. Wir sprachen alle besser französisch als er deutsch. Da meine Brieffreundschaften keinen Austausch hergaben, wurde vereinbart, daß der Bruder des genannten Austauschschülers uns in Leipzig besuchen würde, ich hingegen in den Sommerferien 1928 zu ihm kommen soll. So fuhr ich Ende Juli 1928 mit Paß und hinreichend Reisegeld dorthin – über Straßburg, Lyon und andere reizvolle Zwischenstationen. Am Ziel angekommen sollte sich zeigen, was meine Sprachkenntnisse wert waren: zunächst gar nichts. Ich verstand nicht einen Satz der Unterhaltung bei den Mahlzeiten. Dies besserte sich jedoch mit der Zeit, insbesondere durch eisernen Verzicht auf Unterhaltung auf deutsch. Mein Austauschpartner nahm mich zu allen schulischen und privaten Verpflichtungen mit; so lernte ich auch seine Verwandtschaft kennen. Am Schluß des Aufenthaltes war mir der sprachliche Durchbruch gelungen, was sich später bei meinem Französischunterricht und während des Feldzuges in Frankreich zeigte.

Mit optimistischer Zuversicht kam ich in Aurillac an. Der Vater meines Austauschpartners war Lehrer für alte Sprachen am dortigen Gymnasium, ein lebhafter und sehr musikalischer Mann. Er war Chef einer Volkstanzgruppe, mit der er zahlreiche Reisen in Frankreich unternommen hatte. Er kam aus der Auvergne, seine Frau hingegen war Südfranzösin; sie hatte, wie ihr Gatte versicherte, Zigeunerblut in den Adern. Jedenfalls war sie sehr temperamentvoll, gescheit, damals entschieden katholisch, während sie später zum reformierten Glauben überwechselte. Ihre Kinder, Paul, damals Student an der Sorbonne, 21 Jahre, Charles, 19 Jahre, noch auf dem Gymnasium, und Juliette, ebenfalls noch Schülerin, genossen wie ich die Ferien und waren daher ständige Gesprächspartner für mich. Der Vater trat eigentlich nur mittags zum Essen, das nach französischer Sitte lange ausgedehnt wurde, und abends, wenn er an seinem Radio herumspielte, in Erscheinung. Er erzählte mir u.a. mit großem Behagen alle markanten feierlichen Essen seines Lebens, aber er las mit mir auch Racine. Paul blätterte mit mir französische Bildbände durch, die ihn als Geographiestudenten interessierten. Meistens konnte ich lange ausschlafen; dann kam der obligatorische Bummel zum Square mit dem Kriegerdenkmal. Einmal machten wir Jugendlichen einen schönen Ausflug zu einem erloschenen Vulkan in 1800 m Höhe. Von oben war die Sicht auf das vulkanische Zentralmassiv überwältigend schön; tief unten sah man braune Rinderherden. Ein andermal fuhr der Vater mit uns nach Padirac wegen Kalkablagerungen und der Schönheit dieses Höhlengebietes mit einem unterirdischen Fluß, auf dem wir sogar im Kahn spazierenfahren konnten.

Außerdem fiel in die Zeit meiner Anwesenheit der Besuch der Großmutter meines Gastgebers, für die eigens der Weinvorrat der Familie um ein Fäßchen Weißwein bereichert wurde, den sie allein zu trinken pflegte. Mich mag sie mit gemischten Gefühlen betrachtet haben, denn ihr geliebter ältester Sohn war gleich 1914 im Kampf gegen die Deutschen gefallen. Auch ein Liederabend ließ mich aufhorchen, weil ein Lied voller Kriegsbegeisterung wirkliche Begeisterungsstürme auslöste. Insgesamt jedoch waren meine Gastgeber verhältnismäßig neutral. Erwähnenswert ist auch ein Besuch in einem benachbarten Kloster der Salisianerinnen, in dem die Mutter meines Gastgebers erzogen worden war. Die Oberin und mehrere Schwestern erwiesen sich trotz klösterlicher Umgebung als vorzüglich informiert über alles Wesentliche, was in der Welt geschah.

Institut für Zeitgeschichte, Archiv

Ms 2136-12

Der Bruder meines Gastgebers war beim Abitur in Biologie durchgefallen, mit 17 von 25 anderen; nun mußte er für die Wiederholungsprüfung büffeln; danach sollte er zu uns nach Leipzig kommen. Die Schwester Juliette wurde des öfteren von den Brüdern gehänselt, wußte sich aber insgesamt durchzusetzen.

Die materiellen Verhältnisse der Familie waren den unseren ähnlich. Allerdings war die Art der Haushaltsführung wesentlich großzügiger, und wenn es hieß, dies muß repariert werden, bedeutete das noch lange nicht, daß der betreffende Schaden bald behoben wurde. Insgesamt hat mich diese erste Bekanntschaft mit der Lebensart eines ganz anderen Volkes tief und nachhaltig beeinflußt; ich bin meinen Eltern und der Gastgeberfamilie noch heute sehr dankbar, daß sie mir diese Erweiterung meines Horizontes ermöglicht haben.

Die Heimfahrt brachte weitere dauerhafte Eindrücke. Einen wesentlichen Teil bildeten Aufträge zum Aufsuchen von Gräbern von Hartensteiner Kriegsteilnehmern, die in jener Gegend begraben waren. Erstaunlicherweise fand ich tatsächlich alle mir bezeichneten Gräber, wenn auch zum Teil mit erheblichen Mühen. Ein wenig hatte die Zeit bereits die Wunden des Krieges nach zehn Jahren vernarben lassen.

Sehr beeindruckt hat mich die hohe Kathedrale von Limoges, erleuchtet von den Strahlen der untergehenden Sonne. Dort gab es wie in Afrika Frauen, die Krüge auf dem Kopf balancierten. Mein Ziel war Tours, wohin Paul bereits zur Großmutter vorausgefahren war. Bei ihr verlebten wir einige ruhige Tage, bestaunten das Denkmal für Balzac sowie eine weitere Kathedrale, bei der wir uns leider nicht zur Turmbesteigung entschlossen. Damals hatte ich das Gefühl, noch öfter friedlich in diese Gegend kommen zu können, wie man in der Jugend eben zu denken pflegt. Auch die alte Kirche St. Martin machte mir großen Eindruck, denn ihre Wände waren bedeckt mit Votivtafeln für wunderbare Rettung aus Kriegsgefahren.

Einen Abend verbrachten wir bei einem Bekannten der Großmutter, der vor dem Verfall der Währung ein echter Frankenmillionär gewesen war und bei dem wir einen bis heute unvergeßlichen Wein vorgesetzt bekamen.

Nachdem mein Koffer, der unverschlossen uns nachgereist war, eingetroffen war, konnte die Fahrt weitergehen nach Paris. Dort hatte der Vater meines Gastgebers bereits ein Zimmer in einer Pension für mich bestellt. Zu erwähnen ist, daß ich damals von einem Polizisten offenbar pflichtgemäß gefragt wurde, ob ich Lebensmittel nach Paris einführen wollte. Dann fuhr ich mit einem der damals schon etwa 6000 Taxis am Louvre vorbei zu der Pension.

Im Herbst 1928 war Paris wie immer eine einzigartige Stadt, die man eigentlich nur lieben kann. Ich genoß die Ausblicke etwa von den Türmen von Notre Dame oder den Blick vom Tuilerien-Garten zum Triumphbogen und jene Farbigkeit, die das Entzücken der Impressionisten verständlich macht. Etliche Sehenswürdigkeiten waren mir bereits durch meine Gastgeber anschaulich beschrieben und als Fotos gezeigt worden. Im Louvre hingen die Bilder noch in drangvoller Enge; Notre Dame wirkte sehr düster, aber die berühmten Glasfenster glichen alles aus; der Eiffelturm schwankte wie üblich ein wenig im Winde, gewährte aber eine unübertroffene Fernsicht. Bei der Abfahrt im Fahrstuhl lernte ich zwei junge Deutsche kennen, die mir beim Kennenlernen von Paris weiterhalfen. Dieses Anknüpfen von Zufallsbekanntschaften und deren Pflege lag mir mein Leben lang am Herzen. Ich lernte auch Verwandte meiner Gastgeber kennen; der Mann arbeitete als Beleuchter im Casino de Paris, was uns zu einem unvergeßlichen Besuch in diesem Etablissement verhalf. Mich Seminaristen verblüffte der Rummel einer Revue sehr mit seiner freigebigen Zurschaustellung weiblicher Reize. Es gab aber auch eine Opernaufführung und weitere seriöse kulturelle Erlebnisse.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 13

Gelegentlich erlebte ich noch Haß auf alles Deutsche. So erfuhr ich erst jetzt von den Umständen des deutschen Zurückweichens am Kriegsende: Es wurde systematisch alles zerstört; die Häuser wurden gesprengt, die Brunnen vergiftet, die Obstbäume abgehackt. Inzwischen war freilich vieles wieder aufgebaut. Ein Friedhofsbesuch ist zu erwähnen: 32.000 schwarze Grabkreuze sowie ein Massengrab mit weiteren etwa 3.000 nicht identifizierten Toten.

Die Heimfahrt ging über Verdun, wo ich das Fort Douaument sah; in den Granattrichtern wuchs jetzt Schilf. Von der Kriegsbegeisterung meiner Kindertage war ich gründlich geheilt.

In Leipzig herrschte schönes warmes Oktoberwetter; es waren Bekannte aus der erzgebirgischen Heimat zu Besuch. Der Sohn der Gäste wurde mir fortwährend als Vorbild vor Augen gehalten und mir daher gründlich verleidet.

Abwechslung brachte der Besuch von Charles aus Frankreich, der seine Wiederholungsprüfung bestanden hatte. Meine Eltern hatten es mit einiger Mühe geschafft, ihn in unserer nicht gerade geräumigen Wohnung unterzubringen. Er war ein lang aufgeschossener, etwas linkischer junger Mann; eine Reihe meiner Bundesbrüder bemühten sich rührend um ihn, besuchten etwa das Gewandhausviertel, wo eine entfernte Verwandte von ihm gelebt hatte. Ich hatte damals leider Bandagen zu tragen, um die Verletzungsfolgen meiner ersten Mensur zu verdecken. Auch zu einer feuchtfröhlichen "Kneipe" wurde er mitgenommen und entsprechend bestaunt; auch den Silvesterabend verbrachten wir in beschwingter Runde: Meine Mutter hatte es geschafft, uns zu einer häuslichen Feier zu bewegen. Insgesamt ergaben sich mit Charles aber weniger Berührungspunkte als mit meinem eigentlichen Austauschpartner Paul, dem ich noch heute nach 41 Jahren unseren alljährlichen Rundbrief schicke, auf den er gelegentlich antwortet. Er meldete sich sogar gleich nach dem 2. Weltkrieg wieder mit einem Brief, in dem er betont, daß meine düsteren Ahnungen aus der Jugend sich leider erfüllt hätten.

In diesem Jahr 1928 trat unvermutet ein Mensch in mein Leben und veränderte es entscheidend: meine liebe Elisabeth, geb. Katzenberger. Am 19. März sah ich sie an einem Fenster des Verlages Klinkhardt, wo ich eigentlich nur meinen Bundesbruder Karl Schöne besuchen wollte. Es entwickelte sich jedoch so, daß ich den Geschäftsschluß um 17.00 Uhr abwartete, die aufregende junge Dame freundlich anredete und mich für den Abend mit ihr verabredete; wir sollten bis zu ihrem frühen Tod im Januar 1945 verbunden bleiben.

Sie war das jüngste Kind aus der ersten Ehe eines Zollbeamten, in Bad Elster 1907 geboren. Der älteste Bruder war ein Tunichtgut und verschollen, der nächste ein gutmütiger, aber recht unentschlossener Mensch, der immer wieder an irgendeiner Klippe des Lebens scheiterte. Aber Elisabeth war zielstrebig, fleißig, willensstark und von unbeirrbarer Klarheit der Entscheidungen. In der zweiten Ehe des Vaters, aus der noch zwei Mädchen, Käthe und Hanni, hervorgingen, hatte sie es nicht leicht. Die Mutter, noch jetzt (1969) mit 92 Jahren körperlich und geistig rüstig, war ihr trotz guten Willens eine Stiefmutter. So hatte Elisabeth schon früh – ganz auf sich selbst gestellt – einen eigenen Lebensstil entwickelt und war schon in verhältnismäßig jungen Jahren zu einer Person geworden, die in den turbulenten Jahren der Diktatur, die noch niemand so recht ahnte, unbeirrbar ihren Weg ging. Sie wurde mir zur erfahrenen Gefährtin, als es für mich Zeit wurde, mich aus der mütterlichen Umklammerung zu lösen, was nur unter Schmerzen vonstatten ging. Sie bewahrte mich auch vor der Verspießerung, die der Korporationsbetrieb (studentische Verbindung) mit sich brachte, obwohl ich dort neben Spießern auch prächtige Freunde gefunden hatte.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 14

Es gab mit ihr unvergeßliche gemeinsame Reisen, die wir freilich heimlich bewerkstelligen mußten. Sie führten uns etwa zu Pfingsten 1929 nach Weimar, später nach Alexandersbad und nach Berlin, häufig auch zu einem Bekannten, der als Volksschullehrer in Zwickau lebte.

Durch ihre Zugehörigkeit zu dem Verlag, dessen Chef im Aufsichtsrat des Schauspielhauses saß, stand uns dieser Musentempel sozusagen offen: Verbilligte Karten waren für fast jede Aufführung zu ergattern. So konnten wir Hermine Körner bewundern, Albert Bassermann, Alexander Moissi und viele weitere damalige Berühmtheiten.

Ein Wintersemester lang saß ich mit Elisabeth bei Volkshochschulveranstaltungen eines Dr. Morgenstern über zeitgenössische Literatur: Es gab fast zu viel Ablenkung von einem ernsthaft zu betreibenden Studium. Dort wurde ich u.a. auf einen Prof. Dr. Braun aufmerksam gemacht, in dessen Vorlesung über russische Geschichte ich eines Tages ging. Was er über Nikolaus I. und Alexander II. und dergleichen vortrug sowie seine menschlich warme Art nahm mich sofort für ihn ein. So begab ich mich zu Beginn des nächsten Semesters in seine Sprechstunde, um zum Studium der russischen Geschichte zugelassen zu werden. Er fragte nach den Gründen; ich legte ihm dar, daß die damals zwölf Jahre zurückliegende Russische Revolution von ähnlicher Bedeutung zu sein schien wie einst die Französische Revolution und daß ich mich deshalb mit der russischen Geschichte befassen wollte. Da er als Emigrant jedoch vor eben dieser Russischen Revolution geflohen war, mag ihm mein Interesse etwas befremdlich erschienen sein. Er war jedoch sehr freundlich und entgegenkommend, machte freilich das Erlernen der russischen Sprache zur Bedingung - ohne zu wissen, daß er damit wesentlich dazu beitrug, daß mir im Kriege das Leben erhalten blieb: Wegen meiner Kenntnisse des Russischen war ich weitgehend als Dolmetscher fern von der Front beschäftigt. Er hatte auch einen Russischlehrer für mich bereit, zu dem ich nun wöchentlich ging, um mit ihm bereits leichte russische Texte zu lesen, während der Professor selbst uns in die Anfangsgründe der Grammatik einführte. Er trug einen Bart wie die biblischen Patriarchen und machte insgesamt auf uns einen großen Eindruck. Er wußte Aufregendes aus der jüngeren russischen Geschichte zu berichten, etwa daß er Prorektor der Universität St. Petersburg gewesen war – Rektor war damals der Zar selbst. Dort war er bereits angesehener Professor für vergleichende Sprachwissenschaften gewesen, bis ihn die Revolution von 1917 zur Emigration veranlaßte. Den Bolschewiki war er zu bürgerlich. Er beherrschte fünf Sprachen fließend, hatte jedoch im Exil lediglich eine bescheiden honorierte Lektorenstelle bekommen. Allerdings betrieb er darüber hinaus seine Forschungen weiter. Bei seiner Abreise aus Rußland hatte ihn der Unterrichtsminister persönlich in einer Droschke zum Bahnhof begleitet und gemeint: "Seien wir ehrlich, Sie werden nicht zurückkommen." Er hatte recht behalten. Sein Sohn Maximilian wurde später Professor für slawische Sprachen in Göttingen. Die Teilnehmer der Lehrveranstaltungen von Prof. Braun kamen aus verschiedenen Nationen: Etwa zur Hälfte aus dem deutschen und aus dem slawischen Sprachraum.

Die Anforderungen an uns waren nicht gering. So kam es zum Beispiel vor, daß ein Referat zu einem spanischen Werk gehalten werden sollte; da niemand spanisch konnte, wurde einer der Teilnehmer dazu bestimmt, in sechs Wochen sich die Grundkenntnisse soweit anzueignen, daß er das Referat halten konnte. Trotz oder gerade wegen solcher hohen Anforderungen war die Atmosphäre durchaus gemütlich; Braun ließ zum Beispiel spezielle Zigarren zirkulieren. Er war eher väterlicher Freund als professoraler Lehrer und nahm viel persönlichen Anteil am Leben seiner Studenten. Kurz nach meiner Hochzeit fragte er mich zum Beispiel, ob ich wenigstens ein bißchen unter dem Pantoffel sei; das müsse ein Mann nämlich, wenn eine Ehe gut genannt werden solle. Nach drei Ehen könne er das beurteilen. Er wurde 78 Jahre alt; eine Reihe seiner ehemaligen Schüler konnte ihm trotz des Rußlandkrieges das letzte Geleit geben.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 15

Im Wintersemester 1930/31 folgte ich seinem "Rat", an der Universität Königsberg bestimmte Studien zu betreiben. Dort fand ich jedoch auch für Englisch und vor allem für Geschichte bedeutende Lehrer: Zum Beispiel Prof. Rothfels, der über Bismarck mit uns arbeitete. Zu erwähnen ist auch ein Ausflug zur Marienburg mit allerlei Komplikationen. Auch das Denkmal von Immanuel Kant bewegte uns einschließlich der Anekdote, daß der Philosoph jeden Nachmittag zur gleichen Zeit spazieren zu gehen pflegte, so daß man seine Uhr danach stellen konnte. Merkwürdigerweise gab es erstaunlich viele österreichische und rheinländische Studenten in Königsberg.

Leider bemühte sich meine gute Mutter mit aller Kraft aus der Leipziger Ferne, meine Beziehung zu Elisabeth zu beenden, mindestens zu stören. Ich hatte es nicht immer leicht, sämtliche Bedenken gegen Elisabeth trotz treuen Schreibens zu unterdrücken. Es tauchte sogar eine gewisse Konkurrenz auf, eine musikalische, kluge, schlesische Pfarrerstochter, nicht zu schweigen von einer noch umwerfenderen Tanzstundenbekanntschaft.

Nichtsdestoweniger trafen Elisabeth und ich uns in Berlin – natürlich heimlich – und erlebten den aufregenden Trubel der damals blühenden Weltstadt, leider mit wenig Geld in der Tasche. Eine gewisse vorübergehende Verstörung ergab sich aus den Königsberger Turbulenzen. Die Rückfahrt nach Königsberg nutzte ich zu einem Besuch in Danzig und Zoppot. In Königsberg empfing mich der gewohnte Betrieb; es gab sogar eine Gruppe meiner Turnerschaft, mit der ich leider mehr Zeit verbringen mußte als es meinen Studieninteressen eigentlich gut tat. Allerdings hielten diese Freundschaften auch in sehr finsteren Zeiten bis ins hohe Alter. An der Universität wurde der gewohnte Lernbetrieb damals durch eine Studentenrevolte unterbrochen: Der Nationalsozialistische Hochschulbund hatte einen Kranz mit Hakenkreuzschleife am Weltkriegsehrenmal niedergelegt. Weil der Rektor der Universität darauf bestand, daß die Hakenkreuzschleife entfernt wurde, kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, die erst durch Polizei und intensiven Gebrauch der Gummiknüppel aufgelöst werden konnten. Ich konnte mich und einen jüdischen Kommilitonen nur mit Mühe durch einen Seitenausgang der Universität in Sicherheit bringen. Nur mit Mühe wurde eine vorübergehende Schließung der Universität abgewendet, weil Prof. Rothfels persönlich beim Kultusminister Prof. Grimme intervenierte. Näheres dazu sollte ich erst 38 Jahre später (1969) erfahren, als mir die Witwe von Prof. Grimme diesen Verlauf der Ereignisse bestätigte.

Das sozialdemokratisch regierte Preußen war in Sachen Hitler gar nicht zimperlich; es wußte die große Mehrheit im sogenannten Reichsbanner hinter sich und war noch bereit, dem Nationalsozialismus zu widerstehen. Leider versagten bald die Leute in der politischen Verantwortung bei Papens' Staatsstreich nur zwei Jahre später (1933).

Doch schien es zunächst, als ob Brüning die Krise meistern würde. Gerade in Königsberg las ich von der 6%igen Kürzung aller Beamtengehälter, von der auch meine Eltern betroffen waren. So war die ohnehin knappe Finanzdecke auch für mich noch knapper geworden. Daher arbeitete ich nach meiner Rückkehr nach Leipzig und nach dem Wiedereintauchen in den alten Freundeskreis in den Semesterferien als Werkstudent, und zwar bei der Alten Leipziger Lebensversicherung, deren Gebäude erstaunlicherweise nicht im Krieg zerstört wurde. Meine Aufgabe war die Aufwertung der durch die Inflation betroffenen Versicherungsfälle, was mit Hilfe einer klappernden Rechenmaschine leicht zu bewerkstelligen war. Freilich bedeutete es für einen nicht acht Stunden Schreibtischarbeit gewohnten Studenten, zumal bei sommerlicher Hitze, eine beträchtliche Anstrengung, bei der mir zuweilen die Augen zufielen. Immerhin gab es dafür eine für mich sehr viel bedeutende Entlohnung, die zunächst zu großen Teilen an meinen Freund Hermann Krause verliehen wurde, um dessen bescheidene Extravaganzen zu finanzieren. Daneben aber nutzte ich das Geld auch noch für eine Studienfahrt mit dem Aus-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 16

landsamt des Allgemeinen Studentenausschusses der Universität nach Eger, Karlsbad, Prag, Liboch, Leutemitz und Dresden. In Eger war ich bereits vorher mal gewesen, um mit Elisabeth ihren Geburtsort Bad Elster zu erleben. Während der Reise besichtigte ich allein die alte Stauffer-Burg, die Schauplatz einer längst vergangenen Schreckenstat war. Die Wände der Ruine waren mit leuchtendem Efeu überzogen, daneben war noch ein zerstörter Kamin zu sehen. Die berühmte Kapelle freilich wußte ich noch nicht recht zu würdigen; erst viel später erfuhr ich in Goslar Näheres über ihre Bedeutung.

Bei dieser Auslandsfahrt hatten wir leider nicht das stadtgeschichtliche Museum aufgesucht, das Schauplatz der Ermordung Wallensteins war. Von dort ging es nach Karlsbad und schließlich nach Prag. Die Stimmung dort war gerade wieder einmal betont deutschfeindlich. Man sprach besser niemanden an, wenn man nicht die tschechische Sprache beherrschte. Andererseits weigerten sich auch die Sudetendeutschen, die Sprache des Volkes zu lernen, in dem sie lebten. Ein deutscher Student, der uns durch die Altstadt und die Karls-Universität führte, erklärte kategorisch, er würde nie Tschechisch lernen. Erst später wurde mir diese Haltung etwas verständlicher, als wir auf der Rückfahrt in Libach an der Sprachgrenze Station machten und uns von einem dortigen Stadtführer die Situation in einer so schwierigen geographischen Lage erläutert wurde. Dieses Städtchen wurde damals von den Tschechen systematisch unterwandert. Man hatte in großer Zahl tschechische Arbeiter "eingeschleust"; wenn es um öffentliche Abstimmungen über wichtige politische Fragen ging, waren weitere "Wanderarbeiter" zur Stelle. So standen etwa für die tschechische Minderheit drei Kindergärten zur Verfügung, für die deutsche Mehrheit nur einer. Es war abzusehen, wann sich die politische Lage zugunsten der Tschechen verändern und damit das Ende für die deutsche Schule, den deutschen Ortsnamen und die deutsche Verwaltung kommen würde.

Mit solchen Eindrücken verließen wir auf dem Wasser diese schöne, von Caspar David Friedrich so liebevoll gemalte Landschaft mit ihren charakteristischen spitzen Erhebungen und gelangten nach Dresden. Dort brachte mich mein Studienfreund Hermann Krause bei seinen Bekannten unter.

Elisabeth war während dieser Zeit allein nach Bayern verreist gewesen – eine heilsame Trennung, denn sie hatte bewiesen, daß wir doch schon zu eng miteinander verbunden waren, um uns Mutters Wunsch entsprechend trennen zu können. In der kommenden, politisch außerordentlich schwierigen Zeit und den Kriegsjahren war mir die feste Anti-Hitler-Haltung meiner späteren Frau eine unschätzbare Hilfe.

Die Schwächen der Weimarer Republik wurden in dieser Zeit an vielen Stellen sichtbar. Die häufigen Demonstrationszüge der verschiedenen "Kampfverbände" mit regelmäßigen Schlägereien verhießen nichts Gutes. An der Universität nahmen die Auseinandersetzungen ebenfalls zu. Ein Psychologieprofessor etwa wurde in solchem Maße erklärter Nationalsozialist, daß offenbar nicht ganz zu Unrecht behauptet wurde, man müsse zum Examen bei ihm nur ein NS-Parteiabzeichen anstecken, um eine gute Zensur zu erlangen. Auch ein schätzenswerter Geschichtsprofessor schmähte ungehindert das bisherige politische System, das ihn doch als Lebenszeitbeamten ernährte. Doch war er nicht ganz und gar Anhänger Hitlers, sondern eher Sympathisant Hugenbergs, der Hitler als Marionette der Wirtschaft benutzen wollte.

Vollends deutlich wurde die politische Krisensituation in den studentischen Verbindungen. Dabei hatte meine Hercynia aus ihrer Vergangenheit (von Pädagogen gegründet) bemerkenswert viele ehrliche Anhänger der Weimarer Republik; nur ausgemachte Schwachköpfe verfochten die neue Weltanschauung, lautstark unterstützt von Opportunisten oder von idealistischen Krakeelern. Dagegen gab es unter den "Alten Herren" der Hercynia überwiegend be-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 17

sonnene Persönlichkeiten wie insbesondere die Schulleiter der angesehenen Leipziger Gymnasien (Gaudig-Schule, Max-Klinger-Schule, Goethe-Schule); sie ließen nicht nach, bei unseren studentischen Zusammenkünfte die Stimme der Vernunft zu erheben. Mit einem der Freunde hatte ich auch selbst einen Streit, in dem er mir vorhielt: "Was sträubt ihr euch eigentlich noch? In ein paar Monaten haben wir doch die Macht!". Es nützte leider nichts, daß ich antwortete: "Ja, das mag wohl so kommen, aber es wird der Ruin Deutschlands sein.". Trotzdem schien der Ausgang damals noch immer offen, aber die Skepsis bei den Optimisten wuchs. Ein Geschichtsprofessor hielt jeden Sonnabend privatissime et gratis eine "Fragestunde zur Zeitgeschichte" ab. Einmal nahm ein Mitglied des Nationalsozialistischen Hochschulbundes das Wort, verhedderte sich jedoch hoffnungslos und entzog sich weiterer Bloßstellung, indem er einen fähigeren Nazianhänger für die Behandlung des Themas am nächsten Sonnabend ankündigte. Der erschien dann auch, sagte seine Sprüche auf und der Professor sprach abschließend einige Worte, die zu einem prophetischen Bekenntnis wurden: Der Liberalismus werde für eine Zeit unterliegen und die Folgen würden fürchterlich sein, aber er sei überzeugt, daß diese politische Idee wieder erstehen werde! Er sollte recht behalten, selbst wenn ihn damals viele junge Leute verächtlich als "Greis von Weimar" abtaten. Beide – der junge Nazianhänger und der betagte Professor – sollten es noch erleben. Auch "mein" Professor Braun sah richtig, wenn er nach einer Erholungsreise ins Vogtland mit der Ankündigung zurückkam, er wisse nun, wie künftig unser aller Gruß lauten würde; damals fragten wir noch erstaunt, wie dieser Gruß aussehen würde.

Dies alles nahm ich aber nicht mit ganz wachen Sinnen wahr, denn inzwischen hatte ich nach langwierigem vergeblichen Anlauf das Thema meiner Doktorarbeit gefunden und war mit dem zeitraubenden Zusammenstellen der Literatur beschäftigt. Im Studentenbund gab es einen letzten Eklat, als mehrere meiner Freunde in höhere Positionen im Studentenverband gewählt wurden, ich zum Betreuer der Neulinge. Wir lehnten es als einzige Studentenverbindung ab, uns an einer Protestaktion gegen einen Theologieprofessor in Halle zu beteiligen, der öffentlich gegen den Nationalsozialismus gewettert hatte.

Professor Braun hatte für meine Dissertation ursprünglich ein rein theoretisches Thema vorgeschlagen, bei dem es um einen Entwurf für eine neue russische Verfassung aus der Zeit von Zar Alexander I. ging. Aber weder war dazu genügend Literatur zu beschaffen, noch wäre ich vermutlich dieser Aufgabe damals – wenn überhaupt – gewachsen gewesen: Teils wegen meiner unvollkommenen russischen Sprachkenntnisse, teils wegen meiner beschränkten Fähigkeit zur Interpretation von Verfassungsentwürfen. So fand ich im Zusammenwirken mit Professor Braun schließlich ein anderes Thema, das Forschungen zur Leipziger Heimatgeschichte mit Eindringen in russische Geschichte verband: Das russische Generalgouvernement in Leipzig vom Oktober 1813 bis November 1814. Dieses Thema bereitete mir wesentlich mehr Spaß, weil es größere Anschaulichkeit mit sich brachte. Auch kam ich dadurch in Verbindung zu Personen, die auf mein künftiges Leben wesentlichen Einfluß haben sollten. Der Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums, Dr. Schulze, ein feinsinniger, hochgebildeter Mann bat mich um wissenschaftliche Aufsätze, nämlich Biographien von Leipziger Bürgermeistern im 19. Jahrhundert. Diese Beiträge sollten in einem Handbuch "Geschichte Leipzigs" erscheinen, das zum baldigen Stadtjubiläum herauskommen sollte, vorher jedoch in den "Leipziger Jahrbüchern" abgedruckt werden.

Ein anderer treuer Berater war mir Dr. Ernst Müller, der Leiter des Leipziger Archivs; mit ihm verbindet mich noch heute eine aufrichtige Freundschaft. Er hat – als Anthroposoph und Wissenschaftler von großer Findigkeit und Akribie – die verschiedenen politischen Systeme (Kaiserreich, Weimarer Republik und Hitlerregime) mit bewundernswertem Mut und ohne Zugeständnisse überstanden. Von ihm erfuhr ich übrigens, daß Hitler zum Reichskanzler er-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

M = 2136 - 18

nannt sei. Eine Begebenheit zur Charakterisierung Hitlers: Der neu ernannte Reichskanzler sollte vom Leipziger Oberbürgermeister ein Ehrengeschenk überreicht bekommen. Der Oberbürgermeister erwartete, daß der Empfänger des Geschenkes wie üblich die Stufen zum Podium heraufkäme, mußte jedoch nach vergeblichem Warten hinuntersteigen, um dem Reichskanzler das Geschenk zu überreichen. Nachdenklich las ich die Zeitungsberichte über die Ernennung des neuen Reichskanzlers, in denen das Ereignis groß herausgebracht wurde. Die Katastrophe in ihrem künftigen Ausmaß zu erahnen, war unmöglich.

Vorerst hatte ich andere Sorgen. Meine Doktorarbeit über die russische Besatzung in Leipzig 1813/14 war bald nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler abgeschlossen (Mitte 1933). Elisabeth hatte sie mit unserer verbilligten Vorführschreibmaschine der Marke Triumph sauber getippt. Der notwendige zweite Professor hatte seine Zustimmung erteilt, nachdem ein Abschnitt "Die öffentliche Meinung" erweitert worden war. Professor Braun hatte mir wohlwollend geholfen, indem er als dritten Gutachter Professor Brandenburg einsetzen ließ, allerdings hatte ich auf dessen Beurteilung sehr lange warten müssen. Das war besonders mißlich, weil mein Dienstantritt als Volksschullehrer bevorstand. Zusammen mit einem Freund, der ebenfalls in den Schuldienst treten wollte, war ich Ende 1932 nach Dresden gefahren und hatte bei dem Personalreferenten die Lage erkundet. Ich erfuhr nichts Neues: In einem Gymnasium beschäftigt zu werden war völlig aussichtslos. So entschlossen wir beide uns, auf unser Abschlußzeugnis des Zwickauer Seminars für Volksschullehrer zurückzugreifen und unsere guten Dienste als Aushilfslehrer in Volksschulen anzubieten. Unser Angebot wurde erfreulicherweise angenommen – aber zu welchen Bedingungen! Von der Bezahlung, die für sämtliche Akademiker schlecht war, ganz zu schweigen, waren auch die Lebens- und Arbeitsverhältnisse nicht viel anders als im vorigen Jahrhundert. Ich hatte in einem Dorf einen erkrankten Rektor zu vertreten. Er war allerdings höchst erstaunt, als ich nach Bahnfahrt und halbstündigem Fußmarsch am frühen Morgen am Schulgebäude stand, das ihm zugleich als Dienstwohnung diente. Die einklassige Schule verlangte wie auch heute noch sozusagen den pädagogischen Zehnkämpfer: Pädagogisches Können, Einfallsreichtum, Idealismus, Belastbarkeit und nicht zuletzt einen Sinn für das Praktische. Der große, eiserne Ofen im Klassenzimmer war nämlich von der Lehrkraft zu bedienen und zu überwachen.

Eine Wohnung fand sich beim einzigen Fleischermeister des Dorfes. Eine gewisse Erholung bedeutete der Umgang mit einem jungen Lehrerehepaar, weil ich mit den beiden noch offen reden konnte, während der Fleischermeister schon völlig auf Hitlers Seite stand. Leider kann ich auch die Flohplage nicht verschweigen. Erheiternd war auch die Primitivität der sanitären Anlagen, vor denen der große Wachhund knurrend herumsaß.

Er bedeutete freilich die geringste Gefahr, denn im Dorf breitete sich Mißtrauen aus, man könne vielleicht die Freude des großen nationalen Erwachens nicht teilen. Als ich eines Abends nach Hause kam, vernahm ich aus dem Rundfunkempfänger die Nachricht vom Reichstagsbrand. Der Fleischermeister beobachtete scharf meine Reaktion auf seine Kommentare. Ich mußte mich hüten, etwas von meinen Gedanken preiszugeben, denn es stand für mich fest, daß dieser Brand nur von den Nazis ausgeheckt und ausgeführt sein mußte und bin auch heute noch der Meinung, daß sie es gewesen sind. Lediglich dem Lehrerehepaar konnte ich solche Gedanken anvertrauen, auch den damals kursierenden Witz, die Gebrüder SASS (= SA und SS) seien für den Brand verantwortlich.

Insgesamt waren wir drei in der gleichen Weise von der neuen Regierung angewidert. Statt der Schlichtheit der untergegangenen Weimarer Republik und ihres Repräsentanten Brüning – der gerade in diesen Tagen, da ich dieses schreibe (1969), gestorben ist – breitete sich ein hohles Pathos, Aufschneiderei und unerträgliche Aggression aus. Der zuständige Schulrat in

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Ms 2136 – 19

Borna hatte mich bei meinem Dienstantritt noch auf die Verfassung von Weimar vereidigt. Er wurde wie so viele bald wegen politischer Unzuverlässigkeit seines Postens enthoben. Kanzler Brüning war aus damaliger Sicht sozusagen 100 Meter vor dem Ziel gescheitert, was die Nazis voller Hohn verkündeten. Ich hatte mir die Versammlung der Nazis unter diesem Titel angehört, bei der der neue Reichspropagandaminister, Dr. Goebbels, als Hauptredner auftrat. Sie gab einen Vorgeschmack auf das, was wir nun 12 Jahre lang ertragen und erdulden sollten: Riesige Menschenmassen, Marschmusik, fanatisches Gebrüll, bis der Hauptredner hereinhinkte, dann die geschulte Stimme des versierten Demagogen mit der Ankündigung "dramatischer Maßnahmen" des deutschen Volkes, zu denen auch Italien im Völkerbund seine volle Zustimmung erklären werde. Alle, außer uns, stiegen auf die Bänke und jubelten begeistert. Wenn man kühl blieb – erst recht bei zurückhaltenden Äußerungen -, riskierte man Prügel.

Aber das Sieg-Heil-Geschrei wirkte nun einmal abstoßend auf mich; das änderte sich auch dann nicht, als die Bewegung auf innenpolitischem Gebiet endgültig die Macht übernommen hatte. Die Illusion der politischen Rechten, man könne Hitler noch in die Schranken weisen, teilten wir nicht. Des öfteren trafen wir Freunde uns, unter anderem um die von Goebbels geprägten neuen Worte und "die Lage" zu besprechen. Es galt die Parole, den verbleibenden Rest von Demokratie ("Liberalismus") auszukosten, denn das Ende würde schrecklich sein. Bei der Wahl am 5. März 1933, der letzten einigermaßen freien Abstimmung, lag ich mit hohem Fieber und Mandelentzündung krank im Bett. Wie ich erfuhr, wählte meine Mutter SPD, Vater, seit Urzeiten SPD-Mitglied, wählte NSDAP aus Angst vor Nachteilen. Ich entschied mich für eine kleine, "Staatspartei" genannte Gruppe, deren Vorsitzender der spätere Bundespräsident Heuß war. Aber auch diese Partei stimmte leider bald darauf für Hitlers berüchtigtes Ermächtigungsgesetz.

Nicht zu verkennen ist allerdings, daß nach dem turbulenten Ende der Republik die jetzt einsetzende, hervorragend propagierte Konsolidierung, besonders auf dem Arbeitsmarkt, auf viele beruhigend wirken konnte. Wer freilich Freunde und Bekannte unter möglichen künftigen Opfern hatte, sah die Dinge wieder im richtigen Maßstab.

Mich hatte das neue Schuljahr in eine Umgebung verschlagen, in der ich reichlich Anschauungsunterricht erhielt. Als Aushilfslehrer war ich weiterhin im Bezirk Borna an vier Volksschulen gleichzeitig beschäftigt, was unter anderem bedeutete, daß ich mich in der großen Pause mit dem Fahrrad von einer Schule zur anderen begeben mußte. In dem Dörfchen, in dem ich wohnte, hatte übrigens Luthers Gattin, Katharina von Bora, eine Zeit lang gelebt. Soweit es meine Vorbereitungen auf die mündliche Doktorprüfung zuließen, radelten oder spazierten wir drei Pädagogen durch die frühsommerliche Landschaft. Zu erwähnen ist, daß meinem Freund die Strafversetzung auf das Dorf nur deshalb zuteil geworden war, weil er noch im Jahre 1932 SPD-Mitglied geworden war, um auf diese Weise die Gegner des Nationalsozialismus zu stärken. Teilweise sahen wir das Schreckliche spielerisch, indem wir etwas "Reichstagsbrandprozeß" spielten. Der auf das Dorf Verbannte war trotz unsicherer beruflicher Zukunft bereits verheiratet. Dieser Kurt Klein betreute damals den minderjährigen Rudolph Walther Leonhardt, später Feuilletonchef der "Zeit". 1934 mußte er einen politischen Prozeß über sich ergehen lassen.

Man erfuhr – nie aus der Zeitung – Hochinteressantes über das politische Klima; neulich habe der Führer in den konservativen politischen Kreisen in Dresden tüchtig aufgeräumt: Er sei mit rauher Hand in eine Versammlung gesprengt, habe sogar die Tischtücher im Zorn herabgerissen ohne Rücksicht auf das dabei zerschlagene Geschirr (in jedem Sinne). Solche Ereignisse wurden im Gasthof mit Behagen erzählt, einschließlich Wirt hörten alle andächtig zu. Ein

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

MS 2136 - 20

unbekannter Gast vom Nebentisch verließ unauffällig das Lokal. Kurz danach klingelte der Ortspolizist an der Wohnungstür des Erzählers und ließ sich die Geschichte noch einmal berichten. Nach mehreren spannungsreichen Wochen folgte eine gerichtliche Vorladung: Neben Kurt standen ein weiterer Pädagoge und ein Student vor Gericht, die als Zeugen vom Gericht benannt worden waren. Zum Glück endete die Gerichtsverhandlung mit einem Freispruch, an welchem der Gastwirt nicht geringen Anteil hatte, indem er treuherzig betonte, der Beklagte habe mit freilich ungeschickten Worten dennoch den Führer loben wollen.

Nachdem diese Gefahr überstanden war, konnten wir für einige Zeit leichteren Herzens vorsichtig weiterlästern. Sehr bewegten uns in jener Zeit die Radioübertragungen aus dem Reichstagsbrandprozeß. Ich hatte damals noch meinen schulfreien Mittwoch und nutzte ihn natürlich, um mich in Leipzig auf die mündliche Doktorarbeit vorzubereiten. Sie fiel mitten in den heißen Sommer auf einen entsprechend heißen Tag; dennoch bestand ich zu meiner eigenen Überraschung mit der besten Zensur ("Summa cum laude"). Prüfer waren für Englisch Professor Schücking, für russische Geschichte Professor Brau und für Pädagogik/Philosophie Professor Driesch. Diese Prüfungen fanden übrigens "unter vier Augen" statt, während die Staatsprüfungen zur großen Freude künftiger Prüflinge in beschränkter Öffentlichkeit stattfanden. Außerdem war für meine Pädagogikprüfung Professor Theodor Litt zuständig, der trotz glänzender Rhetorik und Abneigung gegenüber dem Nationalsozialismus mir nicht besonders sympathisch war, auch wenn Professor Braun dessen geistreiche und höchst witzige Beiträge bei Festlichkeiten der Professoren rühmte.

Die bestandene Doktorprüfung erleichterte mir die bald zu fassenden Entschlüsse, sie war mir nützlich, besonders da ich ohne parteipolitische Bindung mein Leben führte.

Die großen Ferien hatte ich mit Elisabeth an der Ostsee in der Nähe von Warnemünde als frischgebackener Doktor in rechter Hochstimmung verbracht. Um so mehr bedrückte mich bei Schuljahresbeginn das erneut – und sogar verstärkt – über mich hereinbrechende Elend des Schulmeisterdaseins. Der Rektor der Schule meines Wohnortes war deutlich unfreundlicher gegenüber dem Herrn Doktor, weil dieser nun unverblümt den Volksschullehrerberuf offenbar verlassen werde. Dazu verurteilte er natürlich mein "politisches Desinteresse". Seine Frau gratulierte mir zwar zur Promotion, ihre begleitende Bemerkung "was nützt einem der Titel, wenn einem fehlen die Mittel" wirkte freilich wenig aufmunternd.

Zu allem Überfluß wurde mir nun auch der freie Mittwoch gestrichen zugunsten von Unterricht in einem fünften Dorf, in dem ein alter Schulmann und gleichzeitig Imker mit bewundernswertem Geschick eine einklassige Schule aufgebaut hatte und Unterstützung benötigte.

Dies alles wirkte zusammen und bewog mich, unter diesen Umständen den verhältnismäßig lukrativen Volksschuldienst zu quittieren. Ich wollte trotz aller insbesondere finanziellen Widrigkeiten noch das Staatsexamen für das Lehramt am Gymnasium ablegen. Glücklicherweise wußte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht, daß mein Vater wenige Wochen darauf wegen seiner SPD-Mitgliedschaft unter Kürzung seiner Pension um ein Viertel in den Ruhestand versetzt werden würde, obwohl er erst 56 Jahre alt und keineswegs krank war. Rechtsgrundlage war das neue "Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums". Seine SPD-Mitgliedschaft war durch die berüchtigte Fragebogenaktion der neuen Regierung ans Licht gekommen, die auch mir bald viel Kopfzerbrechen bereiten sollte. Es wurden Vorwände gesucht, um Beamtenposten für alte Nazikämpfer freizumachen. Leider hatten auch alte Freunde aus Vaters früherem Wohnort eine häßliche Rolle gespielt. Einer dieser "Freunde" lebt jetzt noch in Bielefeld und freut sich seines Lebens; er müßte damals die schrecklichen Folgen seiner Denunziation geahnt haben.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

M 2136 - 21

Vorerst war die materielle Existenz meiner Eltern zwar bedrückend geschmälert, aber doch knapp ausreichend. Schlimmer waren Kränkungen im Zusammenhang mit der Amtsenthebung durch Vorgesetzte sowie die soziale Isolation. Der Umgang mit meinen Eltern wurde von allen Ängstlichen gemieden. Für den der Kontakte zu Kollegen beraubten Pensionär blieben nur die Eltern der Schwiegertochter, das Gespräch mit einigen wenigen Nachbarn sowie gelegentlich eine Fahrt zu Verwandten in die erzgebirgische Heimat.

Zu dieser bedrückenden Situation kam nun ich – durch den vor Wochen gefaßten Entschluß festgelegt – wieder ins Elternhaus, um mich intensiv den Vorbereitungen auf die erste Staatsprüfung für das gymnasiale Lehramt zu widmen. Dazu gehörte auch eine Fahrt nach Dresden, um eventuell zugunsten meiner beruflichen Pläne eine Zurücknahme der Zwangspensionierung meines Vaters zu erreichen. Von dieser bitteren Mission war freilich wenig zu erhoffen; ein Ministerialrat erläuterte mir lediglich sehr freundlich die Prozedur der Durchführung des oben genannten Gesetzes; da es im sächsischen Landtag keine Opposition mehr gäbe, werde niemand sich für solche Fälle einsetzen, im übrigen sei ich ja weit genug, um auf eigenen Füßen zu stehen. Auch weitere Fürsprachen einflußreicher Bekannter brachten nichts, denn das neue System war viel zu sehr darauf festgelegt, für die alten Nazikämpfer berufliche Existenzmöglichkeiten zu schaffen.

So hatte ich mich auch auf Anraten des Schulrates bei der Verabschiedung aus dem Volksschuldienst und aufgrund umlaufender Parolen entschlossen, wenigsten einem "Wehrverband" beizutreten, dem sogenannten "Stahlhelm", der noch unabhängig von der Partei existierte; dort traf ich meinen früheren Lehrer, Dr. Ziegner, wieder. Er gehörte freilich dem eigentlichen Verband an, ich dem "Jungstahlhelm". Er war auf Parteidruck hin aus den üblichen Gründen ("politisch unzuverlässig" oder ähnlich) aus dem Amt (zuletzt Schulrat in Schwarzenberg) entlassen worden. Vor zusätzlicher Pensionskürzung bewahrten ihn lediglich seine militärischen Verdienste – 20 Jahre zurückliegend – als "alter Artillerist" (1914-1918).

Viel "wehrpolitischen" Dienst habe ich dort nicht leisten müssen; meine notwendigen Vorbereitungen für das höhere Lehramt lieferten Ausreden zur Genüge. Als der "Stahlhelm" in die SA überführt wurde, gelang es mir mit meinem wohl nicht überzeugend genug wirkenden Interesse nicht, in diesem Verband Fuß zu fassen – leider, denn die Mitgliedschaft hätte mich der Erfüllung meiner dringlichsten Wünsche (Planstelle als Lehrer, Verdienst, endlich Elisabeth heiraten) näher gebracht. Grund der Ablehnung war vor allem, daß mein Chef in der SA-Gruppe als Amtsgerichtsangestellter (Kollege meines wegen früherer SPD-Mitgliedschaft gefeuerten Vaters) über diese Familienschande selbstverständlich informiert war; ich hätte gern bei der SA pro forma ein bißchen – Berufschancen vergrößernd – mitgemacht.

Damals ahnte ich nicht, wie sehr mir dieser Hinauswurf später das Leben erleichtern und beim Aufbau einer neuen Existenz helfen würde. Viele andere beneideten mich später um diese mir damals sehr düster erscheinenden Vergangenheit.

Die Prüfung zum Lehramt an Gymnasien verlief nach dem mit ermutigendem Ergebnis bestandenen Doktorexamen recht gut. Ein Thema ist zu erwähnen: Die sogenannte "natürliche Methode" in der Pädagogik der Sowjetunion; das ich nicht nur für die zweite Examensarbeit benötigte, sondern auch für den Professor, der den Autor kannte, aus dem Russischen übersetzen sollte. Für diese Tätigkeit saß ich lange Stunden in der Leipziger Comenius-Bücherei und versah das Übersetzte zusätzlich mit klugen Anmerkungen. Der Professor war recht entzückt und gab mir eine 1, nachdem ich auch in der mündlichen Prüfung offenbar einen recht guten Eindruck hinterlassen hatte. In Geschichte und Englisch gab es "nur" eine 2; in Englisch des-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

MS 2136 - 22

halb, weil ich die genaue Reihenfolge sämtlicher Edwards auf dem englischen Thron nicht perfekt beherrschte.

Die erste Prüfung für das Lehramt an Gymnasien war geschafft, der damals einjährige Referendardienst konnte beginnen. Das Leben hätte schön sein können, hätte ich nicht am 30. Juni 1934 im Garten aus dem Rundfunkapparat einen aufgeregten Sprecher berichten hören, der Führer habe die Röhm-Affäre in seinem Sinne beendet: Er hatte einen seiner ältesten Freunde mit fadenscheinigsten Begründungen umbringen lassen! Diese Affäre enthüllte die kriminellen Seiten des Regimes – freilich nur für wenige, die Masse war nicht willig, sich Gedanken über die Hintergründe der Meldungen zu machen.

Bis in die Familien ging der Streit. Meine Cousine tadelte mich wegen meiner Behauptungen: Sie könnten nur aus trüben Quellen stammen, "Brunnenvergifter" seien am Werk! Mein ältester Freund Paul Diettrich war natürlich "PG" geworden, nur Tante Frieda hatte ihre Nüchternheit bewahrt und ließ sich nichts einreden, was der Verteidigung des Führers diente. Auch meine gute Mutter erwies sich als bemerkenswert standhaft. Leider glaubte mein Vater aus falschem – weil nutzlosem – Opportunismus seinen falschen Schritt (Eintritt in die NSDAP, um die Entlassung mit Pensionskürzung evtl. rückgängig machen zu können) weiterhin bestätigen zu müssen – immer in der Hoffnung, für soviel Treue zum Führer doch noch belohnt, also wieder eingestellt zu werden.

Auch ich wurde für die NSV-Volkswohlfahrt tätig, sammelte zum Beispiel Spenden für vom Führer als edel bezeichnete Zwecke, obwohl ich wußte, daß die Gelder eindeutig der Aufrüstung dienten. Im übrigen hatte ich nicht viel besseres zu tun als mein Vater, nämlich zu warten. Allerdings konnte ich einiges tun, um eine geeignete Schule zu finden. Es galt, sich Beziehungen zunutze zu machen: In meiner Studentenverbindung gab es nicht wenige Schulleiter (Alte Herren) an bedeutenden Leipziger Gymnasien (Max-Klinger-Schule und Gaudig-Schule). Letztere war noch fast vollständig mit den Lehrern besetzt, die noch unter dem Namenspatron dieser Schule gearbeitet hatten und von seinem Geist geprägt waren. Schon in den mittleren Klassen konnten die Mädchen einen fremdsprachlichen Text fast ohne Lehrerhilfe lesen und besprechen. Ärgerlich war ein Vorfall: Bei einem Inspektionsgang fand der Schulleiter mein Tafelbild sehr instruktiv. Auf seine Frage an meinen Anleiter, wer es gezeichnet sowie das gute Unterrichtsmaterial besorgt habe, erwiderte der zu meinem nicht geringen Verdruß (denn er bedurfte wohl kaum einer Hebung seines Image), er habe das alles geleistet.

Eine meiner Aufgaben war die Gestaltung einer Morgenfeier, nicht etwa wie früher religiös geprägt, sondern als Erzählung von den Freiheitskriegen (1813/14), die von vaterländischen Liedern umrahmt war. Da ich mich auf das Historische beschränkt hatte, wurde mir vom Schulleiter unter vier Augen in seinem Zimmer vorgehalten, daß ich keinen aktuellen Bezug hineingebracht hatte. Ich erklärte ihm, ich wolle mich nicht in Phrasen verlieren. Daraufhin mußte ich mich gegen den Vorwurf wehren, die neue Lehre würde vorwiegend Phrasen beinhalten. Mir fiel nichts ein, außer daß ich nicht von Dingen reden wollte, von denen ich nichts verstünde. Das ließ er zum Glück auf sich beruhen, war vielleicht auch kein ganz überzeugter Anhänger der neuen Lehre. Bald darauf fragte er mich besorgt, ob ich denn gar keine Uniform besäße. Die hatte ich natürlich nicht, lediglich das NSV-Abzeichen, das von meiner Tätigkeit für die Volkswohlfahrt kündete. Aus der gleichen Besorgnis wurde ich von ihm zu einer zusätzlichen Tätigkeit in der Ortsgruppe des Nationalsozialistischen Lehrerbundes (NSLB) herangezogen.

Wahrscheinlich wäre ich damals doch unfreiwillig Parteigenosse geworden, wenn nicht mein dazu drängender Anleiter aus dieser Funktion ausgeschieden wäre. Er hat sich später beim

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 23

Einmarsch der Russen in Dresden umgebracht; im Jubelgeschrei des Anfangs hätte niemand an ein solches Ende des Regimes gedacht – außer einigen Historikern vielleicht. Immer mehr Nichtanhänger der neuen Lehre wurden aus ihren Ämtern entlassen mit den fadenscheinigsten Begründungen, zum Beispiel ein Literaturprofessor mit 44 Jahren, dem nur die Hoffnung blieb, daß es einmal anders kommen würde. Seine Prognose im Jahre 1934 war von verblüffender Genauigkeit: Die Nazis würden etwa 10 Jahre am Ruder sein, dann wäre er Mitte 50 und noch in der Vollkraft seines Lebens, es gelte durchzuhalten. Die Nazis verschwanden ziemlich genau zu dem Zeitpunkt, den er vorausgesagt hatte. Ihm war es leider nicht vergönnt, den Neuanfang zu erleben; er starb während des Fußmarschs der KZ-Häftlinge von Neuengamme bei Hamburg zur Lübecker Bucht, wo seine Leidensgenossen zum großen Teil umgekommen sind.

All diesen Normalbürgern waren Verhaftung und Quälerei nicht fremd, ausgelöst nicht selten durch haarsträubende Denunziationen, nicht selten von engen Verwandten und Freunden. Dies hatte Folgen auch für entfernte Bekannte. Die Frau des oben genannten Literaturprofessors traf mich bei einer Schultheateraufführung und flüsterte mir in der Pause zu: "Schreiben Sie mir nicht, besuchen Sie mich nicht! Bei der Verhaftung meines Mannes wurde ihr Briefwechsel mit meinem Mann gefunden, und wir hatten alle Mühe, ihre Bekanntschaft mit ihm als reine Studentenbeziehung zu erklären!". Wir schrieben tatsächlich nicht mehr, weil das alle in höchste Gefahr gebracht hätte, dagegen haben Elisabeth und ich diese Frau weiterhin besucht und uns vor allem nach der Entlassung ihres Mannes zur Feier dieses Ereignisses bei ihnen eingefunden. In diesem Falle war es dank eines mutigen Rechtsanwalts gelungen, eine begrenzte KZ-Strafe zu erreichen. Die Insassen des KZ waren beim Straßenbau eingesetzt; bei schlechtem Wetter allerdings gab es "Innendienst und Schulung". Letzteres fand in der Weise statt, daß unter Aufsicht eines SA-Mannes jeweils ein Häftling belehrende Artikel im Sinne der NSDAP vorlas. Ein Pfarrer (Häftling) verweigerte dieses Vorlesen, woraufhin ihm der Aufsichtführende bedeutete, dies sei Befehlsverweigerung. Dazu muß man wissen, daß damals auf Befehlsverweigerung als Strafe Auspeitschen vor versammelter Mannschaft stand, die unter Absingen munterer Lieder im Kreise um den Delinquenten herum marschiert, der an einen Balken festgeschnallt war. In diesem Falle blieb dem Pfarrer diese Strafe ausnahmsweise erspart.

Einer meiner Freunde fragte mich einmal, als ich von Dresden kommend bei ihm hereinschaute, was ich zur Zeit treibe. Ich beschrieb ihm meinen von pädagogischen Pflichten geprägten Tagesablauf. Das sei alles schön und gut, was aber täte ich, um mich auf den kommenden Krieg vorzubereiten (der zum Glück noch fünf Jahre auf sich warten ließ)? Er zum Beispiel übe sich ständig im Dauerlauf. Es sei doch einzusehen, daß im Krieg bei Gefahr die Schnelligkeit Ausschlag geben könne. Als es bei mir später im Kriege einmal um Leben und Tod ging, hat mir das Nichtweglaufen das Leben gerettet. Ich traf ihn noch einmal während des Krieges, als ich nach Hamburg kommandiert war und bei ihm übernachtete; er arbeitete als Übersetzer am Weltwirtschaftsinstitut. Nach dem 20. Juli 1944 brachte ihm und seiner Frau seine Verbindung zum kommunistischen Untergrund Verhaftung und grausame Folter. Die Witwe fühlte sich sogar nach dem Kriege noch verpflichtet, dem Kommunismus die Treue zu halten.

Mir kam das, was ich 1935 in meiner Referendarzeit an der Gaudig-Schule gelernt hatte, später sehr zustatten. Meine erste Stelle bekam ich an der Wirtschaftsoberschule in Freital, 20 km von Dresden entfernt.

Elisabeth und ich hatten uns am 19. August 1934 verlobt, als ich nicht ganz unberechtigt Hoffnung auf eine Beschäftigung als Lehrer hatte. Unsere Verlobung fiel leider auf den Tag

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 24

der Volksabstimmung, die nach Hindenburgs Tod den Führer und Reichskanzler nun auch noch an die Spitze der Exekutive brachte. Wir hatten natürlich mit Nein gestimmt und waren eher erheitert über das "99,9%"-Ergebnis der Abstimmung. Wir mußten das einzige Leipziger Wahllokal aufsuchen, in dem man einigermaßen unbeobachtet sein Kreuzchen machen konnte, nämlich im Hauptbahnhof, also eine dreiviertelstündige Straßenbahnfahrt entfernt.

Mehr denn je beschäftigte uns die Frage eines Arbeitsplatzes für mich, damit Elisabeth endlich aus ihrem Elternhaus freikam, wo ihre Stiefmutter ein etwas willkürliches Finanzgebaren führte. An meiner Referendarschule war ich zwar gern gesehen und tat auch alles Vertretbare, um mich in ein günstigeres Licht zu setzen. So war ich zum Beispiel der Aufforderung des Direktors nachgekommen, mich "freiwillig" zum Wehrdienst zu melden, was er sichtlich erfreut zur Kenntnis nahm. Als ich mich in einer Kaserne meldete, holte der Beamte zu meinem großen Erstaunen aus einem Schrank meine bereits ausgeschriebene Karteikarte. Dann griff der Zufall hilfreich ein: Etwa zu Ostern 1935 teilte mir ein Freund aus Freital mit, an seiner Wirtschaftsoberschule suche man jemanden wie mich. Da ich ohnehin untätig herumsäße, sollte ich diese Chance ergreifen. Das wollte ich von Herzen gern, aber meine Referendarausbildung war noch nicht beendet, zwei Monate fehlten mir noch. Doch als ich am nächsten Tag meinem Schulleiter von dieser Chance berichtete, erlebte ich eine positive Überraschung. Er meinte: "Ich hätte versucht, Sie mit einem Lehrauftrag mit etwa 18 Stunden hier zu halten. Mit einer Planstelle könnten Sie allerdings erst in fünf Jahren (1940) rechnen!". Auf diese ungewisse Zukunft mochte ich mich nicht verlassen und war daher sehr erfreut, als er mir mitteilte, es werde sich alles im Sinne des Angebotes aus Freital machen lassen.

So kam es, daß ich durch zweimonatige Verkürzung der Referendarzeit Anfang Mai 1935 in Freital beginnen konnte. Vor allem war dadurch auch eine Heirat mit Elisabeth in greifbare Nähe gerückt; das eigentliche Leben konnte beginnen, wie ich es damals sah. Zum Glück stand mein neuer Schulleiter auf dem seltenen Standpunkt, ihm sei es einerlei, ob neue Lehrkräfte in der Partei seien oder nicht. Im neuen Kollegium gab es erstaunlicherweise wenige voll überzeugte Anhänger der neuen Lehre. Natürlich waren fast alle in der Partei oder wenigstens in der SA, wir waren immerhin noch fünf Nicht-Parteigenossen.

Dies hat mir damals zwar allerlei Ärger gebracht (z.B. Nichtbeförderung), hat mir aber in der Nachkriegszeit entscheidend beim Wiederaufbau einer Existenz geholfen. In nicht wenigen Einzelfällen konnte man – wie in anderen Diktaturen auch – einigermaßen ungeschoren bleiben, wenn man ohne Ängstlichkeit seine Linie durchhielt; das Risiko eines Hinauswurfs war natürlich immer gegeben. Bei nicht wenigen ehrlichen Nazis konnte man mit vorsichtiger Offenheit Eindruck machen. Freilich ging es nicht ohne etwas Heuchelei, sorgfältige Umsicht und manche Tarnung ab. Auch war der Hitlergruß mittlerweile obligatorisch geworden.

14 Monate später standen die großen Ferien, unsere Hochzeit und eine mühsam vorbereitete Frankreichreise bevor. Unerfreuliche Zwischenfälle und Denunziationen gab es freilich fast täglich. Zum Glück wurde in Freital nichts von der auch für mich überaus diskriminierenden Entlassung meines Vaters aus dem Leipziger Amtsgericht bekannt.

Für die großen Ferien 1935 erhielt ich eine Einberufung zu einer Wehrmachtsübung. Ich konnte mich jedoch zurückstellen lassen, da diese Übung bis in den September, also das neue Schuljahr hineinreichen sollte. Im großen und ganzen freilich wurde bereits damals bei Schülern wie bei Berufstätigen überhaupt auf berufliche Belange kaum Rücksicht genommen, wenn es um "Wehrertüchtigung" ging. Offenbar gingen meine Militärpapiere beim Umzug nach Freital vorübergehend verloren, denn ich blieb vier Jahre bis 1939 von Wehrübungen verschont. Die Musterung erfolgte erst im Januar 1939. Das bedeutete für mich einen uner-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

MS2136-25

warteten Aufschub des Schrecklichen, den ich mit Elisabeth nach Möglichkeit nutzte, nämlich zu reisen (1934 Ostsee, 1935 Rom, Neapel, Capri und Tirol).

Devisen waren nur für Reisen in den Süden zu haben; für sämtliche anderen Ziele waren die Grenzen so gut wie gesperrt, denn mit den erlaubten 10 Reichsmark pro Monat konnte beim besten Willen keine Reise bestritten werden. So blieb für uns nur das klassische Ziel deutschen Fernwehs zugänglich.

Es entsprach auch vollständig Elisabeths und meinen Vorstellungen, Italien kennenzulernen. Zu viel hatten wir über Rom in der Schule gehört, zu oft in den Bändchen "Römische Kultur im Bilde" mit verlockenden Fotos geblättert. Ein Freund, begeisterter Italienfahrer, gab gute Tips etwa für geeignete Hotels. Wegen ungewöhnlicher Hitze war und ist der Sommer keine ideale Reisezeit für den Süden, aber wir waren jung. In Rom wohnten wir recht bescheiden in der Nähe der Fontana Trevi und besahen alle Schenswürdigkeiten, die man in acht Tagen "schaffen" konnte.

In Neapel gab es ebenfalls sehr viel Aufregendes zu bestaunen; allerdings wurde man fast noch stärker als heute bei jeder Gelegenheit übers Ohr gehauen: Bei Trinkgeldern, beim Geldwechsel, beim Kauf von Fahrkarten. Nach Capri fuhren wir in einem schaukelnden Schiffchen in der untersten Klasse.

Die zahllosen Gaunereien konnten uns freilich die Begeisterung über Capri nicht vermiesen: Villa des Tiberius, Anacapri, Baden, Wasser mindestens 25° und Spaziergänge, Wohnen im unsere finanziellen Möglichkeiten eigentlich weit übersteigenden Hotel Termini. Nur dank der Capri-Erholung waren wir zu schweißtreibenden Besuchen von Neapel (Altstadt mit haarsträubenden sanitären Verhältnissen) und Pompeji imstande.

In Tirol (Brixen) wohnten wir im gepflegten Hotel "Zum Elefanten"; der Aufenthalt wurde leider vom Erwachen des Faschismus und außenpolitischen Übergriffen Mussolinis (Abessinien) getrübt. Die Gastwirtsfamilie war, wie überhaupt ganz Brixen, geteilter Meinung über den Diktator.

Mein Freund Jork empfing uns Italienfahrer mit der schweren Frage, was der gewaltigste Eindruck in Italien gewesen sei; neben Capri war es für mich das Forum Romanum, wo man den Platz der ursprünglichen Rednerbühne und der Aufbahrung von Cäsars Leiche betrachten konnte.

Nach unserer Entdeckung Italiens merkten wir, daß die alte Liebe zu Frankreich nicht eingerostet war. Freilich konnten die harten Devisenbestimmungen nur in geringem Maße dadurch umgangen werden, daß mehrere Freunde gegen Eintragung in deren Reisepaß die erlaubten 10 Reichsmark sämtlich an die selbe Adresse in Frankreich schickten. So konnten wir gleich nach der Hochzeit, die wir gemeinsam mit der Verlobung von Elisabeths Schwester Hanni feierten (die überaus erheiternde Hochzeitszeitung, von früheren Kolleginnen Elisabeths verfaßt, hat sich bis heute erhalten) uns per D-Zug nach Lyon begeben – während zu gleicher Zeit Hunderttausende zu den Olympischen Spielen im Juli 1936 nach Berlin reisten. Endlich konnte das langersehnte gemeinsame Leben mit Elisabeth beginnen, freilich nur dank ihrer außerordentlichen Fähigkeit, geschickt mit Geld umzugehen. Mein Einkommen hätte nicht gereicht, denn von den 150 Reichsmark gingen schon 60 für Miete ab (2 1/2 Zimmer in Untermiete). Zum Aufbessern unserer Finanzen unterrichtete ich noch in einer privaten Handelsschule und in Fremdsprachenkursen der Deutschen Arbeitsfront. Elisabeth hatte nach dem

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 26

Ausscheiden aus dem Leipziger Beyer-Verlag die Rubrik "Küchenzettel" in ihre Ehefrauen-Existenz hinüberretten können.

Die Reise wurde ein wenig durch Außenpolitisches getrübt, denn in jenen Tagen brach der Spanische Bürgerkrieg aus, den etwa Hemingway so eindrücklich beschrieben hat. Wir kamen unter anderem nach Aurillac, wo ich acht Jahre vorher einen Austauschaufenthalt verbringen durfte. Mein Austauschpartner war mit weniger als 25 Jahren inzwischen an einer Lungenentzündung gestorben. Seine junge Witwe verdiente sich am Ort ihren Lebensunterhalt als Volksschullehrerin; sein Bruder war wegen guter Deutschkenntnisse als Sekretär beim Französischen Konsulat in Karlsruhe untergekommen, wo wir ihn mehrfach besucht hatten. Bei dieser Begegnung fielen meine Zukunftsbetrachtungen düsterer und leider wirklichkeitsnäher aus als seine. Er hatte schon immer gewußt, daß er nur eine Deutsche heiraten würde und hatte diese Vermutung auch Wirklichkeit werden lassen. Sie war und ist ihm tatsächlich eine handfeste Lebensgefährtin geblieben, die als starkes Plus ihre süddeutsche Kochkunst in die Ehe einbrachte. Juliette, die Schwester, war mit einem Volksschullehrer verheiratet, der als überzeugter Kommunist sogar seinen Schwiegervater gewonnen hatte. Einige Jahre später, nach dem Überfall auf Frankreich, als er in ein deutsches Lager wanderte, wurde ich gebeten, für den Sohn der Nachbarin zu intervenieren, aber der Blinde (ich, als unbedeutender Soldat) konnte dem Lahmen nicht helfen. Beim Essen waren wir in einer Großfamilie, unter anderem saß Juliette mit ihrem Töchterchen am Tisch, außerdem die kleine Tochter des Onkels aus Paris, den mittlerweile die ihm angetraute Schönheitskönigin verlassen hatte und die in den französischen Kolonien in Afrika verschollen war. Juliette litt sichtbar unter der Abwesenheit ihres Gatten. Plötzlich kam er angereist – es gab eine fürchterliche Szene. Juliette hatte ihn telegraphisch herbeizitiert, aber wegen eines postalischen Versehens hatte er ihren Wunsch zunächst nicht begriffen. Das Weitere konnte sich finden. Wir hatten wegen der politischen Entwicklung manchen Disput. Seine Fragen nach dem Naziregime waren interessiert, aber von keiner Kenntnis der Verhältnisse getrübt. Fassungslos war sein Erstaunen darüber, daß ich das Verhalten der Nazis mit dem der von ihm angebeteten Kommunisten in einen Topf warf. "Aber die Nazis sperren doch die Kommunisten ein!" Das konnte ich ihm nicht plausibel machen; autoritäre Regime kann man nicht verstehen, wenn man sie nicht erlebt hat.

So blieb der Ertrag der Reise an neuen – politischen – Einsichten recht gering. In Paris waren der Invalidendom und das Armee- Museum die Ziele meines offenbar noch immer nicht gedeckten Bedarfs an militärischen Demonstrationsobjekten. Auch vom Napoleon-Kult war ich noch nicht losgekommen.

Wir wohnten wie acht Jahre zuvor (1928) im Grand Hotel de Paris am Boulevard de Strasbourg, von der Concierge freundlich beraten, wie wir bei unserem notorischen Devisenmangel mit möglichst wenig Geld auskämen. Es war mir vergönnt, 16 Jahre später mich dafür bei ihr zu bedanken; es zeigte sich dann erst, daß sie 1936 gerade erst ihren Dienst aufgenommen hatte. Es sind wohl solche mannigfachen, oft zufälligen Begegnungen, die uns das Leben interessant und staunenswert machen. An solchen Begegnungen war für mich besonders die Kriegs- und Nachkriegszeit sehr reich; ich hatte nach dem Kriege sehr viel Anlaß, auf Erlebnisse und Begegnungen vor dem Kriege zurückzukommen.

Die Atmosphäre war dauernd gespannt. In Freital war unser bisheriger Schulleiter, Professor Eick, wegen seiner früheren Zugehörigkeit zu den Freimaurern abgelöst worden von einem alten Nazikämpfer, den ich – wie das Leben so spielt – bei meinem Amtsantritt als Schulleiter in Minden als Pensionär wiedertraf. Bei diesen Gesprächen seit dem Jahre 1955 lernte ich ihn mehr schätzen, als es in Freital in seiner Amtszeit möglich war. Immerhin sei zu seiner Ehre gesagt, daß er nie einen unerträglichen Druck auf uns wenige Nicht-Parteigenossen ausübte,

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Ms 2136 - 27

der NSDAP beizutreten. Auch machte er sich bei allen Anhängern des vorigen Schulleiters einen guten Namen, als er gleich zu Anfang erklärte, er trete kein leichtes Erbe an und schätze seinen Vorgänger sehr hoch. Aber er mußte natürlich begeisterter die neue Lehre vertreten als es sein Vorgänger je getan hatte. Dieser ging nach seiner Entlassung nach Dresden zur Schule der Kaufmannschaft – "ging" übrigens ganz wörtlich, er pflegte seit jeher von Freital nach Dresden zu wandern.

Dorthin war auch mein Freund Hermann Krause übergesiedelt, so daß unsere enge Verbindung sich leider etwas löste. Dafür traten Dr. Reinhard Sauer, Altsprachler, und Frau, die übrigens eine frühere Kollegin Elisabeths im Beyer-Verlag war, in unseren Bekanntenkreis. Er war ein gescheiter, aber sehr knauseriger Kollege; ihm habe ich manches zu verdanken, nicht zu schweigen von seinen Hinweisen auf lesenswerte Bücher. Die Knauserigkeit zeigte sich unter anderem darin, daß er seiner Gattin bei ihm nicht einleuchtenden, bereits getätigten Ausgaben das Wirtschaftsgeld zu kürzen pflegte. Das entsprach allerdings dem damals verbreiteten Rollenverständnis von Frau und Mann.

Er hatte als Sohn eines Bankdirektors sich eine gute Bibliothek leisten können und sich seinen archäologischen Interessen trotz nicht geringer Kosten widmen können; er hatte unter anderem eine Rarität – ein Auto, aber vor einem geplanten Autoausflug konnte es geschehen, daß ich bereits im Wagen saß, er jedoch zu diesem fortgeschrittenen Zeitpunkt wegen der Benzinkosten vor der Ausfahrt zurückschreckte. Die oben erwähnte Wirtschaftsgeldkürzung wurde z.B. dann vorgenommen, wenn seine Frau vergessen hatte, die Sparflamme am Warmwasserspeicher abends zu löschen.

Im übrigen jedoch harmonierten wir recht gut, zumal auch seine politische Einstellung eindeutig ablehnend zum Regime war. So kam es, daß wir um Weihnachten 1938, als die NSDAP wieder einmal versuchte, die letzten Nicht-PGs aufzunehmen, uns in einer Art Rütli-Schwur verpflichteten, nie der NSDAP beizutreten. Er jedoch mußte bereits bei unserem Neujahrsbesuch kleinlaut eingestehen, daß er am Silvestermorgen noch seinen Beitritt vollzogen habe. Ich verstand natürlich, daß dieses opportunistische Verhalten nichts an seiner kritischen Einstellung gegenüber dem Regime änderte.

Im übrigen hätte ich wegen "Schwurübertretung" die Beziehungen zu nicht wenigen guten Freunden abbrechen müssen. Wir Regimegegner mußten uns freilich zuweilen auch Luft machen. Einer meiner Freunde pflegte bei besonderer Bedrückung auf eine hohe Pappel zu steigen und "Nazi verrecke" zu schreien.

Selten waren solche umständlichen Maßnahmen notwendig, um sich Luft zu machen: Aussprachen im Kreise von gleichgesinnten Freunden und Kollegen oder die gern erzählten Flüsterwitze taten es auch. Auch entwickelte sich eine eigentümliche Fähigkeit, Gesinnungsgenossen an der vorsichtigen Zurückhaltung ihrer Gesprächsbeiträge zu erkennen. Dies freilich ist den Nachgeborenen schwer plausibel zu machen.

Das Schicksal hatte mit mir allerlei Umwege vor. Im Januar 1939 war ich – wie der gesamte Jahrgang 1907 – gemustert worden und hatte sogar den Wunsch äußern dürfen, welcher Waffengattung ich zugeteilt werden wollte. Da man bei der Infanterie sehr viel laufen muß, fiel meine Wahl auf die Artillerie. Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, daß eine solche Äußerung Beachtung finden würde. Außerdem war vorerst Friede und keine Einberufung in eine Kaserne in Sicht.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 28

In den Osterferien fuhren Elisabeth und ich mit befreundeten Kollegen nach Venedig, Ravenna und nach Malcesine am Gardasee. Für die großen Ferien hatten wir eine mehrwöchige Radtour geplant. Kurz vor unserem Aufbruch tauchten Meldungen von "Übergriffen gegenüber der deutschen Minderheit" in Polen auf, die Nervosität ergriff uns, wenn auch nicht ganz so schlimm wie die Italiener, die gerade Mussolinis Überfall auf Albanien erlebt hatten.

Immerhin hielten wir nunmehr den Krieg für eine beschlossene Sache und erhielten "amtliche" Bestätigung durch Elisabeths frühere Chefin im Beyer-Verlag. Diese erhielt als Chefredakteurin von Goebbels' Propagandaministerium geheime Anweisungen, die sie uns trotz der für sie damit verbundenen Gefahr mitteilte. Das Propagandaministerium habe angeordnet, "die Hetze gegen Polen planmäßig bis zum 28. August 1939 zu steigern". Sie schloß: "Bis dahin haben Sie also Zeit zum Reisen!" Wie wir später erfuhren, war der 28. August tatsächlich der ursprünglich vorgesehene Mobilmachungstermin, der lediglich aufgrund von Bedenken einiger Generäle von Hitler noch einmal um wenige Tage verschoben wurde.

Unsere Radrundfahrt stand daher ganz im Zeichen des nahen Unheils. Ich wollte Elisabeth mit einigen Stätten meiner Kindheit vertraut machen, nicht ahnend, daß nicht ich, sondern sie das Kriegsende nicht mehr erleben sollte. Meine Eltern hüteten unseren Sohn Ulli. Als erste Station wurde die Gegend um Zwickau angelaufen, z.B. wurde Tante Frieda besucht, dann in Hartenstein alle noch lebenden Vertrauten. Dann ging es nach Aue zu den Sutters, bei denen ich während meiner Oberrealschulzeit etwa 20 Jahre zuvor gewohnt hatte, von dort nach Schwarzenberg zu deren Eltern. Diese waren ehrlich überzeugt, daß Hitler den Frieden wolle. Schließlich radelten wir durch den Thüringer Wald am Main entlang bis Hanau. Zuletzt waren wir angesichts unserer Kilometerleistungen etwas skeptisch, ob unsere Zeit noch reichen würde; mehrere unserer "Gastwirte" äußerten sich eindeutig ablehnend zu kriegerischen Absichten unseres Führers. Aber was half das schon! Übrigens erkannte uns bei der Rückkehr in Leipzig unser zweijähriger Ulli nicht wieder. Aus den Zeitungen war zu entnehmen, daß die Nazis zum Schutze des Friedens sogar einen Vertrag mit den Bolschewisten schließen würden. Nach einer Fahrt des Außenministers nach Moskau wurde tatsächlich ein Vertrag geschlossen, der die letzten Hindernisse auf dem Weg in den Krieg beiseite räumte. Es blieben uns nur noch wenige Tage, in denen wir Natur und Wohnung/Familien besonders intensiv genossen.

Da damals auch sonntags Post ausgetragen wurde, überreichte mir am 27. August der Postbote die berüchtigte Postkarte mit der dreizeiligen Mitteilung, die mich zu einer "kurzfristigen Wehrübung" einberief, die bekanntlich sieben Jahre dauern sollte.

Am 28. August fuhr ich in weißen Leinenanzug – den üblichen Pappkarton für die Zivilsachen unterm Arm – mit der Straßenbahn zur Kaserne. Zuvor hatte ich wie alle Bürger die Plakette "Parteitag des Friedens" erstehen müssen. In der Kaserne galt es, sich ein Nachtlager auf einem notdürftig mit Stroh gestopften Sack in einem großen Schlafsaal zu suchen. Bei der großen Zahl der Schlafgenossen war für die Nachtruhe nicht allzu viel Gutes zu erwarten. Da der Krieg nicht auf sich warten und außerdem wohl leider lange dauern würde, hatte ich mir geschworen, keine Eile zu zeigen. So war ich beim Abholen der militärischen Ausstattung regelmäßig der letzte. Keiner durfte eine Sekunde die Kaserne verlassen, wir durften nicht einmal auf der zur Straße hin gelegenen Seite des Gebäudes aus den Fenstern blicken. Es durfte nichts nach außen geschrieben und nicht telefoniert werden. Einzige Chance für mich war die Begegnung mit einer der Putzfrauen, wobei ich jedesmal dieser Beneidenswerten, die das Gelände verlassen durfte, einen Brief an Elisabeth mitgab. Nur auf diese Weise wußte Elisabeth, wo ich war. Im übrigen verbesserte sich meine Lage für einige Zeit dadurch, daß ich durch eigene Initiative in eine nur mit neun Mann belegte Stube aufgenommen wurde.

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Ms 2136-29

Von den neun waren sieben Arbeiter oder Angestellte, wackere Männer, aber ohne jede Ahnung von dem, was mit uns zur Zeit gespielt wurde.

Sie glaubten nicht an einen Krieg, denn wir seien ja nur für wenige Wochen einberufen worden, und wenn ein Krieg kommen sollte, fürchteten sie für sich nicht viel Schlimmes, obwohl der 1. Weltkrieg sie eines besseren hätte belehren können. Für mich war es sehr bedrückend zu sehen, was die Propaganda – neben einem gewissen Zweckoptimismus – die Menschen glauben gelehrt hatte. Die meisten Einberufenen spekulierten in unseren Gesprächen auf das sprichwörtliche Glück des Führers und die in der Presse sehr ausführlich dargestellten Fehler der Gegner: Das britische Empire würde sofort zusammenbrechen, weil Aufstände in Indien die britischen Streitkräfte dort binden würden. Im übrigen werde der Hitler-Stalin-Pakt seine Wirkung tun. Kurzum, sie blieben unbeirrbar bei ihrer Überzeugung, uns könne nicht viel Schlimmes passieren. Man konnte übrigens ziemlich offen mit ihnen sprechen; damals brauchte ich Angeberei oder Bespitzelung kaum zu fürchten. Selbst als ich andeutete, der "polnische Überfall auf den Gleiwitzer Sender" bedeute den Krieg, wollten sie es nicht wahrhaben. Aber bald hörten wir auf dem Kasernenhof die Rede des Führers, daß nur durch Gegenwehr der Friede erhalten bliebe; fast alle waren ehrlich ergriffen. Nun trug ich also die Uniform, das "graue Ehrenkleid", denn nach fünf Tagen hatte ich die Aushändigung der Klamotten nicht weiter hinauszögern können. Mein Hauptfeldwebel ("Spieß") entdeckte mich daher erst zu diesem Zeitpunkt in der Reihe der Angetretenen und fragte erstaunt: "Wo kommen Sie denn her?"

Einer meiner Freunde rückte mit dem fantastischen Vorschlag heraus, am Abend einen Besuch zu Hause zu wagen. Ein von mir dort aufgetaner ehemaliger Schüler hatte mir verraten, wie man die Hindernisse überwinden könne. Unter der Bedingung, daß ich ihn nicht verpfeifen werde, händigte er mir den Schlüssel zu einer Gartentür in einem entfernten Winkel des Kasernengeländes aus. Im Dunkeln schlichen wir uns, etwas gedeckt durch Büsche und Bäume, am Unteroffizierskasino vorbei und kamen tatsächlich auch unbemerkt zurück.

Die großen Ferien 1937 verbrachten Elisabeth und ich in Bayern. Mein Freund Jork empfahl St. Heinrich am Starnberger See, wo wir dann auch ein bescheidenes Quartier und vortreffliche Verpflegung fanden. Wir wurden recht bald mit teils sehr gegensätzlichen Charakteren unter den Pensionsgästen bekannt. Zunächst war da ein kluger Arzt, dann ein SA-Sturmführer; der Arzt besaß im Ort ein Wochenendhäuschen und kam nur zum Mittagessen hierher. Der Sturmführer, ziemlich simpel, wirkte nicht eigentlich bösartig, aber potentiell gefährlich. Wer also meinte, im Urlaub wenigstens der großen Politik entronnen zu sein, wurde bald eines anderen belehrt. Der Sturmführer verbrachte mit seiner Frau den Urlaub ganz in der Nähe seines Arbeitsplatzes, der Geschäftsstelle der obersten SA-Führung. Seine Hauptaufgabe bestand darin, das Archiv der obersten SA-Führung in Ordnung zu bringen. Einen Untergebenen, der ihn mit dem Motorrad besuchte, lobte er überschwenglich im Stil des Hauptmann Cornelius im Neuen Testament: Wenn ich ihm sage: "Gehe hin und hole die oder jene Akte, da geht er hin und findet und bringt sie mir gleich!". So hatte ich mir, für den Fall einer Karriere im Archivdienst, diese Tätigkeit schon immer vorgestellt.

Es wurden gerade in dieser Zeit NS-Prozesse gegen geistliche Orden, zunächst vor allem Mönchsklöster, durchgeführt. Aber der urlaubende Sturmführer wußte von weiteren Strafmaßnahmen dieser Art, die gegen Nonnenklöster geplant seien. Bei dieser Wendung der Unterhaltung trat der Arzt unter dem Tisch gegen meinen Fuß, um mich zu warnen, nichts Unvorsichtiges zu sagen. Er schwieg und äußerte sich erst nach Abgang des Sturmführers in dem Sinne, daß nach seiner Prognose keine weiteren antiklerikalen Prozesse mehr stattfinden würden, weil der Papst mit dem sogenannten Interdikt gedroht habe. "Keine kirchlichen Feiern im

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-30

katholischen Bayern" – dies durchzusetzen würden selbst die Nazis nicht riskieren. Tatsächlich erfolgte in diesem Falle nichts, obwohl der Sturmführer schon die der Vorbereitung dienenden Unterlagen eingesehen hatte. Auch führte er uns mit Stolz eine Schulungsstätte der SA vor, deren Speiseraum geziert war mit einem Riesengemälde: Auf diesem Bild ließen es sich wackere Krieger bei Würfelspiel, Tanz und Schmausen wohl sein und verscheuchten gerade mit Fußtritten einige wohlgenährte Mönche, die ihnen offenbar im Stil der Schillerschen Kapuzinerpredigt ins Gewissen reden wollten. Wir verließen recht schnell diese wenig gastliche Schulungsstätte, um lieber im Auto eines Bekannten den Tegernsee mit Blick auf eine historische Stätte der SA-Untaten zu betrachten. Der Bekannte jodelte fröhlich und chauffierte uns kühn durch die noch von Autos wenig bevölkerten bayrischen Lande. Er mußte bald danach gen München zurück, während wir uns noch zwei Wochen am Kochelsee vergnügen konnten.

Oft erkannte man blitzartig am Verhalten völlig Fremder, daß sie in politischen Dingen mit uns einer Meinung waren, abweichend von der verbreiteten Begeisterung für das Regime. Eine Begegnung z.B. im Fasching in der Leipziger Straßenbahn mit Wildfremden aus Berlin zeigte mir dies. Sogar unter den zahllosen Parteigenossen, deren Zahl sehr rasch stieg, gab es einige, die mit Skepsis gewisse Maßnahmen der obersten Führung betrachteten.

Nach den großen Ferien fragte einmal ein Kollege, was ich in den sechs Wochen getrieben hätte; er sei jeden Tag hundert Meter mehr Dauerlauf am Strand gelaufen. Ich antwortete, ich hätte jeden Tag hundert Seiten mehr gelesen, was er mit Schmunzeln zur Kenntnis nahm. Ein anderer Kollege riet mir wohlwollend, im Interesse meiner beruflichen Zukunft meine politische Abstinenz aufzugeben, schließlich riskierte ich durch Nichteintritt in die Partei die Entfernung aus dem Dienst. Ich antwortete mit Schiller, es müsse schlimm um einen Staat bestellt sein, "in dem solche Köpfe feiern". Außerdem sei ich der Meinung, die Gefahr einer Entlassung sei wegen der schlichten Parteilosigkeit nicht so hoch einzuschätzen. Eher könnte eine unvorsichtige Bemerkung oder etwas ganz Unvorhergeschenes (haltlose Denunziationen z.B.) einem zum Verhängnis werden.

Die Beziehung zu Freund Sacke erhielten wir aufrecht, sie blieb jedoch auf Besuche beschränkt, vor Schriftlichem hütete man sich besser. Ich unterrichtete Russisch in einem Abendkurs der Großdeutschen Arbeitsfront. Eines Abends wurde einer meiner Kursteilnehmer wegen einer "staatsgefährdenden" Äußerung verhaftet – mit der Folge, daß einige Tage später in unserer Wohnung ein Gestapo-Mann erschien, um Erkundigungen über den Verhafteten einzuziehen. Dieser hatte behauptet, es gäbe Russisch-Kurse bei der Deutschen Arbeitsfront. Das hielt man bei der Gestapo für unglaubhaft und erlogen. Elisabeth belehrte den höchst erstaunten Eindringling und setzte ihn gleichzeitig über unsere "einwandfreie" Gesinnung (also nicht staatsgefährdend) ins Bild. Ein Freund hatte behauptet, die Gestapo wisse oft nur das, was man ihr gegenüber zugegeben habe. Wir waren immerhin sehr erleichtert, daß offenbar sonst nichts gegen uns vorlag.

Denn seit dem 12. Juli 1938 waren wir nicht mehr nur für uns zu zweit sondern auch für unseren Sohn Hans-Ulrich mit verantwortlich. Auf Elisabeths Wunsch wurde das Kind in Dresden geboren in einer Privatklinik. In den ersten Wochen kam er zu Säuglingsschwester Dorothea Sutter zur Pflege, bei deren Eltern ich über 20 Jahre vorher in Aue/Erzgebirge gewohnt hatte, um die dortige Oberrealschule besuchen zu können.

Ich fuhr im Oktober 1938 zu einem deutsch-englischen Fortbildungskurs nach Marquartstein in Bayern, um wenigstens auf diese Weise für ca. 2 Wochen der politischen Misere ein wenig zu entkommen. In der Tat hatte der ganztägige Umgang mit englischen Deutschlehrern und

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 31

vernünftigen deutschen Kollegen etwas Befreiendes. Leiter des Unternehmens war Oberstudiendirektor Schulte-Braucks aus Soest, den ich – wie das Schicksal so will – als frischgebakkener Schulleiter 18 Jahre später bei westfälischen Direktorenkonferenzen wiedersehen sollte. Die Atmosphäre war recht locker, wie etwa beim "Wandervogel", die Unterbringung sehr spartanisch. Als politische Themen beherrschten damals der "Anschluß" Österreichs und das Verhältnis zu Sowjetrußland die Gespräche. Natürlich war bei dem Kurs auch eine Art Spitzel dabei, der uns alle zur Vorsicht zwang. Am Rande wurde dennoch allerlei Freimütiges gesagt; Anlaß war z.B. das damals neue Buch von Max Planck "Glaube und Naturwissenschaft". Solche Zusammenkünfte fanden verständlicherweise vorwiegend nachts statt. Einer der Teilnehmer entpuppte sich später als guter Bekannter von Verwandten meiner zweiten Frau, Mariegret. Mit diesem sowie einem jungen Engländer blieb ich nach dem Kurs im Briefwechsel, bis die politischen Ereignisse und eine mißverständliche Äußerung des Engländers in einem seiner Briefe mich zum Abbruch dieses Meinungsaustausches veranlaßten. Erwähnenswert ferner eine sehr warmherzige englische Teilnehmerin, die ich 18 Jahre später in Minden wiedersah. Im ganzen war es eine außerordentlich unbeschwerte Zeit, sozusagen eine der letzten kurzen Pausen, während sich bereits das Weltgewitter zusammenzog.

Denn kaum war ich nach Dresden zurückgekehrt, begann sich schon die nächste weltpolitische Krise abzuzeichnen: Im Sudetenland, dem wir Sachsen schon geographisch besonders nahe lagen, die von Goebbels inszenierte allmähliche Steigerung der Hetze ("Die Annexion des Sudentenlandes sei dringend erforderlich, um das Verhungern der Deutschen zu verhindern!") kannten wir bereits. Wenn z.B. das von Goebbels erfundene angeblich verhungernde Großmütterchen in der Zeitung auftauchte und mit seinem beklagenswerten Schicksal die Herzen der Ahnungslosen zur Rührung bewegte, wußten wir, was die Uhr geschlagen hatte. Noch war es nicht ganz so weit, die "Übergriffe" schienen noch nicht zu eskalieren; wir hielten ohnehin alles für erlogen. An der militanten Haltung der Sudetendeutschen zu zweifeln hatten wir keinen Grund. Doch wurde mir auf einer Fahrt nach Tschechien bewußt, daß auch die Tschechen nicht ohne nationalistischen Eifer waren. Daher z.B. in Marquartstein die nüchterne Feststellung englischer Kursteilnehmer, man habe ja nichts gegen den Anschluß Österreichs gehabt, aber alles gegen die Methode, und hier wieder die vermittelnde Funktion englischer Politiker, welche die tschechischen Fehler nicht beschönigten. Aber bei meiner Darstellung dieser Umstände gegenüber den englischen Kursteilnehmern mußte ich erfahren, wie erbost weite Teile Englands bereits damals auf die nationalsozialistischen Praktiken reagierten. Einer der Engländer erklärte kurzerhand eine Fortsetzung unseres Briefwechsels für sinnlos, während ein deutscher Teilnehmer mir voll beipflichtete.

Zuweilen wurde die Spannung fast unerträglich. Als ich mit einer Klasse einen Ausflug zum Lilienstein machte, hörten wir die Rede Hitlers auf dem Nürnberger Parteitag, welche die 15jährigen sichtlich besorgt machte. Als wir am nächsten Tag nach Pirna zurückgingen, schien der Krieg unvermeidlich, die Stimmung war alles andere als rosig. Die Wälder steckten voller Truppen, auch auf den Straßen standen lange Kolonnen Bewaffneter, sogar der Straßenbahnschaffner in Dresden meinte: "Nun wird es wieder wie 1914 zu einem Krieg aller gegen uns kommen, das Ende wird nicht besser werden als 1918!" – eine Äußerung, die unwidersprochen blieb, die ihn freilich auch hätte ohne weiteres ins Zuchthaus oder KZ bringen können. Nach bangen Stunden plötzlich die befreiende Nachricht, der britische Premier Chamberlain habe sich zur Vermittlung bereit erklärt. Wir fühlten uns dem Leben wiedergegeben und blickten nicht mehr ganz so bang auf Ullis Kinderbettchen. Der warme Herbst 1938 wurde sehr bewußt genossen, ein Kaffeetrinken mit Freunden wurde sozusagen zu einer kleinen Friedensfeier.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136-32

Indessen brachte schon die nächste (Saarbrückener) Rede Hitlers wieder unschöne Töne in das politische Spiel; auch England schien nicht voll überzeugt von Chamberlains Botschaft: "Peace for our generation!". Als mich im Januar 1939 bei einem Konzert mein Russischlehrer, Herr v. Gersdorff, in der Pause fragte, wie ich über die Lage denke, zeigte ich einen nur halb überzeugten Optimismus; er jedoch meinte: "Wir werden dieses Jahr nicht ohne Krieg überstehen!". Er sollte leider recht behalten. Wie er überhaupt in einem Maße zu einem politischen Propheten wurde, wie ich ihn mit solcher Weitsicht sonst nicht erlebt habe.

Er war durch eine Empfehlung in mein Leben getreten; seine Tochter war Schülerin der Leipziger Mädchenbildungsanstalt gewesen und eine der ganz wenigen gemeinsamen Bekannten von mir und Mariegret. Er stammte aus einem alten schwedisch-russischen Adel. Er war verheiratet mit der Tochter des Fürsten Obolenskij, der zu den Unterzeichnern des berühmten Oktober-Manifestes von 1905 gehörte hatte. Der hochbetagten Fürstin wurde ich einmal vorgestellt; einige wunderschöne Miniaturbilder, die sie wohl als einzige Familienerinnerung gerettet hatte, fielen mir in ihrem Zimmer auf. Er verdankte wie viele russische Adelige sein Leben einer großmütigen Aktion Gorkis: Einige Adelige in einer "Kommission zur Rettung russischer Kunstschätze" unterzubringen und ihnen auf diese Weise den oft über Leben oder Tod entscheidenden Nachweis einer für die Gesellschaft bedeutsamen Tätigkeit zu verschaffen. Von den damaligen Erschwernissen berichtete er zuweilen voll Heiterkeit. Es ging unter anderem darum, literarisch Tätigen – z.B. einer in St. Petersburg wohnenden Übersetzerin französischer Literatur – zu helfen, obwohl sie mit einem sicher nicht revolutionsentscheidenden Werk beschäftigt war.

Doch Gorkis Aktion hatte seine Bedenken gegen Revolutionäres nicht zerstreuen können; einmal fand er mit mir in einem russischen Text die Französische Revolution als "groß" bezeichnet und meinte: "Keine Revolution ist groß! Ich habe zuviel Entsetzliches bei der "Großen Oktoberrevolution" gesehen!". Durchgekommen ist er mit Hilfe seines Schwagers, der mit Milchkannen beladen unerkannt über die finnische Grenze gelangt war und Geld in die Schweiz gebracht hatte. Gegenwärtig war er Dolmetscher für Russisch bei einer militärischen Dienststelle, in erster Linie jedoch Berater des Schwedischen Konsulates. Von daher rührten seine guten Beziehungen zum Italienischen und Französischen Konsulat, was ihm 1945 das Leben rettete. Außerdem erteilte er – zu meinem Nutzen – Privatstunden in Russisch, freilich ohne jedes pädagogische Talent. Seine Frau schrieb Artikel für die Kinderseite des Dresdner Anzeigers, wobei ihr ein Geschick für Bastelarbeit von großem Nutzen war. Ich betrieb das Russische lediglich aus der dunklen Voraussicht, es später einmal praktisch verwenden zu können (also nicht im Schulunterricht).

Diese Prognose wurde von ihm im August 1939 zu Beginn einer Russischstunde bestätigt, als er die Tageszeitungsüberschrift mit der sensationellen Nachricht vom Hitler-Stalin-Pakt las. "Das ist alles Lüge; glauben Sie kein Wort davon. Sie werden Ihr Russisch noch brauchen können!". Das lag freilich noch im Schoß der Zukunft.

In unserem Dresdner Haus lebte noch eine betagte Amerikanerin; sie war kurz vor Kriegsausbruch 1939 aufgefordert worden, ein in Bremen bereitliegendes Schiff zur Evakuierung zu benutzen, hatte dies jedoch abgelehnt und verbrachte nun auch den 2. Weltkrieg in der Fremde. Sie fertigte gern Postkarten mit Zeichnungen für Kinder an, von denen einige sich bis heute bei mir erhalten haben.

Gelegentlichen Kontakt hielten wir zu unserem direkten Flurnachbarn, einem anständigen Menschen, aber da sein Schwiegersohn ein schlimmer Nazi war, war auch ihm gegenüber große Vorsicht geboten. Der Hauswirt, mit dem wir wegen seiner Knauserigkeit nicht allzu

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

M 2136-33

gut standen, wurde – vielleicht zur Strafe – von seiner Frau hintergangen; im übrigen besaß diese in hohem Maße die Fähigkeit, Banales von sich zu geben. Daß in diesem Hause allerlei Auffälliges vorgegangen war, z.B. das Verschwinden eines jüdischen Ehepaares sowie die Verhaftung von zwei hochbetagten Leutchen, nur weil sie zu den "Ernsten Bibelforschern" gehörten, hatte sie nicht berührt. Lediglich nach den großen Ferien 1939 tat sie im Garten sitzend den bedeutenden Ausspruch: "Wissen Sie, ich kann alles leiden, bloß keinen Krieg!"

Im Februar 1940 kam der NSDAP-Blockleiter vorbei, um mich zum Eintritt in die Partei zu bewegen; ich konnte ihn jedoch mit dem Hinweis auf meine täglich zu erwartende Einberufung zum Militär mühsam abweisen. Übrigens bescheinigte er mir bei meiner Rückkehr 1946 freimütig, ich sei damals gescheit gewesen, ihn damals abzuweisen. Doch hatte ich leider auch recht mit meiner Prognose baldiger Wiedereinberufung zum Militär. Ausgerechnet am Geburtstag Elisabeths am 26. März 1940 mußte ich erneut in die Kaserne einrücken.

Der später so entsetzliche Krieg begann für mich täuschend gemütlich. Mir wurde ungefragt zunächst die Verwaltung einiger hundert Wehrpässe anvertraut, was - abgesehen von gelegentlichem Heraussuchen eines solchen - reines Nichtstun bedeutete. Nach einigem Herumgammeln wurden wir in ein "Marschbataillon" eingeteilt und fanden uns in wenig einladenden Sälen, deren Boden mit Stroh bedeckt war, wieder. Eine meiner Hauptaufgaben bestand darin, die Dienstpläne für den jeweils nächsten Tag zu tippen. In den ersten Nächten konnte ich sogar in unserer Wohnung schlafen, zwar ohne Erlaubnis, jedoch in der berechtigten Hoffnung, daß schon nichts passieren werde. Wie es der Zufall will, gehörte unser Kompaniechef zur gleichen Studentenbewegung wie ich, jedoch begünstigte er mich in keiner Weise, zumal meine damalige Situation noch keine besondere Milde erforderte.

Wenig später ging es aber Richtung Front, eines Sonnabends vom Bahnhof Dresden/Friedrichstraße aus. Ich hatte Elisabeth gebeten, von einem der üblichen tränenreichen Bahnhofsabschiede abzusehen. Nicht ohne Neid sahen wir aus dem Zug Familien friedlich in ihren Ausflugslokalen sitzen. Es ging nach Westen durch das Ruhrgebiet über den Rhein nach Moers. Der unerforschlichen Logik militärischen Denkens entsprechend wurden wir hier ausgeladen, um in einer sich allmählich auflösenden Ordnung Richtung Westen zu marschieren. Einmal tauchte der Kompaniechef hoch zu Roß auf, um sich unsere Schar von Amateursoldaten anzuschen. Am nächsten Tag wurde das Marschbataillon aufgelöst, wir wurden einer Infanteriedivision zugeteilt. Mich vereinnahmte die Stabsbatterie (also nicht die kämpfende Truppe) – wohl aufgrund meiner intellektuellen Beschaffenheit. Dort nahm ich in der Druckerei einen zwar nicht sehr geistreichen, aber doch vergleichsweise sehr angenehmen Dienst auf. Untergebracht war ich bei einer streng katholischen Kaufmannsfamilie, mit der ich sogar Übereinstimmungen in der Beurteilung der politischen Lage feststellen konnte. Die Druckereitätigkeit belastete mich nicht so, daß ich mich nicht noch mit Lesestoff aus der Gemeindebücherei vergnügen konnte. Der Tageslauf in dem Städtchen wurde jeweils vom Zapfenstreich beendet.

In der Druckerei ging es für uns etwa darum, auf holländische und belgische Generalstabskarten unser deutsches Gitternetz zu übertragen, was ich nach kurzer Anleitung durch einen im Zivilleben der Mathematik zugewandten Pädagogen rasch begriffen hatte.

Das Regiment hatte den Polenfeldzug in der zweiten Linie mitgemacht, was niemanden daran hinderte, sich als bedeutenden alten Krieger zu fühlen und sich z.B. mir als "alter Kämpfer" vorzustellen. Als Neuling durfte man sich freilich nicht nur als kritischer Beobachter gebärden; entsprechend der Hackordnung bei Hühnern war der Einstieg kein Honigschlecken. Solange wir in Privatquartieren lagen, war das kein Thema, weil die kleinlichen Streitigkeiten

Institut für Zeitgeschichte Archiv

MS 2136 - 34

wenig Nährboden fanden. Schlimm wurde es erst, als die Truppe sich in Marsch setzte, nämlich nach einem Alarm am 9. Mai 1940. Ich hatte gerade Wache, es galt mit scharfer Munition bewaffnet allerlei militärische Schätze vor Diebstahl zu bewahren. So schritt ich in lauen Frühlingsnächten meine Runden ab. Am 9. Mai also zogen wir in einen Krieg, der sich zunächst nicht viel anders als im Jahre 1870 zu entfalten schien. Mit Pferden bespannte Abteilungen unseres Regiments marschierten auf, wir zogen zunächst nach Westen, dann in südliche Richtung. Bald jedoch holte uns der Krieg ein. Die Holländer waren jedenfalls vorbereitet: Man hörte Sprengungen. Die Kämpfe waren sofort äußerst hartnäckig, auch wenn wir als Artillerie zunächst verhältnismäßig wenig davon spürten.

Für mich als Angehörigen der Druckereiabteilung ergab sich die Notwendigkeit, Meßgeräte und den Druckereiwagen fachgerecht unter Anleitung aufzubauen. Nach nicht allzu langen Bemühungen schien mir meine Anwesenheit nicht unbedingt erforderlich, weshalb ich mich zum Frisör des nahen Dorfes begab, um ihm Haar- und Bartpflege anzuvertrauen. Beim Frisör hörte ich aus dem Volksempfänger die uns schon vom Polenfeldzug her vertraute übliche Kriegsbeginn-Erklärung von Goebbels: Waren es damals die bösen Polen gewesen, so hatten jetzt die schlimmen Holländer schon längst geplant, uns zu überfallen! Was blieb uns anderes übrig, als ihnen eiligst zuvor zu kommen?

So also sahen sich die Dinge aus der Warte der hohen Politik an; ich als kleiner Landser mit der Erfahrung einer ganz anders gearteten Realität des Kriegsausbruchs machte mich einigermaßen verdutzt auf den Rückweg.

Eines Nachmittags – beim üblichen Antreten – ließ sich der Kompaniechef die Namen der erfolgreichsten Spezialisten nennen (Richtkanoniere, Funker, Schützen und dergleichen; wir waren ja alle noch in der Ausbildung). Bei den Funkern befand ich mich unter den Besten, weil mir diese quasi-intellektuelle Tätigkeit Spaß gemacht hatte. Ich mußte also vortreten und wurde wie die übrigen von Herrn Hauptmann näher befragt: Ob ich nicht einen Antrag gestellt hätte, der mich vom Wehrdienst wegen Unabkömmlichkeit in einem anderen Bereich freistellte. Das konnte ich getrost verneinen. Der berühmte Groschen fiel erst bei der nächsten Frage: "Haben Sie denn Ihre Übersetzungsarbeit fertiggestellt?" Ich verneinte und durfte wieder zurücktreten. Die Folgen waren wie ein Wunder: Während das Gros der Kameraden mit feldmarschmäßiger Ausrüstung am nächsten Tag die Kaserne verließ, wurde der Jahrgang 1907 zunächst entlassen.

So verlebte ich den strengen Winter 1939/40 nicht an der holländischen Grenze, sondern in Dresden, wo ich meinen Schuldienst und mein sonstiges Leben einschließlich Russischprivatunterricht wieder aufnahm. Während alle Welt den Hitlerschen Frieden mit Stalin bejubelte, sprach mein Russischlehrer ominöse Worte: "Ich sehe die Russen in Dresden!"

Silvester und Neujahr konnten Elisabeth und ich sogar gemeinsam in Hannover bei Freunden verleben, wo wir viel Spaß hatten und weitere Freunde trafen. Lediglich mit einem gab es Streit, der entgegen unser aller Wunsch sein Parteiabzeichen nicht ablegte. Immerhin sahen wir uns 16 Jahre später in Bielefeld wieder, wobei er mich freilich nicht wiedererkannte und sich mir wie ein Fremder vorstellte.

Nach Dresden zurückgekehrt empfand ich es als höchst angenehm, dem ungemein harten Winter wenigstens soweit entgangen zu sein, daß ich ihn nicht bei militärischen Übungen im Gelände verbringen mußte. Unseren Schuldienst versahen wir zwar; angesichts der Situation (nur aufgeschobener Krieg) übernahmen wir uns jedoch nicht. Wir waren uns fast alle darin einig, die geschenkte Zeit nach Möglichkeit auszukosten. Einige Kollegen waren nach kurz-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 35

fristiger Einberufung zunächst wieder zurückgeschickt worden, lediglich einer mußte als früherer aktiver Offizier weiterhin an der Westfront Dienst tun, den er nicht überleben sollte.

Aus dem Rundfunk hörten wir Hitlers Reden mit den üblichen Angeboten nach gelungenem Handstreich; mehr Raum für das deutsche Volk sei freilich in jedem Falle erforderlich! Damals wuchs sogar für kurze Zeit die Hoffnung auf Frieden, sofern der Rest Europas stillhielt und niemand den Deutschen die bisherigen Eroberungen streitig machte. Dann wurden wir jedoch wieder eingezogen und erlebten den Rest der Eroberung Hollands. Die Maas-Übergänge waren hart umkämpft. In den kleinen Dörfern saßen die älteren Einwohner pfeiferaucheud vor den Häusern. Wir konnten nicht erwarten, daß sie uns freundlich betrachteten, sie schienen jedoch gewillt, uns zu übersehen. Flugzeuge flogen über uns hinweg; damals konnten wir allerdings noch sicher sein, daß es deutsche waren. Die Straße führte durch ein überschwemmtes Gelände; es war von den flüchtenden Holländern durch Sprengung der Deiche unter Wasser gesetzt worden. Ein erschütterndes Gespräch mit einem Pater in einem Kloster, das als Lazarett eingerichtet war, ist mir in Erinnerung. Er meinte: "Das ist nun der Dank dafür, daß wir eure verhungerten Kinder 1918 herausgefüttert haben. Jetzt marschieren vielleicht dieselben Menschen gegen uns und bringen unsere Landsleute um!" Ich war kaum anderer Meinung und hielt damit auch nicht zurück, was jedoch nur unter vier Augen möglich war. Es gab allerlei Gespräche mit Holländern, etwa zur wesentlichen Frage der Versorgung mit Lebensmitteln; tatsächlich konnten wir in mehreren Fällen darauf positiven Einfluß nehmen. Dies war überhaupt das einzig Tröstliche in dem ganzen Schlamassel, daß man gelegentlich ein wenig helfen und sich sozusagen menschlich zeigen konnte.

Bald kamen mir dabei meine Französischkenntnisse zustatten. Sie wurden gleichzeitig zu einer Art Rettungsanker, der mir auch half, in unserer Kompanie langsam Fuß zu fassen, während der Kommandant mich zunehmend mit Verachtung bedachte. Er hielt mich kurioserweise für einen Deutschen Christen, eine den Nazis wohlgesonnene und von ihnen wohlgelittene und gewachsene Gruppe innerhalb der Evangelischen Kirche. Bei unserem Vormarsch in Richtung Mecheln erlebten wir eine bisher weitgehend vom Krieg verschonte Landschaft mit mehreren bemerkenswerten Bauten. Dank meiner Sprachkenntnisse kam ich gelegentlich ins Gespräch mit Bewohnern, zuweilen konnte man sogar mit schnellen Einfällen Schlimmes verhindern. Eine Familie hatte mir berichtet, wie sie durch den Krieg in eine besondere Notlage geraten war. Nach Mitternacht hatte ich wieder Wache, diesmal auf Posten, als sich in der Ferne Lärm erhob: Axthiebe, mit denen unsere Infanteristen Haustüren einschlugen. Als sie zu dem Haus kamen, deren Besitzer mit mir gesprochen hatten, trat ich auf den Anführer zu und erklärte ihm, in diesem Hause sei eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, wie mir die Bewohnerin glaubhaft versichert hatte. "Guter Mann" bekam ich als Lob von ihm zu hören. Drei Kreuze wurden mit Kreide auf die Tür gemalt und es ging zum nächsten Haus.

Gemäß unserem Einsatzplan, den wir "Experten" mittlerweile aus den in unserem Funkwagen angebrachten Landkarten entnehmen konnten, rückten wir in Richtung Dünkirchen vor. Auf den Karten waren auch Kirchtürme und landschaftliche Besonderheiten eingetragen. Meine Erinnerungen an diese Zeit sind nicht die besten, zwar hatte Elisabeth meine erstaunlicherweise recht zahlreich angekommenen Feldpostbriefe gut geordnet mir hinterlassen, aber bei der Besetzung der Wohnung durch die Russen ist viel verschwunden.

Gräßliche Erinnerungen, wie etwa die seltsame Stille eines Schlachtfeldes, die Toten in diesem Falle nicht verstümmelt neben den Geschützen ausgestreckt, lange Reihen von fahruntüchtigen Panzern und sonstigen Automobilen, in den Straßengraben geschoben, Ausrüstungsgegenstände aller Art, ein französisches Artillerieregiment einschließlich mit Pferden bespannter Wagen, bereit zum Abmarsch in die Gefangenschaft, eine Gefangenenverneh-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 36

mung: Wenige französische Infanteristen, die ein Trommelfeuer unserer Artillerie überlebt hatten, und nun vom Dolmetscher unserer Division über ihre militärischen Kenntnisse befragt werden sollten, wobei wir ihnen die Papiere und Waffen abzunehmen hatten. Bei dieser Gelegenheit überlegte ich, ob ich mich für eine Dolmetschertätigkeit empfehlen sollte, unterließ es jedoch; man wußte nie, ob sich eine eigenmächtige Beeinflussung des Schicksals zum Guten oder zum Schlechten entwickelte.

Es blieb also bei der täglichen Plackerei, die allerdings schlimm genug war, besonders seit unser Fahrer als Kommandeurfahrer abkommandiert worden war und wir dafür einen brutalen, ungehobelten Menschen als Fahrer in unseren Lastwagen gesetzt bekamen. Die unerfreulichen Szenen mit diesem Kerl gehören zu meinen übelsten Eindrücken im Laufe der sich auf sieben Jahre ausdehnenden "kurzfristigen Wehrübung"; lediglich in der gespannten Atmosphäre der Internierung bei den Amerikanern nach dem Krieg erlebte ich ähnliche Ausbrüche von Haß und Neid.

Vorerst wechselte hektische Aktivität mit faulem Herumlungern. Plötzlich waren mitten in der Nacht Kartenvordrucke zu liefern oder Kameraden wurden nachts alarmiert und mußten über uns hinweg in die Dunkelheit hinausstolpern. Eines Nachts hörte die Schießerei plötzlich auf: Erst viel später erfuhren wir, daß Belgien kapituliert hatte und um 3.00 Uhr früh der Waffenstillstand eingetreten war. Danach strömten große Scharen waffenloser Gefangener an uns vorbei. Eines Abends saßen wir gemütlich bei einem ungewöhnlich reichhaltigen Abendessen, als plötzlich jemand die Nachricht verbreitete, ein verlassen am Straßenrand stehender Lastwagen sei mit Munition beladen, was uns bei Beschuß das Leben kosten könnte. Daher machten wir uns ohne Mahlzeit eilends aus dem Staube.

Kurze Zeit danach freilich sollten wir mitbekommen, wie ein ganzer Munitionszug tatsächlich in die Luft flog. Ich stand glücklicherweise weit genug entfernt, so daß uns nur die Uniform zerrissen wurde, die Splitter uns aber nicht erreichten. Zwischendurch kamen erfreuliche und weniger erfreuliche Nachrichten aus der Heimat, z.B. von der Geburt meines späteren Patensohnes sowie immer häufiger die Nachrichten vom Tode von guten Bekannten. Wir lebten in ständiger Lebensgefahr, insbesondere durch Tiefflieger von England her, weniger durch direkten Beschuß als durch die Gefahren etwa eines Munitionszuges in der Nähe. Hin und wieder erhielten wir den Befehl, uns einzugraben zur Tarnung gegenüber den Flugzeugen, was jedoch nur ältere Kameraden mit Erfahrung aus dem 1. Weltkrieg mit Sorgfalt taten. Wir Neulinge wären mit Sicherheit umgekommen, wenn feindliche Artillerie uns aufs Korn genommen hätte, gerieten jedoch zum Glück nur einmal in deren unmittelbare Reichweite. Beim Eindringen in einen Ort hatten sich mehrere Kolonnen versammelt, als plötzlich eine Salve in nächster Nähe einschlug. Jeder stürzte in den nächst erreichbaren Hausflur; es blieb jedoch vorerst bei diesem Erlebnis unmittelbarer Todesnähe. Der Kommandant teilte mich zum Schutz des Anhängers des Funkwagens ein und kam sich höchst vorsorglich vor, als er mich fragte, ob ich Verbandspäckchen bei mir hätte. Genauso gut hätte er mich fragen können, ob ich einen Sarg bereitstehen habe. Jedenfalls schien die Lage recht düster. Das Haus neben dem von mir zu schützenden Funkwagenanhänger schien als einziges in der Gegend bewohnt; es ergab sich tatsächlich ein kleiner Schwatz mit den Bewohnern. Zum Abendessen wurde ich per Motorrad von unserem ostpreußischen Meldefahrer transportiert. Während der Fahrt hörte ich ein merkwürdiges Pfeifen, welches das Motorengeräusch übertönte. "Ich glaube die schießen auf uns!", entfuhr es mir. "Ja," meinte der Ostpreuße, "hier wird überhaupt viel geschossen!". Wir fanden den vertrauten Haufen in einem Obstgarten, kamen jedoch nicht zur Ruhe, denn eine schwere deutsche Batterie fuhr hinter uns auf und schoß über uns hinweg. Obwohl die Lage völlig normal war, schlotterte ich bei dieser Gelegenheit mehr als je zuvor oder später.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 37

Der einzelne kleine Soldat befindet sich während eines Krieges in völliger Ahnungslosigkeit, was die Frontsituation und die Planungen der militärischen Führung angeht. Eine Uninformiertheit, die uns oft in zusätzliche Lebensgefahr brachte, zumal wir Neulinge die Entfernungen durch Hören des Maschinengewehrfeuers nicht abschätzen konnten und es obendrein offensichtlich Heckenschützen gab. Diesmal geriet ich in eine aus anderen Gründen höchst bedenkliche Situation. Der Kommandant hatte plötzlich eine geniale Idee zur Beendigung der Schießerei: Wir sollten Geiseln nehmen und deren Schicksal abhängig machen vom Aufhören der Schießerei. Dementsprechend wurde verfahren: Wir konnten zwar nicht den vermutlichen Heckenschützen ergreifen, jedoch zwei ältere Männer. Sie wurden in einer abgelegenen Scheune eingeschlossen. Die Knallerei hörte tatsächlich nach einiger Zeit auf. Während der Wache hörte ich die Bewohner um das Leben der Eingesperrten beten. Am nächsten Tag kam der Befehl zum Abmarsch; dabei erinnerte sich der Kommandant an unsere Geiseln, ich mußte mit einem Kameraden los, um beide zu befreien. Als wir das Scheunentor öffneten, erwarteten sie erschossen zu werden und konnten kaum glauben, daß sie in die Freiheit entlassen werden sollten. Ich habe mich oft gefragt, was wir wohl getan hätten, wenn wir den Befehl zum Erschießen bekommen hätten. Dies gehört wohl auch zur gnädigen Bewahrung.

Bewahrung war freilich rundum nötig: Vor Verwicklung in dunkle Affären (Diebstahl, Bestechung usw.), vor tödlichen Gefahren, vor nicht zu bewältigenden körperlichen Belastungen und seelischem Druck, denn manche drehten in schwierigen Situation durch und brachten sich selbst um. Schon die Einberufung zur Artillerie hatte mir beträchtliche Vorteile gebracht. Mehr als einmal konnte ich beobachten, wie Infanteristen in weit größerer Lebensgefahr schwebten und viel größere Verluste zu beklagen hatten. Wir erlebten einen Angriff mit, der mangels Erfolges bald abgebrochen wurde; im Regimentstagebuch konnte ich später nachlesen, daß innerhalb einer halben Stunde 72 Tote und entsprechend viele Verwundete zu beklagen waren. Der Gegner lag gut getarnt in einem von Hecken durchschnittenen Gelände; so wurde praktisch um jeden Quadratmeter gekämpft. Auf unserer Vormarschstraße häufte sich von Flüchtlingen zurückgelassenes Kriegsmaterial, das natürlich unbrauchbar gemacht worden war. Sogar die Lebensmittelvorräte waren sämtlichst gründlich verdorben worden, z.B. mit Benzin übergossen oder leicht verderbliches der sommerlichen Hitze ausgesetzt, jedenfalls war nichts Genießbares übrig geblieben.

Bei unserem Vormarsch gab es für mich noch ungewohnte Spuren heftiger Kämpfe zu sehen, die mir freilich gegen Kriegsende immer geläufiger wurden: Gesprungene Fenster, Einschüsse, herabgefallene Hauswände, herumstehende Geschütze. Die Engländer hatten aus Autos eine Art Brücke gebaut und mit Holzbohlen belegt. Diese diente als Landungssteg zu den Schiffen, die aus England herüber kamen und waffenlose Soldaten zurückbrachten. Diese Kämpfe waren jedoch abgeschlossen.

Damit hatte Dünkirchen kapituliert, unsere Aufgabe war erfüllt. Da die Verluste der Infanterie sehr hoch gewesen waren, wurden wir alle herangeholt und bildeten erst die zweite Linie für die Bewältigung der nächsten Eroberungsaufgaben. So zottelten wir jetzt etwas gemütlicher in Richtung Paris. Unterwegs bezogen wir ein überaus feudales Quartier, die Villa eines Tuchfabrikanten, der bei seiner Flucht nur den kostbarsten Besitz mitgenommen hatte, denn helle Flecken an den Wänden bezeichneten die Stellen, wo offenbar wertvolle Gemälde gehangen hatten. Aus der Bibliothek hatte er kaum etwas mitnehmen können. Nicht wenige Kameraden bedienten sich aus dem zurückgelassenen Besitz, ohne zu wissen, ob es ihnen lange erhalten bliebe. Unsereins beschränkte sich hauptsächlich auf den Genuß edelsten Rotweins aus dem sehr gut gefüllten Keller. Daß ich dem Kommandeur Diebstahl durch einige seiner Leute vorhielt, brachte mich ihm auch nicht gerade näher. Auch vortreffliche Lektüre fand sich. Am

Institut für Zeitgeschichte München Archiv

Ms 2136-38

nächsten Tag erreichten wir das vertraute Regiment wieder, das gerade in einem der häßlichen Bergarbeiternester bei Lille kampierte. Dort ließ ein strenger Befehl des Regimentchefs aufhorchen, der später als Generalmajor vor Stalingrad gefallen ist. Entgegen allen offiziellen Befehlen war offenbar doch eine Menge gestohlen worden; nun wurde das Regiment aufgefordert, alles "mitgenommene Gut" im Speiseraum eines der Ziegelhäuser zu deponieren, dafür war Straffreiheit zugesichert. Wer danach freilich noch im Besitz von Diebesgut angetroffen wurde, sollte standrechtlich erschossen werden. Die Verlockung war sogar für mich nicht gering, denn ich stieß allenthalben auf mitnehmenswerte Literatur.

Einige Wochen später näherten wir uns Paris. Einquartiert wurden wir im Jagdschloß der Rothschilds, das natürlich von seinen Besitzern fluchtartig verlassen worden war, denn wo sollte wohl die Front zum Stehen kommen. Die Rothschilds waren über Portugal nach Amerika entkommen, dankbar für ihre unschätzbaren Gemälde, die im Exil als Sicherheit für ihre Existenz dienten, ohne daß sie gezwungen waren, sie tatsächlich zu veräußern. Die Goyas waren übrigens im Schloß geblieben und hingen noch in den luxuriösesten Zimmern, die bereits bei einem früheren Angriff (1870) von Bismarck und von Kaiser Wilhelm I. während der Belagerung bewohnt worden waren. Unser Oberst schlief selbstverständlich im sogenannten Bismarck-Zimmer. Dies alles hörte ich von dort gebliebenen betagten Hausdienern, mit denen ich auf gutem Fuße stand, da ich hin und wieder zu Dolmetscherdiensten geholt wurde. Überhaupt war mein Leben mit dem Eintreten in den französischen Sprachraum etwas leichter geworden.

Da ich gelegentlich zum Abholen der Verpflegung aus dem nicht ganz nahen Depot mitausgewählt wurde, konnten wir diese Dienstfahrten zuweilen etwas ausweiten. So kamen wir zum Beispiel bis in das fast verlassene Paris, wo ich für die Mitfahrer als Fremdenführer diente. Dabei konnte ein böses Mißgeschick nur durch viel Glück verhindert werden: Als wir am Café de la Paix vorüberbrausten, sahen wir mit nicht geringem Entsetzen dort unseren Oberst thronen, der das Betreten von Paris streng verboten hatte. Das Glück bestand darin, daß er seinen Gedanken nachhing und unser Fahrzeug nicht unter die ihm bekannten einordnete.

Der Umgang mit den "Feinden" gestaltete sich für mich recht schwierig, da ich wegen der Sprachkenntnisse ständig Gesprächsgelegenheiten hatte und auch ausnutzte, obwohl solcher Kontakt zum Feind durchaus nicht gern gesehen war. Als mich der Oberst einmal erwischte, verfuhr er noch gnädig mit mir. Immerhin konnte ich über den Gärtner der Rothschilds Post nach Aurillac zu meinen damaligen Schüleraustauschgastgebern auf den Weg bringen. Ich bekam sogar Antwort: André war noch an der italienischen Front, sonst waren alle wohlauf; Paul habe ich leider nicht wiedergesehen und weiß nicht, wie er die Besatzungszeit und die wegen seiner deutschen Frau für ihn besonders schlimme Zeit nach der Befreiung überstanden hat. Er schrieb mir zwar bis Ende der 60er Jahre, ohne jedoch auf die Kriegszeit einzugehen und ging auch auf meine Andeutungen eines eventuellen Besuches nicht ein.

An eine Nachkriegszeit war in jenen Tagen noch nicht zu denken. Im Krieg zählt immer nur der Augenblick, in dem man noch leben darf; er wird genossen, wenn er genießenswert ist, und er wird durchgestanden, wenn er überhaupt durchzustehen ist. Die Tage im gegenwärtigen Dorf gehörten zu den langweiligeren. Abwechslung brachten Begegnungen mit dem Bürgermeister, der nebenbei Hausarzt der Rothschilds und vor dem 1. Weltkrieg als Arzt bei der französischen Militärmission in Peking gewesen war. Während er in Peking einen himmelweiten Unterschied zwischen Offizieren und Mannschaften bemerkt hatte, war das Verhältnis jetzt, nach seiner Ansicht und überhaupt, unkonventioneller und vertrauensvoller, wie es die Kriegssituation eben mit sich bringt. Der deutsche Ortskommandant begegnete mir ebenfalls

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 39

im Hause des Bürgermeisters, ein Hauptmann Schmeil, dessen Vater Verfasser der damals sehr bekannten Biologie- und Zoologie-Schulbücher war. Durch seine Begleitung gelang mir unter anderem eine Besichtigung der Orchideenzucht der Rothschilds. Aus dieser stillen Welt riß mich ein Kommando zu einem Flüchtlingslager in nicht gar zu weiter Ferne. Meine Lage besserte sich dadurch nicht – eher im Gegenteil, denn dort traf ich auf jenen früheren Chef, mit dem ich überhaupt nicht auskam (Pastor im Zivilberuf). Meine spezielle Aufgabe waren morgendliche Sprechstunden für die Flüchtlinge; dabei stand mir ein französischer Wachtmeister zur Seite, der mir weit näher stand als meine sogenannten Kameraden. Er hatte ein gutes Herz und verstand mich und meine Haltung auch ohne politische Erklärungen. Da ihm eine Bahnhofsbuchhandlung gehörte, gelangten wir endlich an französische Zeitungen. Als eine von ihnen ungeheure Zahlen der von deutschen U-Booten versenkten Schiffe meldete, meinte er trocken "Papier ist geduldig." Nicht nur er war mir zugetan, auch mit etlichen anderen Franzosen stand ich auf freundlichem Fuße. Es gab allerdings auch Szenen der verständlichen Feindschaft: Als ich eine französische Rotkreuz-Helferin mit jemandem Deutsch sprechen hörte, fragte ich erstaunt: "Oh, Sie sprechen Deutsch, Mademoiselle?" "Ja", meinte sie, "Aber nicht mit Ihnen, solange Sie sich als Feind unseres Landes hier aufhalten." Was sie zum Glück nicht hinderte, mir danach freundlich auf Französisch zu erklären, daß sie ihr Deutsch bei einer Familie in Stuttgart gelernt habe.

Die französische Oberin des Lagers zeigte deutlich ihren Haß auf die Deutschen, die zum Beispiel ein altehrwürdiges Denkmal im Ort aus den nichtigsten Gründen gesprengt hatten. Auch von Judenverfolgungen in Paris wurde schon gemunkelt, wie auch von einem Konflikt mit Rußland trotz des Hitler-Stalin-Paktes.

Plötzlich wie immer wurden wir erneut verlegt, diesmal in die Umgebung von Chartres, ein Dörfchen mit geringen Beschädigungen. Ich hatte wie schon des öfteren die Aufgabe, Quartier zu machen, also Unterkunft zu beschaffen. Als ich einer alten Dame schonend beibringen wollte, daß sie einige deutsche Soldaten vorübergehend aufnehmen müßte, erwiderte sie erstaunlicherweise, ihr mache das gar nichts aus. Sie habe schon als zehnjähriges Kind bei deutschen Landsern auf dem Schoß gesessen, bei der Besetzung Frankreichs 1870/71. Im übrigen erwies sich das Quartiermachen diesmal als nicht schwierig, da etliche Häuser sowie ein kleines Schlößchen ohnehin leer standen. Für mich suchte ich ein mit Büchern vollgestopftes Landhaus eines 80jährigen Schriftstellers aus. Der neue Chef fragte freilich verwundert, ob ich wirklich bei dem Bücherwurm wohnen wolle. Er stellte die erfreulichste Neuerung dar, war es doch in Hitlers Wehrmacht endlich einmal gelungen, den verhaßten Zivilpastor als Chef abzusetzen; die zahllosen handfesten Beschwerden von Unteroffizieren und Mannschaften hatten doch etwas bewirkt. Ich hatte allerlei ziemlich unerträgliche Szenen mit ihm gehabt, zum Teil von der Art, daß ich versucht war, mich handgreiflich zu wehren. Das hätte allerdings Strafbataillon bedeutet, und bei dieser Alternative war es etwas leichter, sich zu beherrschen.

Der neue Chef war ein vernünftiger Mann, der noch einen Lehrer aus Meißen mit mir beim Bücherwurm einquartierte. Im Laufe der Zeit gelang es uns, die besseren Räume des Hauses mitbenutzen zu dürfen, nachdem man uns zunächst den Dachboden zugewiesen hatte. Auch die Benutzung des Bades war erst nach längerem Zureden möglich. Dies nur als Beispiel dafür, daß keineswegs auf tyrannische Art Quartiere beschafft wurden.

Von einem Freund-Feind-Denken konnte über weite Strecken keine Rede sein, obwohl es doch mindestens in der militärischen Theorie gefordert war. Als der Besuch des Bataillonskommandeurs erwartet wurde und unser Bataillonschef mich im Gespräch mit meinem Bücherwurm-Gastgeber erwischte, der mich freundlich mit Händedruck begrüßte, erreichte mich

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2936-40

kurz danach durch unseren Leutnant die strenge Mahnung, daß man dem Landesfeind nicht vor aller Augen die Hand schütteln könne.

Eine Ausflugsmöglichkeit ergab sich nach Le Mans, wo Elisabeths Bruder Walter Katzenberger nach einem Autounfall im Lazarett lag. Die Fahrt erwies sich als schwierig, da ich selbst schen mußte, wie ich die Entfernung überbrückte. Urlaub in Feindesland bedeutete, einen der überfüllten Arbeiterzüge zu erwischen, zuvor jedoch mit einem Auto unserer Gastgeber zum Bahnhof zu gelangen. Da diese jedoch kein Benzin bekamen, mußte heimlich von einem meiner Kameraden der Stoff besorgt und nachts eingefüllt werden. In dem überfüllten Arbeiterzug ertönte plötzlich der Ruf "Nieder mit Hitler". Alle blickten mich gespannt an – ich schaute gelangweilt in die Ferne. Was hätte ich tun sollen, ich konnte nicht gut sagen "Ganz meine Meinung" und eine Gegendemonstration lag mir fern. Im Krankenhaus traf ich als dortigen Militärpfarrer unseren Pastor aus Freital, bei dem ich gelegentlich mit Elisabeth und Freunden eingeladen gewesen war und der sich stets als heftiger Kritiker des Regimes gezeigt hatte. Nach der Rückkehr vom Krankenhaus-Urlaub begann der alte Trott, der dank des neuen Chefs besser zu ertragen war.

Mehrmals in der Woche durfte ich mit einem älteren Oberleutnant nach Chartres fahren, um die Post zu holen. Dabei konnte ich die Kathedrale des öfteren gründlich besichtigen; freilich hatte man die prächtigen Glasfenster durch Milchglasscheiben ersetzt, was mir erst 16 Jahre später bei einem Besuch in Friedenszeiten auffiel.

Wie immer unvermutet wurden wir im September verladen, vermutlich für ein Eingreifen auf dem Balkan. Die Fahrt ging über Sedan zur Mosel und dann quer durch das Reich. Wie sehr der Sieg über Frankreich Deutschland in einen Rausch versetzt hatte, zeigte sich an den uns überall begeistert zuwinkenden Menschenmassen. Freilich gab es schon vor unserer Abreise Gerüchte über einen möglichen Bruch mit Rußland. Darüber konnte ich mich nur mit wenigen Kameraden unterhalten, insbesondere jenen, die alte Sozialdemokraten waren. Im großen und ganzen mußte man mit doppelter Zunge reden; die Gefühle waren ja auch zwiespältig und unser Verhalten nicht minder. In Frankreich hatten wir ja Dolce Vita genossen. Wir hatten gut eingekauft, vortrefflich gegessen, noch am letzten Abend ein Luxusdiner genossen. Jetzt rollten wir in einem auf einen offenen Güterwagen aufgestellten Pkw von den Vorräten zehrend durch die Lande, Ziel unbekannt. Schließlich näherten wir uns Sachsen, Leipzig, dem Wohnort meiner Eltern. Wie es der Zufall will, verlief die Bahnlinie in Sichtweite des elterlichen Häuschens und just dort hielt der Zug eine Weile. Ich nutzte die Chance, einem vorüberge-henden Eisenbahner einen Koffer mit den in Frankreich erstandenen Schätzen (Eßbares, Stoffe, Seife und dergleichen) zu treuen Händen für meine Eltern mitzugeben. Sie wurden getreulich abgeliefert – ein in den späteren Hungerzeiten nicht mehr selbstverständliches Verhalten.

Dann rollten wir weiter, Dresden – Schlesien – Krakau, die weiten polnischen Ebenen, Tschenstochau und Litzmannstadt, dem alten Lodz. Es bot damals etwa den Anblick einer russischen Stadt, eine große Kathedrale, eine Hauptstraße mit modernen Gebäuden neben baufälligen Holzhäusern. Als Angehörige der Stabsbatterie wurden wir mit den Chefs in einem ehemaligen Postamt einquartiert. Ich hauste mit einem Mathematiklehrer in einem Zweibettzimmer, dessen großer Kachelofen nur mit entsprechender Kunstfertigkeit zu beheizen war. Diese Ungeschicklichkeit war meinem Ansehen wenig zuträglich, auch steigerte sie mein eigenes Wohlbefinden nicht, welches sich nach den glücklichen französischen Tagen ohnehin um den Nullpunkt bewegte. Der Dienst bestand nämlich vorwiegend aus Wacheschieben und Pferdepflegen. Die Vierbeiner waren längst nicht alle einfach zu behandeln, vor allem beim Bewegen der Tiere gab es böse Überraschungen. Mir gingen einmal "meine" Gäule durch,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 41

was mir eine fürchterliche Beschimpfung eines zufällig vorbeireitenden Offiziers eintrug. Die Sache endete erfreulich: Ich fand die beiden Ausreißer nach längerer Zeit in ihren Boxen.

Abwechslung brachte die pflichtgemäße Durchsicht der Regimentschronik vom Frankreichfeldzug sowie Vorbereitungen auf eine Weihnachtsfeier. Allerdings war dabei eine Gedenkrede auf einen tödlich verunglückten Kameraden zu halten. Die Atmosphäre war keineswegs so entspannt wie in Frankreich. Das lag zunächst am Ghetto in Lodz, eine Art Menschenzoo, durch den die Straßenbahn hindurchfuhr, wobei nach links ein Bretterzaun die Sicht verbaute, während auf der rechten Seite am Bürgersteig entlang Stacheldraht gespannt war. Ich konnte mehrere Wochen hindurch Russischunterricht nehmen bei einer früheren Schülerin jenes Professors, bei dem ich meine Doktorarbeit geschrieben hatte. Um zu ihr zu kommen, mußte ich mit der Straßenbahn durch das Ghetto fahren. Unsere Gespräche berührten vorsichtig den Sinn der deutschen Maßnahmen gegen Polen und Juden. Dabei gab es keinen Zweifel, daß wir für die Zukunft die schwärzesten Befürchtungen hegten. Sogar unter den Landsern wurden gelegentlich Bedenken geäußert, etwa als wir alle zu einer Vorführung des judenfeindlichen Films Jud Süß kommandiert wurden. Längst nicht alle Zuschauer waren überzeugt, daß der Film eine richtige Ansicht der Dinge vermittelte. Viele Abende verbrachte ich in einer nur Deutschen vorbehaltenen Gaststätte; ebenso hatten die Polen bestimmte Lokale sowie in den Straßenbahnen den Vorraum zugewiesen erhalten. Eines Abends traf ich in jenem Lokal einen Bundesbruder, der in einem Dorf bei Lodz nunmehr als Schulleiter tätig war. Er war vom Endsieg überzeugt, hörte sich jedoch meine gegenteilige Meinung ruhig, allerdings überrascht und ungläubig, an.

Im übrigen waren die Tage trist mit wenigen Abwechslungen, wie etwa einem Abend bei einer russischen Emigrantenfamilie, die in einem einzigen großen Raum zu hausen schien. Die Eltern riskierten viel dabei, denn der Umgang mit uns wurde ähnlich wie Rassenschande betrachtet und geahndet, was auch für uns galt. So konnten wir immerhin unmittelbar neben dem Ghetto diesen Abend gemeinsam feiern, wobei der Alkohol eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Einen privaten Abend konnten wir bei unserem Verpflegungsunteroffizier verbringen, der - eine höchst seltene Ausnahme – eine Besuchserlaubnis für seine Frau erhalten hatte. Beinahe friedensmäßig verlief dieser Abend, da er von Berufs wegen verpflegungsmäßig bestens ausgestattet war. Natürlich fragten wir die Frau aus, wie es in Dresden und Sachsen überhaupt aussah.

Gelegentlich trafen wir Rote-Kreuz-Schwestern zum Gespräch oder eine deutsch-polnische Familie, die in der Weihnachtszeit einmal Soldaten zu sich einluden. Sie war etwas besser untergebracht als polnische Familien, bei denen man in aller Regel die Kartoffeln unter dem Sofa liegen sah, wohl auch aus der Angst, sie könnten sonst gestohlen werden. Als großes Wunder ist ein Orchesterkonzert der Dresdener Philharmoniker unter Paul van Kempen zu erwähnen. Es schien sogar nicht ganz aussichtslos, in diesem Winter vor dem Rußlandfeldzug noch einmal nach Dresden zu gelangen. Bei uns war die feste Überzeugung verbreitet, daß ein Krieg gegen Rußland vorbereitet werde. Bereits im Oktober hatte unsere Division einen Dolmetscheroffizier für Russisch zugewiesen bekommen; aus jeder größeren militärischen Einheit hatte jemand Geeignetes die russischen Buchstaben zu lernen. Wenn etwas großes Militärisches in Vorbereitung war, war es üblich, möglichst alle noch schnell auf Urlaub zu schicken (und sei es auch nur aus bevölkerungspolitischen Erwägungen). So kam es, daß ich zwar das Weihnachtsfest in Lodz verbringen mußte, kurz danach jedoch ein erstes Mal nach Dresden auf Urlaub reisen durfte.

An "Dienstlichem" ist zu erwähnen eine Zusammenkunft meines Kollegiums in einem Hotel in Freital; dort gab es Gelegenheit, meinem Zivilleben-Chef unsere in der Kriegspraxis ge-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-42

reifte Theorie eines baldigen Rußlandfeldzuges zu entwickeln, u.a. wegen des aus heiterem Himmel gefallenen Urlaubs, den es eigentlich nur vor militärischen Großeinsätzen gab. Er stritt diese Möglichkeit jedoch entschieden ab, wie er überhaupt damals alles gut fand, was der Führer anordnete.

Elisabeth und Ulli lebten friedlich im Holzhäuschen neben dem Haus von Dr. Sauer in Hirschbach bei Dresden. Die beiden Frauen hatten ohne ihre im Krieg weilenden Männer sich mit einigem Geschick in das dörfliche Leben eingelebt und profitierten von den geruhsamen Verhältnissen. Wie es in Dresden und anderen deutschen Großstädten damals angesichts der Bombardierungen aussah, ist u.a. bei Victor Klemperer "Ich will Zeugnis ablegen bis zum Letzten" nachzulesen. Dazu kamen als Positiva die Paketsendungen der beiden Ehemänner sowie mancherlei Mitbringsel, sobald wir Urlaub bekamen. Wir konnten es wagen, abends regelmäßig unter Anwendung höchster Vorsichtsmaßnahmen im Radio die deutschsprachige Sendung der BBC mit Lindlay Frazer zu hören. Einiges von der Wahrheit ließ sich gelegentlich auch aus der "Deutschen Allgemeinen" heraus destillieren, die ich sogar nach Lodz nachgeschickt bekam. Trotz der in allen Zeitungen und bei der Masse des Volkes verbreiteten Siegeszuversicht hatten wir in unserem kleinen Kreis keinerlei Illusionen über die voraussichtliche Dauer des Krieges und seinen negativen Ausgang.

Es muß im März gewesen sein, als ich schon wieder Heimaturlaub bekam und alles scheinbar wie immer vorfand. Ich genoß "das einfache Leben", wie wir die Hirschbacher Idylle in Anlehnung an den Titel eines Buchs von Ernst Wiechert nannten, in welchem der nicht mehr junge Schriftsteller seine Abkehr vom Nationalsozialismus – in verschlüsselter Form natürlich – erläutert. Beim Holzsägen hatte ich freilich einige Beschwerden in der Leistengegend verspürt, aber nicht weiter beachtet, als mich ein Telegramm vorzeitig zur Truppe zurückrief. Das schien auf Alarm (Rußland) zu deuten. Nicht zuletzt durch diesen Schock ausgelöst, meldeten sich nun die Beschwerden deutlicher; Erbrechen, Fieber und dergleichen deuteten auf eine Blinddarmreizung oder -entzündung hin. Der herbeigerufene Arzt bestätigte unsere Vermutung und veranlaßte meine sofortige Einweisung in ein Dresdener Lazarett. Seltsamerweise verringerten sich während der Taxifahrt die Schmerzen. Der mich empfangende Sanitäter brummte mißmutig: "Das kennen wir schon!", als ich ihm das Telegramm zugleich mit der Einweisung des Arztes überreichte. Zum Glück befahl der diensthabende Arzt nach kurzer Untersuchung, mich für die sofortige Operation fertig zu machen, die tatsächlich notwendig war. Kurz vor dem Narkosetiefschlaf hörte ich noch etwas wenig Schmeichelhaftes. Eine Krankenschwester rief ihrer Kollegin zu: "Bleiben Sie mal hier, bei so Molligen passiert leicht etwas!". Es passierte aber nichts, und als ich zu mir kam, reichten meine Kräfte bereits, um zum Spaß das Beschwerdebuch zu verlangen, um diese Diskriminierung der Beleibten zu monieren. Die humorlosen Krankenpflegerinnen waren auf solche Scherze nicht gefaßt und verneinten im vollen Ernst, daß es ein solches Buch gäbe.

Allmählich ging es mir besser; in der geschlossenen Atmosphäre des Lazaretts – es handelte sich um das katholische Joseph-Stift – konnte ich mich endlich den von Freunden empfohlenen Büchern widmen, z.B. dem "Grünen Heinrich", den ich mit großer Begeisterung las. Auch klärte sich im Krankenhaus, weshalb ich telegraphisch nach Lodz beordert worden war. Schon in Lodz hatte mir ein Oberleutnant während meiner Wache angedeutet: "Sie werden hier nicht mehr lange Wache stehen. Wir haben Sie als Dolmetscher gemeldet!". Nun war es also soweit, daß mein eigentlich ganz am Rande betriebenes Russisch zum Zuge kam. Bisher hatte ich angenommen, mein Französisch oder Englisch wäre im Kriege gefragt.

Ich hatte bald heraus, daß ich unbedingt die Reise nach Lodz vermeiden mußte, denn sie würde meine Versetzung zu den Dolmetschern gefährden. Deshalb meldete ich mich konsequen-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Ms 2136 - 43

terweise bei der falschen Stelle und erreichte es bei der Lazarettverwaltung, aus Gesundheitsgründen meinen militärischen Dienst in Leipzig fortsetzen zu dürfen. So kam ich in der alten Hindenburg-Nachrichtenkaserne unweit der Wohnung guter Freunde in die 2. Kompanie, wo die Kenner der slawischen Sprachen versammelt waren. Nach einigem militärischem Hin und Her wurde mir erst mal ein Genesungsurlaub bewilligt; inzwischen war es allmählich Frühling. Als ich wieder nach Leipzig zurückkehrte, fand ich schon niemanden mehr vor von den Teilnehmern des mir eigentlich zugedachten Dolmetscherkurses. Ein gefürchteter Hauptwachtmeister brummte: "Wir hätten Sie beinahe telegraphisch zurückgeholt, aber Sie sind ja nur "garnisonsverwendungsfähig – Heimat"!". Die anderen waren bereits ihren Stäben zugeteilt; der Rußlandfeldzug stand offenbar unmittelbar bevor. Mich rettete vorläufig die erwähnte Blinddarmoperation.

Aber im häuslichen Bereich taten sich weit ernstere Sorgen auf. Elisabeth besuchte mich in Leipzig, um sich bei dieser Gelegenheit wegen einer beunruhigenden Knotenbildung in der linken Brust bei einer uns bekannten Ärztin untersuchen zu lassen. Sie berichtete mir von dem Ergebnis: Es könne sich um etwas Schlimmes handeln. Um sicherzugehen zogen wir einen Internisten zu Rate. Mir wurde erstaunlicherweise Urlaub dafür bewilligt, so daß ich bei der Unterredung mit dem Facharzt dabeisein konnte. Er erklärte mit großer Entschiedenheit, es handele sich lediglich um eine Entzündung der Brustdrüsen, so daß wir beruhigt sein könnten. Wir vertrauten nur zu gern, wie man es in so ernster Lage tut, dieser beruhigenden Auskunft – leider zu unrecht und zum Unheil für Elisabeth. Wertvolle Zeit verbrachte sie nun mit einer Behandlung, die völlig an der Ursache der Erscheinung vorbei ging. Erst ein halbes Jahr später setzten Schmerzen ein; sie wandte sich daher an den Arzt, der meine Einweisung ins Lazarett (Blinddarm) veranlaßt hatte, er erkannte den Ernst der Lage und schickte sie in höchster Eile zum Chefarzt der Dresdner Frauenklinik. Auch hier konnte ich bei der Besprechung dabeisein. Er erläuterte mir, er habe außer der Brust auch die Lymphdrüsen wegnehmen müssen, hoffe aber auf Erfolg. Dem medizinischen Scharlatan in Leipzig jedoch solle man das Handwerk legen.

Vordringlich war nun Elisabeths Erholung von dem schweren Eingriff, verbunden mit Bedenken – höchst überflüssigen Bedenken – ich könnte über ihre Verstümmelung nicht hinwegkommen. Es war nicht leicht, ihr klar zu machen, wie gegenstandslos diese Sorgen waren. Es dauerte leider recht lange, bis sie ihren linken Arm wieder voll bewegen konnte. Positiv wirkten sich aus die ländliche Umgebung und der Beistand von Marianne Sauer.

Von den gesundheitlichen Fortschritten konnte ich mich erfreulich oft überzeugen, da ich mit einer gewissen Regelmäßigkeit sonntags Urlaub bekam und nur eine kurze Entfernung zurückzulegen hatte. Wir waren nämlich inzwischen von Leipzig in die Meißener Kaserne verlegt worden. In Leipzig hatte ich Gelegenheit frühere Kontakte zu Archivmitarbeitern wieder aufzunehmen; dabei waren sogar schriftstellerische Pläne für die Zukunft geschmiedet worden – sämtlich reichlich utopisch und natürlich zum Scheitern verurteilt. So hatte z.B. der Leiter des Stadtgeschichtlichen Museums (Dr. Schulze) mich dafür ausersehen, zunächst einige Biographien wichtiger ehemaliger Leipziger Bürgermeister des 19. Jahrhunderts zu schreiben und danach das gesamte 19. Jahrhundert der Leipziger Stadtgeschichte zu bearbeiten. Das Werk sollte zum Jubiläumsjahr 1964 erscheinen; niemand ahnte damals, wie die Welt 24 Jahre später aussehen würde.

Immerhin zeigten diese Gespräche die Richtung, in welche mein Leben ohne den unsinnigen Krieg hätte verlaufen können: Ich hätte z.B. an einer Leipziger Schule unterrichten und nebenbei lokalhistorische Forschungen betreiben können!

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-44

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt – er hat es so gefügt, daß Elisabeth und ich mit Ulli zusammen noch eine Weile eine merkwürdige sonntägliche Idylle in Hirschbach mitten im Krieg genießen durften, die ich nachträglich zu den schönsten Zeiten meines Lebens rechne.

Sehr angenehm auch die Atmosphäre des Dienstes in der Dolmetschereinheit, in die ich entsprechend der Vorhersage meines Russischlehrers nur wegen meiner Russischkenntnisse geraten war. Der Rußlandfeldzug begann an einem meiner Urlaubssonntage. Bei der Nachricht wurde mir jedenfalls klar, daß angesichts der Weite dieses Landes damit der Krieg für Deutschland verloren sei. Auch die Ostexperten unter meinen Bekannten teilten diese Auffassung. Der kleine Mann wie unsereins konnte freilich nichts anderes tun als es in solchen Zeitläufen seit jeher üblich war, nämlich sich ducken und sehen, wie man am besten aus dem herauskäme, was das Schicksal einem zugedacht hatte.

Wer mit Rußland Krieg begann, saß sozusagen "im hohlen Zahn des Löwen"; nach einem verbreiteten Slogan "genossen wir den Krieg, denn der Friede wird fürchterlich sein". Mit einigen Abstrichen war das in unserem "intellektuellen Haufen", wie ihn unsere "Nachrichten-Dolmetscher-Ersatzabteilung" darstellte, damals noch möglich. Angefangen vom Chef der 2. Kompanie über den Hauptwachtmeister bis zu Unterführern, naturgemäß unterschiedlicher Qualität, handelte es sich um insgesamt durchaus verträgliche Zeitgenossen, die den etwa 350 Leute umfassenden Haufen in Ordnung zu halten verstanden. Alle Beteiligten lavierten mit anerkennenswertem Geschick zwischen den militärischen "Sachzwängen" und den sozusagen wissenschaftlichen Erfordernissen. Dementsprechend waren auch die Rollen verteilt, denn es gehörten auch einige zivile Experten für slawische Sprachen zu dieser Einheit. Kritik an der obersten politischen und militärischen Führung war hier an der Tagesordnung; dennoch mußte man stets aufpassen, daß man sich nicht um Kopf und Kragen redete. Eine Gelegenheit waren z.B. die Radio-Gemeinschaftsübertragungen mit Reden unseres Führers, zu denen man abkommandiert wurde. Mindestens ein Bekannter sah wegen meiner Anmerkungen ziemlich schwarz für meine Zukunft. Er als Priester und Intellektueller (später der zweite Mann im Bayrischen Rundfunk) war ein typisches Beispiel für vorsichtige Opposition. Bei Leuten wie ihm war man immer sicher, Verständnis für meine Ablehnung des Systems und der von ihm angeordneten Aktionen zu finden. Noch oppositioneller als dieser Joseph Maurer gebärdete sich Dr. Andorfer, jetzt (1969) Sektionschef im Österreichischen Finanzministerium. Aber bevor ich auf einzelne "Mitstreiter" eingehe, sei noch einiges über die Organisation ausgeführt.

Die "Nachrichten-Dolmetscher-Ersatzabteilung" (NDEA), später mit einem gelben D als Schlaufe über den Achselstücken versehen, war in Halle aufgestellt worden. Es gab einen Kommandeur (Major), seinen Stab sowie drei Kompanien, welche sich den westlichen und östlichen Sprachen sowie denen der übrigen Welt widmeten. Als Experte für Kisuaheli z.B. gehörte der spätere Bundestagspräsident von Hassel zu uns; auch für Indisch hatten wir einen Universitätsdozenten (Dr. Dietz), der als Leutnant den Kompaniechef vertrat.

Die Personalstärke wechselte je nach den Anforderungen der Kriegslage. Zur Westsprachen-Kompanie gehörten vorwiegend Philologen, Kaufleute und begabte Amateure; bei den Ostsprachen dominierten neben Philologen Auslandsdeutsche sowie Ingenieure, die in slawischen Ländern gearbeitet hatten; für die übrige Welt waren hauptsächlich Wissenschaftler und Auslandsdeutsche tätig. Bei dieser Zusammensetzung ging es unverfänglich, frei und offen zu; Kritik am Nationalsozialismus wurde von den meisten Offizieren geduldet oder einfach nicht zur Kenntnis genommen. Wir wurden sogar nichtsahnend in Vorbereitungen zum 20. Juli-Aufstand hineingezogen, etwa in der Weise, daß unter dem Stichwort "Walküre" Übungen zur "Bekämpfung innerer Unruhen" durchgeführt wurden. Der General der Nach-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 45

richtentruppe (Fellgiebel) gehörte zum engeren Kreis der Verschwörer; er fiel den Verfolgungen im Anschluß an den 20. Juli zum Opfer.

In Halle blieb die Einheit etwa ein Jahr; sie wurde dann für einige Monate nach Leipzig verlegt, schließlich für die Zeit von 1941 bis März 1944 nach Meißen und von dort nach St. Avold.

Die Offensive der Alliierten zwang jedoch bereits im Herbst 1944 zur Rückverlegung nach Halle; dort blieb die Einheit bis zur Kapitulation und Auflösung. Die Tätigkeit der drei Kompanien bestand im wesentlichen darin, Nachrichtendolmetscher für die kämpfende Truppe auszubilden und diese Leute ständig mit speziellen Wörterbüchern zu versorgen, die auf dem aktuellsten Stand sein mußten. Im Einsatz bei den Stäben oder bei der Truppe waren die Dolmetscher, wie der Name sagt, zuständig für das Abhören und Übersetzen von feindlichen Nachrichten, etwa über angezapfte Telefonleitungen oder Funkverkehr. Zu meinem Vorteil war ich für diesen Aspekt der Arbeit nicht brauchbar, da ich nie in Rußland gewesen war und die Umgangssprache nicht beherrschte. So wurde ich vom Schicksal (Kommandeur) gnädig auf das eher wissenschaftliche Gleis geschoben; hier ging es teils um Fachausdrücke, teils um Transkription des umgangssprachlichen Russischen in die offizielle Schreibweise und dergleichen mehr. Das hätte natürlich jeder andere Sprachkenner auch leisten können, aber diese meine Spezialistenfunktion trug doch dazu bei, mir einen Hauch von Unentbehrlichkeit zu verleihen. Heer wie Verwaltung begannen schon damals eine schier abergläubische Verehrung für den Experten zu entwickeln.

Die bald einsetzende Flut der "Beuteschriften" ließ außerdem die Einrichtung eines Übersetzungsbüros für nachrichtentechnische Dienstvorschriften und Beschreibungen technischer Geräte erforderlich erscheinen. Obwohl nur Unteroffizier wurde ich zum Leiter dieses Büros bestellt, eine Funktion, die ich ohne tatkräftige Unterstützung professoraler und anderer Experten (darunter ein Wachtmeister, der ebenfalls bei Prof. Braun promoviert hatte) nicht für längere Zeit hätte ausfüllen können.

Eine besondere Freundschaft ergab sich zu unserem Zeichner, Eugen Schmidt. Er war mir bereits in Leipzig aufgefallen, wo es weniger um militärische Dienstpflichten ging, als viel mehr um einen halbdienstlichen Abschiedsabend, zu dem alle Russischdolmetscher aufgeboten waren. In diesem Rahmen war eine Gesangsdarbietung vorgesehen, bei der u.a. er als Solist auftrat und ich für mehrere lyrische Texte zuständig war. Der Zugang zu seiner Zeichnerwerkstatt war erschwert durch die Anordnung des Mobiliars. Er bearbeitete gerade mit der Geschwindigkeit einer griechischen Landschildkröte eine Lehrtafel, auf der die Abzeichen der russischen Heeresdienstgrade darzustellen war. Es gelang ihm mit großem Geschick diese Tagesarbeit zu einer Beschäftigung für mehrere Wochen auszubreiten; sich an einer Arbeit festhalten, war und ist eine Maxime unfreiwilligen Militärdienstes offenbar zu allen Zeiten gewesen, um Schlimmerem zu entgehen. In Meißen wurden die Kontakte zu Eugen enger; wenige Jahre jünger als ich war er in St. Petersburg als Sohn eines deutschen Uhrmachers geboren und beherrschte von daher die Sprache. Die Eltern hatten mit zwei Kindern den 1. Weltkrieg und die Russische Revolution überstanden, hatten dann jedoch genug vom Exil. In Leipzig hatte er nach 1918 nach dem Tode des Vaters höchst unregelmäßigen Schulunterricht, bekam jedoch beträchtliche Erfahrungen im "Organisieren" von Kohle und Lebensmitteln. Er lernte Gravieren und bildete so wenigstens eines seiner Talente aus. Im 2. Weltkrieg zeigte sich darüber hinaus Musikalität, Anpassungsfähigkeit an schwierige Menschen und Verhältnisse, schließlich Mut und Entschlossenheit, Warmherzigkeit, Hilfsbereitschaft, Lebensklugheit und Witz. All dies machte ihn zu einem sehr schätzenswerten Kameraden in unserer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft. Von seiner Fähigkeit, mit jeder Situation

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS2136-46

fertig zu werden, konnten wir alle viel lernen. Unter uns Sprachbegabten gab es besonders viele Bayern, die ganz Außerordentliches leisteten und auch nach dem Kriege Erfolg hatten; einer ist heute Oberbibliotheksrat der Bayrischen Staatsbibliothek

Der äußere Rahmen ließ auch hier wie überall im Kriege zu wünschen übrig. Platz und Einrichtungsgegenstände (Kleiderschrank und dergleichen) waren so knapp, daß man sie mit anderen teilen mußte, was bei Individualisten nicht selten zu Kontroversen führte. Eines Sonntags erinnerte mein Schrankmitbenutzer uns daran, daß wir genau vor einem Jahr an der Erstürmung eines französischen Dorfes beteiligt waren. So konnte ich ergänzen, was ich als "Besetzer" dort erfahren hatte. In der weiteren Unterhaltung zeigte sich, daß mein bayrischer Nachbar kurz nach dem französischen Abenteuer in Tanger eingesetzt worden war; wegen einer Ungeschicklichkeit war er zum Tode verurteilt und erst in einem Revisionsverfahren zu lebenslänglicher Haft begnadigt worden. Er hatte längere Zeit im Gefängnis von Oran absitzen müssen, wo er immerhin Berberdialekte erlernen konnte, die ihm später bei uns von Nutzen waren.

Abenteuerliche Schicksale hatten noch andere Kameraden zu unserer Kompanie geführt. Einer der Stubengefährten z.B., der als Tschechisch- und Russischlehrer fungierte, gehörte zu ihnen. Sein Vater, österreichischer Gymnasialprofessor, hatte eine Prinzessin von Thurn und Taxis geheiratet, die wegen dieser Mesalliance von der Familie verstoßen worden war. Es verblieben ihr aber ein Palais in Prag und offenbar auch finanzielle Mittel, die es ihrem Sohn erlaubten, ein "unabhängiges Leben" zu führen und lediglich proforma als Assistent am Musikwissenschaftlichen Institut der Karls-Universität tätig zu sein. Wie viele Auslandsdeutsche war auch er vom unaufhaltsamen Aufstieg des böhmischen Gefreiten Adolf Hitler fasziniert und hatte sich daher nach dem Anschluß Österreichs sogar freiwillig zur Wehrmacht gemeldet. Als ich ihm 1940 begegnete, war er nach der Ausbildung in Straubing bei einem Panzerregiment und durch allerlei unerfreuliche Vorkommnisse im Protektorat Böhmen und Mähren schon völlig ernüchtert. Er sollte den Kelch der Enttäuschungen noch bis zur Neige leeren; nach mehreren Fronteinsätzen landete er gegen Kriegsende bei der Armee des Generals Schörner.

Nach dem Zusammenbruch erinnerte er sich eines Angebotes früherer tschechischer Freunde, sich in der Not an sie zu wenden; daher machte er sich als Displaced Person in Zivilkleidung auf den Weg nach Prag , bald stieß er auf eine tschechische Streife, die ihm prompt bestätigte, man höre an seiner Aussprache, daß er Tscheche sei, und ihm gute Reise wünschte. Ein zweiter Wachposten zeigte sich davon ebenso überzeugt, betonte aber Anweisung zu haben, sämtliche Auskünfte durch Rückfragen überprüfen zu müssen, das sei glücklicherweise nur eine Angelegenheit von Stunden, die er in einem Lokal des Ortes unter Aufsicht abwarten müsse. Nach einigen Stunden erschien der Chef der Wache, erklärte ihm, er habe zu seinem Bedauern erfahren müssen, daß die Angaben falsch seien; das bedeute in aller Regel Erschießung. Nun blieb dem Angeklagten als letzter Versuch nur, seinen Wehrpaß aus dem Versteck im Stiefel zu holen und sich als deutscher Soldat auszuweisen. Nach einigem Hin und Her wurde ihm verkündet, wegen seines guten Tschechisch und einer gewissen sympathischen Ausstrahlung wolle man von einer Exekution absehen und ihn den Russen übergeben, was dann auch geschah und dem Armen eine mehrjährige Kriegsgefangenschaft einbrachte.

Dort half ihm immerhin sein Russisch sowie erneute menschliche Anteilnahme: Ein russischer Major versprach ihm, er käme nach Hause. Schwierig war freilich die Frage, in welches Land er entlassen werden sollte. Der Betroffene entschied sich für Österreich und kam tatsächlich mit dem letzten Österreicher-Transport nach Hause, wenn man Wien als sein Zuhause betrachten kann. Dort wandte er sich an den erwähnten Kompaniekameraden Dr. Andorfer,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 47

damals noch im Außenministerium, später hohes Tier im Finanzministerium. Aber trotz Andorfers Bemühungen war beruflich für den Heimkehrer nichts zu erreichen; als vorerst "Staatenloser" konnte er laut österreichischem Gesetz nicht beschäftigt werden, solange Österreicher mit gleicher Vorbildung arbeitslos waren. So riet Andorfer ihm schließlich, nach Deutschland zu gehen. Hier mußte er zwar erfahren, daß inzwischen die amtliche Meldefrist seit der Rückkehr aus der Gefangenschaft verstrichen sei, man aber nicht bürokratisch verfahren wolle. Außerdem geriet er in eine unglückliche Frauengeschichte, die beinahe fatale Folgen gehabt hätte.

Dann ging es aber wieder aufwärts; so konnte ich ihn – nachdem ich über das Rote Kreuz von seiner Rückkehr erfahren hatte – 1950 in München als Gehilfen eines Buchhändlers begrüßen. Seitdem haben wir uns des öfteren gesehen; er ist gegenwärtig (1969) Fachmann für Balkanfragen beim ADAC in München, hat geheiratet und wirkt je länger, je mehr wie ein verspäteter Grandseigneur aus der K.u.K.-Monarchie.

Überhaupt waren in Hitlers Wehrmacht sozusagen letztmalig alle Deutschen (Deutschsprachigen) des Europäischen Raumes mit Ausnahme der Schweizer beieinander. In der 2. Kompanie dominierten die Deutschen aus Osteuropa; kultivierteste Gruppe waren die Balten, sie kamen am wenigsten mit der oft starren Disziplin zurecht und noch weniger mit der absurden Ideologie des 3. Reiches. Sie hatte die meiste Erfahrung im Umgang mit anderen Volksgruppen; meistens waren sie bereits durch die Umsiedlung in polnisches Gebiet und angesichts der dort erlebten grausamen Praktiken der Nazis vom obersten Kriegsherrn enttäuscht bzw. entsetzt. Infolge abenteuerlicher eigener Schicksale hatten sie Großzügigkeit und Toleranz gelernt. Einer von ihnen überraschte mich eines Tages mit einer Einladung: "Willst Du nicht heute mal mitkommen und feiern helfen; ich habe mich nämlich mit meiner Frau verlobt!". Mit dieser seltsamen Aussage hatte es folgende Bewandtnis: Kurz vor der von Außenminister Ribbentrop mit Stalin ausgehandelten Zwangsumsiedlung der Baltendeutschen hatte sich eine hübsche junge Dame an ihn gewandt und ihn flehentlich gebeten, ihr die Ausreise zu ermöglichen, was damals nur durch eine Scheinheirat zu bewerkstelligen war. Als Tochter eines von den Bolschewiken erschossenen Weißrussen ahnte sie nämlich für sich ein überaus düsteres Schicksal voraus nach einer Besetzung der baltischen Republiken durch die Deutschen. Sie bat ihn also, sie zu heiraten, sagte ihm jedoch dabei zu, sie würde ihn in Deutschland sogleich wieder freigeben. Da er (damals junger Apotheker) aber an ihr Gefallen fand, kam es nicht zu der versprochenen Freigabe, sondern zu einer echten Verlobung mit der nunmehr ebenso echten Ehefrau, dieses Ereignis sollte jetzt gefeiert werden. Später wurde er Inhaber der Apotheke im bei Dresden gelegenen Dippoldiswalde.

Ähnliche Schicksale wären noch manche zu berichten. Ein Konzertpianist, als Sohn eines deutschen Konsulatsbeamten in Poltawa geboren, sprach Russisch wie seine Muttersprache. Er war verlobt mit einer jungen Russin aus Emigrantenkreisen; freilich war er ein einigermaßen schwieriger und höchst undurchsichtiger Charakter. Später arbeiteten wir gemeinsam in Jüterbog als Entzifferer verschlüsselter russischer Nachrichten. Als ich zu einem anderen Ort kommandiert wurde, wurde er ebenfalls in eine noch andere Richtung geschickt, geriet schließlich nach Kriegsende in Gefangenschaft und wurde irgendwie an die Engländer weitergereicht. Wie es hieß, war er später für den Secret Service tätig. Als ich 1954 erstmals nach Kriegsende nach England reisen konnte, begegnete er mir zufällig in London auf der Straße – mit Bowler Hut und Regenschirm, neben sich eine mittelhübsche Lady. Entgeistert starrte ich ihn an und sprach ihn mit seinem Namen an, aber er schritt ungerührt weiter, ohne sich um meine lauter werdende Anrede zu kümmern. Abgesehen davon, daß ich schon von der äußeren Erscheinung her sicher war, ihn erkannt zu haben, wurde mir gerade durch sein Ignorieren

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 48

meiner Person klar, daß er es sein mußte, denn sonst hätte er in irgendeiner Weise auf meine Anrede reagiert.

Damit habe ich den Ereignissen allerdings vorausgegriffen. Noch lebten wir in der 2. Dolmetscherkompanie in Meißen – in nicht gerade vornehmem Milieu. Die alten und verwanzten Räume waren überbelegt; der Lebensrhythmus unterschied sich wenig von dem in allen Kasernen dieser Welt üblichen. Das Pfeifen des Wachhabenden erscholl sehr früh am Morgen; unter seiner Führung schritten die jeweiligen Kaffeeholer "ohne Tritt" (also nicht im Gleichschritt) zur Küche, wo in gewaltigen Blechkannen eine schwarze Brühe "gefaßt" wurde, die nicht den Namen Kaffee verdiente, sondern "Muckefuck" genannt wurde. Nach dem Frühstück vollzog sich das Antreten; bei dieser Gelegenheit gab irgendein Wachtmeister ohne angestrengteste Konzentration den Dienstplan bekannt, wonach die angetretene Versammlung der "Abkommandierten" sich auflöste. Ich schritt dann mit einigen zum Übersetzerraum. Dort leuchtete uns ein Schild mit einem Spruch des Humanisten Scaliger von der Wand entgegen: "Lexicographia secundus post Herculem labor!". Ich fertigte dafür folgende gereimte Übersetzung:

Was einst Hercules vollbracht,
unerreicht ist es geblieben.
Doch nächst ihm sei des(sen) gedacht,
der ein Wörterbuch geschrieben!
(Wörtlich: Wörterbuch verfassen bedeutet zweit(schwierigst)e Arbeit nach den Heldentaten des Hercules!)

In dem schmalen Raum saßen Wörterbuchverfasser und Übersetzer beisammen. Neben mir ein Studienrat aus Leipzig sowie ein Buchhändler – zugleich alter Kommunist –, uns gegenüber die Serbokroatisch-Experten, unter ihnen einer der wenigen überzeugten Nazis; bezeichnend für das Klima, daß er allerlei exekutionswürdige Bemerkungen tolerierte und an bestimmten Stellen gebeten wurde wegzuhören. Diese Gelassenheit ist ihm als überzeugtem Atheisten besonders hoch anzurechnen. Schließlich kamen gelegentlich Experten für Jugoslawisch und Ungarisch für begrenzte Zeit zu uns.

Wir waren vor allem beschäftigt mit der Zusammenstellung eines Wörterbuches für das Nachrichtenrussisch; es gab zwar eine einfache Fassung, diese bedurfte jedoch dringend der Ergänzung und Weiterentwicklung. Als Rohstoff diente das reichlich anfallende Beutematerial (Waffen, Maschinen, usw.). Die technischen Begriffe fehlten uns bisweilen; in diesem Falle gab es nicht etwa Strafe, sondern Belohnung in Form von Studienreisen etwa nach Berlin oder nach Glatz, wo es weiterführende Literatur einzusehen gab. Auf diese Weise sah ich mitten im Krieg noch einmal Schlesien, insbesondere Görlitz. Von meiner Doktorarbeit her wußte ich noch, daß 1813/14 mehrere Potentaten in dieser Stadt Quartier gemacht hatten; tatsächlich bemerkten wir bei einem Stadtrundgang ein klassizistisches Haus, an dem eine Tafel verkündete, hier habe damals der Zar Alexander I. von Rußland genächtigt. Daneben sahen wir Liegnitz, Reichenberg sowie das Sudetenland. Während wir hier ländliche Idylle schauen durften, erlebten wir bei unseren Berliner Forschungen den ersten schweren Luftangriff mit. Wir wohnten im Hospiz am Anhalter Bahnhof, von dem bei einem späteren Angriff nur noch zwei Säulen übrig bleiben sollten. Der pfiffige Wirt des Hospizes hielt für uns bei unserem Besuch immer die neuesten Witze bereit. So berichtete er, daß statt "Heil Hitler" der Gruß "Heil Patzenhofer" eingeführt werden sollte, weil – so erfuhren wir erst nach vergeblichem Nachdenken – es für diese Hotelkette "Niederlagen an vielen Plätzen" gäbe. So erheitert legten wir uns schlafen, als plötzlich Sirenen ertönten, die wir Meiers Jagdhorn nannten, denn Göring hatte bekanntlich verkündet, er wolle Meier heißen, wenn ein feindliches Flugzeug die

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 49

deutsche Grenze überfliegen würde. Die Situation rechtfertigte freilich keine Scherze mehr. Beim Hinunterstolpern in den Keller mußten wir feststellen, daß kein Luftschutzraum existierte, vermutlich weil das – für uns unzugängliche – daneben gelegene Hotel einen sicheren Raum im Keller aufwies. Da das Flak-Schießen und Geräusche von auf das Dach fallenden Splittern (Glas unseres Fensters) nicht nachließen, galt es sich vollends anzuziehen. Sehr bald zeigte sich, daß ein besonders lauter Einschlag einer Luftmine das in der Nähe gelegene Reichsluftfahrtministerium getroffen hatte. Diesmal ging schließlich doch alles ohne körperlichen Schaden für uns vorüber. Immerhin war noch ein Fenster heilgeblieben.

Am nächsten Tag zeigte sich das Ausmaß der Schäden – zum Glück nicht so beträchtlich, daß wir Landser, wie sonst üblich, zu Löscharbeiten herangezogen wurden, aber doch für Berlin im Jahre 1943 noch unerhört, später hingegen eine Bagatelle. Mich traf besonders der Ausfall der Telefonverbindung nach Dresden, um dringend Näheres über die mir kurz zuvor bekannt gewordene Erkrankung meiner Frau an Diphtherie zu erfahren. Das lockere "Arbeitsklima" ermöglichte es mir, über Dresden nach Meißen zurückzukehren. Die Situation entwickelte sich freilich insofern peinlich, als ich sofort nach diesem Krankenbesuch von der Fürsorgerin wegen Ansteckungsgefahr dem Standortarzt vorgestellt wurde. Eine militärisch höchst ungute Situation, der Hauptwachtmeister machte mich gründlich fertig, während der Arzt immerhin anschließend menschliches Verständnis für meine Beweggründe zeigte und mich statt ins Seuchenlazarett nach Meißen in Quarantäne dirigierte. Übrigens war gerade eine Diphtherie-Impfung für unser Regiment im Gange, ich stand jedoch aus unerfindlichen Gründen nicht auf der Liste. So mußte ich 12 Tage in Meißen absitzen, konnte immerhin dabei meine Arbeit fortsetzen und erfuhr erfreulicherweise, daß diese Erkrankung bei Elisabeth nur in milder Form aufgetreten war.

An einem Mittag erlebte ich in Meißen "meinen" ersten Fliegeralarm bei Tage, womit bewiesen war, daß Göring – siehe oben – sich eindeutig geirrt hatte. Immerhin war Dresden damals noch verschont geblieben; Leipzig allerdings hatte schwer gelitten und Ulli weinte, als er beim Verlassen des Hauptbahnhofs die Ruinen erblickte. Über Dresden und die Gründe für seine Verschonung liefen abenteuerliche Geschichten um: Churchill habe dort eine Verwandte und überhaupt eine Vorliebe für diese schöne Stadt oder sie sei in einer Nachkriegszeit als alliiertes Hauptquartier vorgesehen. Aber wir hatten doch vorsorglich möglichst viel von unserem wertvolleren Hab und Gut ins 20 km entfernte Hirschbach in unser Holzhäuschen gebracht (Geschirr, Bilder und Bücher), denn solche ländlichen Siedlungen waren vor Bombardierungen in der Regel geschützt. Dort durfte ich mitten im Krieg einige sozusagen Friedenswochenende sowie kurze Urlaube genießen. Die Anreise gestaltete sich nicht ganz einfach: Von Meißen galt es mit dem Fahrrad bis zu einer Straßenbahnendstation zu gelangen, die Bahn brachte mich dann bis Niedersedlitz, von dort ging es mit einer "Talbahn" bis Kreischa, dort fand ich in einem Gasthaus ein für diesen Zweck bereitstehendes Fahrrad vor, mit dem ich an der sogenannten Teufelsmühle vorbei bis Hirschbach zu strampeln hatte: Ein dreistündiges Unternehmen, an dessen Ende Ruhe sowie ungewohnte gastronomische Genüsse im Hause von Dr. Sauer auf mich warteten. Leider gingen solche Sonntage nur zu bald vorbei, die Rückreise mußte bei Dunkelheit erfolgen, wobei die Fahrradbeleuchtung aus Tarnungsgründen bis auf einen schmalen Schlitz abgeblendet werden mußte. Eine einschneidende Änderung brachte leider Dr. Sauers nie begründeter Entschluß, Elisabeth während eines Fronturlaubs einfach an die Luft zu setzen. Sie kam provisorisch in einem nahegelegenen Bauernhof unter, bis sie ein Stück Land von jenem Bauern erwerben und dort ein Holzhäuschen – als Geräteschuppen deklariert – errichten lassen konnte. Eine andere Zweckbestimmung ließen die strengen Kriegsbestimmungen nicht zu. Es war ein schier ideales Wochenendhäuschen geworden: Mit einem Alkoven – ein Bett im Schrank -, einer Eßecke und einer Kochgelegenheit; mangels Schrankraum lagerten unsere Bücher auf dem Fußboden.

Literaturarchiv Archiv

MS 2136 - 50

Hier erlebte ich am 1. September 1944 den 5. Jahrestag des Kriegsausbruchs (Unterbrechung während einer Dienstreise nach Berlin) mit der letzten Flasche Rotwein aus dem Vorkriegsbestand zu dritt, denn Elisabeths Beziehungen zu Marianne Sauer hatten sich nicht verändert. Auch gegenüber Herrn Dr. Sauer ließen wir es zu keinem Bruch kommen; dafür waren die Zeiten nicht angetan: Jeder hatte weit wichtigere Sorgen. Auch war von ihm um diese Zeit schon keine Nachricht zu erhalten: Er war beim Zusammenbruch Rumäniens in russische Gefangenschaft geraten und hat vermutlich die Strapazen nicht überlebt. Bei unserem letzten Gespräch während eines gemeinsamen Urlaubs hatte er mich noch beneidet, daß ich anders als er nicht in die Partei eingetreten war. Vielleicht hat ihn auch dies zusätzlich bedrückt. Insgesamt war er eigentlich ein ausgeglichener Mensch mit großem Talent in seinem zivilen Beruf als Altsprachler.

Dies geht mir jetzt (1972) durch den Sinn – gerade aus München kommend, wo ich von meinem Freund Kallus manches aus seinen Gefangenschaftsstrapazen erfuhr. Dabei erzählte er auch von seiner Begegnung mit dem uns damals übergeordneten Wachtmeister, was mich besonders interessierte, weil dieser nach 28 Jahren Schweigens wieder aufgetaucht ist. Bei ihm wollte es ein günstiges Schicksal, daß ein früherer Professor von ihm sich in einer höchst unangenehmen Situation seiner annehmen konnte – nämlich als er mit großem Glück in Unterbekleidung aus dem Gefängnis hatte entkommen können; er lebt jetzt als Sprachlehrer in Schneidermühl.

Nach einem anderen Kameraden fragten wir uns freilich vergeblich: Ein mit uns fast befreundeter Galizier, dem Kallus in der Gefangenschaft begegnet und deswegen über ihn verhört worden war. Vermutlich haben alle wohlmeinenden Aussagen von Kallus nicht verhindern können, daß man dem Galizier Landesverrat andichtete. So gesehen war die damals kursierende zynische Redensart: "Genieße den Krieg, denn der Friede wird fürchterlich sein" vollauf berechtigt, auch in der im Zuge unserer Dolmetscherei erstellten englischen Fassung: "Gentlemen, enjoy the war, peace is knocking at the door!" – wobei dem Genießen natürlich verhältnismäßig enge Grenzen gezogen waren, z.B. ein Abendspaziergang im nahen Mittelgebirge, ein Umtrunk in einem der Meißener Weinlokale, gelegentlich eine Übung mit mehr oder weniger kriegerischem Gehalt zuweilen jedoch höchst strapaziös, wie etwa bei einem 40 km Marsch mit Knarre und Gepäck – nach welchem ausgerechnet meine Freunde Hellmut Krause mit Frau und zwei Kindern mich in Dresden beim Wochenendurlaub besuchten und in beklagenswertem Zustand vorfanden. Immerhin brachte Hellmut einige Flaschen edelsten Weines (Meursault) mit – aus Kantinenbeständen, die nur ihm in seiner Eigenschaft als Heerespsychologe für solche Zwecke offenbar gelegentlich offen stand. Diese Mitbringsel wurden mir sozusagen – auch als Nichtautofahrer – zum Verhängnis, weil ich leider bei solchen seltenen Gelegenheiten zum Genießen von edlen Alkoholika zuviel konsumierte. Die Strafe bestand diesmal allerdings "nur" in einem der wegen ihrer Seltenheit besonders tief haftenden Tadel von Elisabeth.

Auch bei einem nicht in Dresden verbrachten Urlaub nahm ich zuviel von dem köstlichen Rebensaft, nämlich als wir zu dritt, also mit Elisabeth und Ulli, einen Kurzurlaub in der Pfalz – wo bekanntlich besonders viele Reben wachsen – verbrachten. Diese Reise hatte sich dadurch ergeben, daß ein befreundeter Kompanickamerad (Dr. Bitzer) uns alle eingeladen hatte, Elisabeth und Ulli vor allem deshalb, damit sie sich angesichts zunehmender Lebensmittelknappheit einmal richtig herausfuttern konnten (während unsere Ernährung bei den Dolmetschern noch verhältnismäßig gut war, also besser als die der Zivilbevölkerung). Ein Foto zeigt Ulli auf dem Lastwagen des Gastgebers herumturnend. Angesichts meines knappen Urlaubs sorgte ich lediglich für die Abholung; die wenigen übrigen Tage verbrachten wir in Hirschbach, 20 km von Dresden entfernt. Dort zog ich mir jedenfalls eine Bronchienerkrankung zu

Institut für Zeitgeschichte. Archiv

MS 2136 - 51

- so schwer, daß ich ins Reservelazarett im benachbarten Dippoldiswalde eingewiesen wurde. Da dies im Leinenanzug geschah, erlebte ich beim dortigen Wachtmeister einen eher erheiternden Empfang: Als ich mich als "Unteroffizier O. von der Nachrichten-Dolmetscher-Ersatz-Abteilung Meißen" meldete, knurrte er: "Ja, bringen Sie ihn herein!" Groß war sein Unmut, als er meine Identität erfuhr; dabei konnte ich meine Uniformlosigkeit erklären, denn meine Uniform befand sich in unserer Dresdener Hauptwohnung, von wo ich nach Meißen zurückzureisen pflegte. Dies dem Wachtmeister klar zu machen dauerte eine ganze Weile.

Zu den Lichtblicken gehörten auch "gesellschaftliche Ereignisse": etwa Feiern in der Vorweihnachtszeit, wobei die Kameraden die Vortragenden darstellten, etwa mein Freund Eugen Schmidt, als Sänger einer von mir verfertigten Parodie auf Lili Marleen. Gelegentlich wurden auch renommierte Künstler – wie in allen Kriegen – zur Erheiterung zu uns Soldaten geschickt, etwa Harry Piel, der mir angesichts meiner Tätigkeit als Ansager (heute: Moderator) wohlwollend auf die Schulter klopfte. Hinter all dem stand freilich der blutige Ernst des Krieges.

Diese düstere Seite sollte nicht lange auf sich warten lassen: Im Frühjahr 1944 wurde deutlich, daß Elisabeths Brustleiden seinerzeit nur eingedämmt, aber nicht beseitigt werden konnte. Fast zur gleichen Zeit wurde wieder einmal eine Verlegung der Dolmetscher-Abteilung angeordnet, diesmal von Meißen nach dem bei Metz im Saarland gelegenen St. Avold. Als einzige Vergünstigung konnte ich erreichen, daß ich erst mit dem letzten Zug fahren mußte; so konnte ich wenigstens noch das Ergebnis der neuesten Operation Elisabeths erfahren. Es nahm mir alle Hoffnung. Der Professor teilte mir mit, man habe nichts mehr unternehmen und die Wunde nur wieder zunähen können. Er wünsche mir Kraft, das Kommende mitzutragen.

An einem schönen Frühlingsabend wurde ich also zur allerletzten Wache vor der Meißener Kaserne eingeteilt, nicht ahnend, was uns auf der Fahrt bevorstand.

Am nächsten Morgen wurden wir wie das liebe Vieh verladen – in einem Waggon 2. Klasse gleich hinter der Lokomotive waren die höheren Funktionäre untergebracht; danach folgten etwa 30 Viehwagen: Ein Öfchen in der Mitte, Stroh rundum, eine herunterhängende Laterne für die Nacht. So fuhren wir wie zuletzt 1940, diesmal freilich weit weniger komfortabel, gen Südwesten durch Deutschland, etwa 120 Mann, riesige Mengen von Material, Büchern und Schreibkram aller Art wie ihn ein Dolmetscher oder Übersetzer eben benötigt.

Nach dem Abendessen bemerkten wir am Rande, daß für die Bahnstationen, die wir durchfuhren, Fliegeralarm gegeben worden war. Das gehörte 1944 freilich schon zu den Alltäglichkeiten. Als ich etwas später durch das einzige kleine Seitenfenster hinausblickte, konnte ich sogar ohne Brille wahrnehmen, daß nördlich von uns ganze Häuserzeilen brannten. Da bremste der Zug und hielt schließlich an. Jetzt hörten wir Detonationen und Schüsse der Flak. Jemand schob die Tür zurück; es war klar, daß wir uns mitten in einem schweren Angriff (vermutlich Tiefflieger) befanden. Ich wollte, wie vorgeschrieben, meinen Stahlhelm ergreifen, mußte aber feststellen, daß er verschwunden war. In diesem Augenblick vernahmen wir das Pfeifen einer schweren Bombe; einzelne Kameraden sprangen aus dem Waggon, andere sah ich in dem taghell erleuchteten Vorgelände des Bahndamms in einen Wald hineinlaufen.

Die Bombe konnte oder mußte in jedem Augenblick detonieren. So schnell geht es also mit dem Sterben, war mein letzter bewußter Gedanke, und vielleicht ist es gut so. Als ich wieder zu mir kam, schaute meine Umgebung wie eine Ruine aus: Das Holz fast gänzlich zwischen den Eisenstreben verschwunden, ein glutroter Himmel, das Schießen hatte noch nicht aufgehört, neben mir verletzte und tote Kameraden. Immerhin konnte ich auf den Schotter der Glei-

Institut für Zeitgeschichte: Archiv

MS 2136 - 52

se hinabgelangen mit einigen ebenfalls nur gering verletzten Kameraden. Danach rutschten wir den Bahndamm hinab und liefen in den Wald, wo wir uns in einen Bombentrichter fallen ließen. Den Lärm des Schießens und das Dröhnen der Flugzeuge hörte man jetzt aus größerer Ferne. Nur wenige Splitter surrten noch durch die Luft.

Da lagen wir nun und klapperten in der Nachtkälte. Hin und wieder zogen Grüppchen durch den Wald; schließlich kam unser Wachtmeister; als er hörte, was mit uns los war, brachte er warme Decken und forderte uns auf, gestützt auf einige gesunde, von ihm mitgebrachte Kameraden, mitzukommen. Während ich vorhin noch ganz munter aus dem Waggon gelangt und auf den Bahndamm hinuntergeklettert war, machten sich jetzt allerdings Prellungen schmerzhaft bemerkbar, die vermutlich bei meinem Anprallen an das Eisengerippe des Waggons infolge des Luftdrucks entstanden waren. Ein Zug des Jammers war da im undeutlichen Licht des frühen Morgens unterwegs; am Rande unseres Weges sahen wir Kameraden, die den Angriff nicht überlebt hatten. Schließlich nahm uns ein wartendes Sanitätsauto auf. Der Fahrer fuhr befehlsgemäß Richtung Frankfurt, obwohl wir ihm dies unter Hinweis auf die überall sichtbaren Brände auszureden versuchten. Die schweren Verletzungen einiger Mitfahrenden sorgten dafür, daß das Tempo außerordentlich gering war. In Frankfurt stießen wir zwar bald auf ein Lazarett, es brannte jedoch lichterloh. Weiter ging es durch brennende Straßen, über hölzerne, eigens angefertigte Schlauchbrücken zum nächsten Lazarett, das allerdings überbelegt war. Erst beim dritten Versuch, im Bunker eines Reservelazaretts, fanden wir Aufnahme und wurden bei Notbeleuchtung untersucht. An mir fiel den Untersuchenden zunächst nur ein ungewöhnlich dicker Hals auf. Dann wurde ich in ein Zimmer geführt, wo mir unter Mühen und Schmerzen die Stiefel ausgezogen wurden und ich in ein weiß bezogenes Bett (unerhörter Luxus) gelegt wurde. Die glaslosen Fenster waren mit Brettern vernagelt, eine kleine Lampe sorgte für ein wenig Licht in dem Zweibett-Raum. Es war die Nacht vom 18. zum 19. März 1944, in der übrigens auch das Goethe-Haus zerstört wurde. Das Lazarett lag neben dem Zentralfriedhof. Mein Humor, den die Krankenschwester freilich nicht teilen konnte, reichte noch aus, um diesen Umstand wegen der kurzen Wege günstig zu nennen. Erst allmählich drang mir ins Bewußtsein, welcher Gefahr ich entgangen war. Von nach mir kommenden Entronnenen erfuhren wir, daß nur wir noch heil davongekommen waren und daß jedenfalls viele später aus dem Waggon gesprungene Kameraden wegen der Sprengbomben nicht überlebt hatten. Mein Zimmernachbar litt unter ähnlichen Prellungen wie ich.

Am Morgen hörte man ein vertrautes Geräusch: Es wurde überall gehämmert. Das war eine jedem Großstädter bekannte Tätigkeit nach Luftangriffen: Es mußten zum Beispiel Fenster vernagelt, lose Türen wieder eingehängt und Dachziegel befestigt werden. Nicht nur aus der Vogelschau erinnerte all dies an das vergebliche Bemühen von Ameisen, die böswillige, von Menschenhand angerichtete Zerstörung an ihrem kunstvollen Bau auszuflicken beginnen, obwohl der Feind vielleicht noch gar nicht sein Vernichtungswerk beendet hat.

Während ich in Frankfurt im Krankenhaus lag, lösten sich Tag- und Nachtangriffe ab. Am nächsten Tag allerdings kam es tagsüber nicht weiter schlimm, erst gegen Abend tauchte immerhin ein Wachtmeister von unserer Abteilung auf, der nach verwundeten Dolmetschern in den verschiedenen Lazaretten forschte. Er saß auch kurz an meinem Bett. Er kündigte an, daß die Abteilung uns, soweit wir transportfähig waren, nach St. Avold holen wolle. Wenig später kam dann der richtige Alarm und bald wurde uns klar, daß unser Lazarett im Angriffsgebiet lag. Das Licht ging nach einigen heftigen Detonationen aus. Luftminen hagelten herunter, eine Schwester brachte uns eine Notbeleuchtung, die den Raum schwach erhellte. Im Schein dieses Lämpchens sah ich, wie die Wand wellenförmig erbebte. Ich vermutete, daß sie sehr dünn war; sollte ein Schrank hinter ihr stehen, würde er auf mein Bett fallen. Ich kroch heraus aus dem Bett und legte mich auf das vor mir stehende, leere Bett.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 53

Unter der Decke liegend beobachtete ich das Leuchtzifferblatt meiner Uhr. Eine Dreiviertelstunde pflegten die Angriffe ungefähr zu dauern. Die Hälfte der Zeit war etwa um, die Chancen davonzukommen wuchsen. Da ließ eine gewaltige Detonation das Haus erbeben. Ein dumpfer Aufprall in unserem mit verstärkten Mauern versehenen Schutzraum für Schwerverletzte und Operierte war zu hören. Als ich vorsichtig unter meiner Decke hervorguckte, erkannte ich ein Loch in der Wand, an der ich eben noch gelegen hatte. Oberhalb des Bettes waren dicke Betonbrocken herausgebrochen und auf mein nunmehr leeres Bett gestürzt.

Nun rührten sich auch die anderen vier Kameraden, die mit mir im Raum lagen. Einer setzte sich zu mir und erklärte: "Weißt Du, bei dir fühle ich mich sicher!". Offenbar hatte ihn meine wundersame Rettung beeindruckt.

Die anderen aber drängten auf Taten. Sie schlugen vor, wir sollten unter Führung von mir oder wem auch immer den Eingang zum Luftschutzkeller suchen. So tappten wir denn bald darauf in unseren Stiefeln über Glasscherben durch Türöffnungen, deren Türflügel schief in den Angeln hingen, zur Küche. Der Weg war durch die ringsum lodernden Flammen immerhin erkennbar. In den Fluren standen Betten, in denen Verwundete stöhnten. Schließlich war uns klar, daß wir den unterirdischen gesuchten Schutzraum nicht auf diese Weise finden würden. Mühsam tasteten wir uns zurück und waren kaum wieder in unserem Bunker angelangt, als auch unsere Krankenschwester erschien. Sie versicherte beruhigend, sie werde nun oben bei uns bleiben. Wir lobten ihren mutigen Entschluß und überstanden diesen nun allmählich abebbenden Angriff mit stockenden Gesprächen.

Die Krankenschwester fragte verwundert, wo ich denn gesteckt habe, als die Wand zerstört wurde und zusammenfiel. Ich besah mir noch einmal die Örtlichkeit und entdeckte, daß ich unter einem schweren Boiler gelegen hatte. Hätte ich das gesehen, wäre ich evtl. bei meinem Bett neben dem vermauerten Durchgang geblieben und die schweren Brocken auf Schädel und Bauch wären mir dann wohl zum Verhängnis geworden. Zum zweitenmal hatte das Fehlen der Brille, die ich vergeblich gesucht hatte, Schlimmstes verhütet. Bei der Detonation im Zug bereits hätte ich leicht das Augenlicht einbüßen können. Im Bunker hätte ich bei Abwägen der Gefahr mich wohl falsch entschieden.

Am Morgen stellte sich dann heraus, daß das Lazarett schwer beschädigt war und weitgehend evakuiert werden mußte. Natürlich war auch meine Röntgenaufnahme verschwunden, also war ein weiterer Aufenthalt im Frankfurter Krankenhaus wohl sinnlos. Jedoch stellte sich heraus, daß nur die Fälle von Kranken, die liegend evakuiert werden mußten, für den Abtransport vorgesehen waren. Die Schwester, die mir das mitteilte, während ich auf meinem Behelfslager ausgestreckt war, muß wohl berührt worden sein angesichts meiner schweren Enttäuschung, denn wenig später kam sie zurück und verkündete, sie habe mir noch einen Platz neben einem Fahrer sichern können. So fuhren wir dann mittags los, der Himmel noch verdüstert von den Rauchschwaden der Brände, überall auf den Straßen Möbel, die aus gefährdeten Häusern gerettet worden waren.

Aufgeregte Gruppen von Menschen vor dem Opernhaus in Frankfurt - wieder Alarm, aber eher ein blinder, denn wir kamen ungeschoren aus Frankfurt heraus Richtung Süden Isenburg, Neu-Isenburg. Bei einem Halt sah man das Ausmaß der Verwundungen.

Schließlich trafen wir in Langen ein, einem Reservelazarett vormals Stadtkrankenhaus, in dem man sich wohl geborgen fühlen konnte. Der Chefarzt redet jeden mit "Du" an und schuf so eine gewisse Art von Vertrautheit. Es kam aber auch nicht zu einer Behandlung meiner

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-54

Verwundung, denn schon nach ein paar Tagen, in denen weitere Angriffe auf Frankfurt verübt worden waren, holte man uns versprengte Dolmetscher per Bus nach St. Avold.

Der Abschied fiel mir schwer. Wir gelangten über den Rhein bei Worms auf einer noch brauchbaren Brücke mit Blick auf den Dom gegen Abend in das dortige Reservelazarett. Worms nannte sich Garnisonsstadt. Freilich war das Reservelazarett ein übler Schuppen verglichen mit dem Krankenhaus in Langen, ein innerlich und äußerlich vernachlässigtes Gebäude, die Krankenschwestern mehr um die inneren Ärzte bemüht als um die Verwundeten und Kranken. Ich schlief des nachts sehr wenig und überlegte, wie ich herauskommen und wenigstens ins Krankenrevier verlegt werden könnte, aber das waren vergebliche Hoffnungen. Bei schäbiger Verpflegung und unerträglichem Gestank wegen der Verwundungen (abfaulende Füße und dergleichen) mußte ich ein paar Wochen hier aushalten. Immerhin war Zeit zur Lektüre vorhanden, die ich sinnigerweise für Militärisches nutze, Xenophons "Anabasis". Hin und wieder besuchten mich gesündere Kameraden, Alarm war häufig. Ich denke mit ein wenig Freude sogar an die Stunden, die wir in der warmen Frühlingssonne liegen konnten, während freilich feindliche Flugzeuggeschwader langsam mit tiefem Brummton hoch oben über uns hinweg zogen, während unsere eigenen Abwehrjäger sie sozusagen eher spielerisch umflogen.

Wenn sich die Geschwader zu nahe heran bewegten, zogen wir uns in die uralten Kalksteinhöhlen zurück, die früher als Weinkammer oder ähnliches gedient haben mochten mangels Kühlschrank.

Wieder im Sonnenschein erschien uns das Leben wie neu geschenkt und als genießenswert, dabei war die Lage, wie österreichische Freunde bereits im 1. Weltkrieg gescherzt hatten, "hoffnungslos, aber nicht ernst". Das Ende mit Schrecken begann sich deutlicher abzuzeichnen. Ich erwartete irgendeine Reaktion der Generalität gegenüber dem militärischen Dilettantismus und dem Vabanquespiel der nationalsozialistischen Führungsclique.

Groß war meine Enttäuschung und auch die anderer, als wir im Soldatenheim aus dem Lautsprecher am 20. Juli 1944 vernahmen, wie das Attentat und der Putsch gescheitert waren. Ich betrachtete genau die Gesichter des vorwiegend aus Dolmetschern bestehenden, zufällig um das Radio herumsitzenden Publikums. Aber keine einzige Regung in den Gesichtern von uns allen verriet auch nur die geringste Gemütsregung. Wahrscheinlich dachten alle das Gleiche und behielten ihre Gedanken und Bedenken für sich, schon um ihr Leben nicht in Gefahr zu bringen.

Vermutlich war bei allen die Hauptempfindung: "Schade, daß es ihn nicht erwischt hat!".

Da die Alliierten nicht eben durchweg genial handelten, war den Einsichtigen klar, was für schreckliche Folgen und Racheakte eintreten würden. Es kam indes noch schlimmer, als man sich damals einzugestehen wagte. Immerhin war dem Letzten klar, daß nach Kriegsende der Friede fürchterlich sein werde und die Zerstörungen jenes Ausmaß annehmen würden, was auf den Trümmerfotos heute zu betrachten ist. Wer immer konnte, ließ seine Frau zu einer Art Abschiedsbesuch kommen. So traf ich kurz die Frau von meinem Kamerad Hörning. Sogar Lustbarkeiten, Kompaniefeste und dergleichen wurden veranstaltet. Allerdings auch eine Totenfeier für die 33 Dolmetscher auf dem Friedhof von St. Avold, die den Angriff auf den Zug nicht überlebten. 1961 mußte ich bei einem Besuch feststellen, daß die Gräber verschwunden sind; der Friedhofswächter leugnete, daß jemals Deutsche hier beigesetzt worden seien. Da die Lage an der Front sich auch im Westen mit der den Alliierten geglückten Invasion schnell für Deutschland verschlechterte, war es schon fast Glückssache, daß ich wenigstens zu dem mir angesichts meiner Verwundung zustehenden Genesungsurlaub kam.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136-55

Gelegentlich durfte ich von Dresden aus bei sogenannten Kurierfahrten einen Abstecher nach Hirschbach zu Elisabeth und Ulli wagen. Dort erfuhr man aus dem Radio in groben Zügen die wichtigsten Ereignisse auf militärischem Gebiet, insbesondere das weitere Durchbrechen und Vorrücken alliierter Truppen. Dazwischen gab es weiterhin Arbeit am Wörterbuch, obwohl keiner mehr militärischen Ewigkeitswert darin sehen konnte. Erwähnenswert noch eine halb dienstliche Radfahrt durch das Lothringische Stufenland, ausdauerndes bergauf schieben des Rades, dann erheiternde Abfahrt nach Metz hinunter. Am Sonntag konnten wir an dem Gottesdienst im Dom zu Metz teilnehmen, die Predigt wurde zur Eucharistie, zu aktuellen politischen Fragen durfte sich kein Prediger äußern, der nicht ins Gefängnis oder schlimmeres kommen wollte.

Nachmittags zurück von Metz nach St. Avold vorbei an Kriegsdenkmälern aus dem Krieg von 1870/71. Bei einer weiteren Radtour in jener Gegend trafen wir einen deutschen Landrat. Er meinte: "Wir haben im Grunde nur zwei glückliche Perioden erlebt, vor 1914 und um 1928 herum, als es mit der Wirtschaft bergauf ging!". Dies war auch unsere Lebenserfahrung.

Sogar für Musisches war ein wenig Zeit. Einer der Kameraden, in bürgerlichem Leben Dramaturg, nach dem Krieg in Aachen tätig, sprach z.B. Gedichte und Prosa etwa von Fontane, von Goethe, der auch diese Landschaft bereist und beschrieben hatte, von Kleist und anderen. Ein Kamerad, ein promovierter Historiker, hielt etwa einen ausgezeichneten Vortrag über den russischen Nationalcharakter. Ein anderer Kamerad bat mich, als ich wieder einmal zu einer Kurierfahrt nach Berlin entsandt wurde, seine Eltern und seine Tante aufzusuchen, die in Berlin zwei russische Restaurants betrieben, eines "Troika" genannt. Bei dieser Dienstreise nach Berlin hatte ich unterwegs einen Kameraden aufgelesen, wahrscheinlich auf einer Bahnhofskommandantur. Wir übernachten in Andernach. Dann schlug ich vor, in Bad Kreuznach bei einer Studienrätin, die ich aus den Tagen der oben beschriebenen deutsch-englischen Fortbildung in Marquartstein Jahre zuvor kennengelernt hatte, reinzuschauen. Sie bewirtete uns mit einem köstlichen Nahe-Wein und erzählte von einem ihrer Neffen, der als Offizier angeblich Gelegenheit gehabt hatte, jene von Goebbels in seinen Reden immer mal erwähnten Wunderwaffen zu sehen. Sie wie auch die Masse der Deutschen erhoffte sich davon die große Wende des Kriegsgeschehens. Ich ließ sie - wenn auch in aller Vorsicht - über unsere Zweifel nicht im Unklaren, schließlich hatte noch niemand von uns Bürgerlichen jene Wunderwaffen zu sehen bekommen, von denen der Reichspropagandaminister so gern orakelte.

Schließlich kamen wir mitten in der Nacht in Baumholder an – kein erhebender Anblick, jämmerliche Holzbaracken, die Berichte der dortigen Kameraden sehr wenig ermutigend. Während wir vor der Verlegung nach St. Avold mehrfach unter dem Stichwort "Walküre" – dem Decknamen für das Aufstandsunternehmen 20. Juli 1944 – die Bekämpfung von Aufständen im Hinterland geübt hatten, marschierten wir nun häufiger durch die lothringischen Täler, vorsichtig auch über die Höhen, denn zwar machten sich die Tiefflieger nach der gelungenen Invasion der Alliierten selten bemerkbar, öfter schon schleppten sich angeschossene Bomber mühselig im Tiefstflug zu ihrer Basis zurück. Man konnte nie wissen, wie weit sie noch von ihren Bordmaschinengewehren Gebrauch machen konnten.

Deshalb verzogen wir uns regelmäßig in die Deckung von Wäldchen oder Gesträuch, wenn einer dieser Bomber auftauchte. Große Panik gab es einmal, als uns ein solches brummendes Ungetüm in unseren Baracken direkt anflog und ein neben uns eingegrabenes Maschinengewehr – bedient von Leuten eines Strafbataillons 999 – zu allem Überfluß zu schießen begann. Im Nu war unsere Baracke leer, alles hatte sich aus den Fenstern geschwungen und in die vorsichtshalber angelegten Ein-Mann-Löcher verzogen. Ich selbst warf mich zwischen unsere

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136-56

Haufen von russischen Beutebüchern, die wahrscheinlich wenig Schutz geboten hätten. Am Ende kamen wir alle mit dem Schrecken davon – auch die Angehörigen des Strafbataillons 999, die sogenannten 999er blieben unbeachtet mit ihrem Geschieße. Sie waren ein merkwürdiger Haufen, rekrutiert aus politischen sowie aus kriminellen "Wehrunwürdigen", selbst die unteren Chargen waren zum Teil politisch belastet, so z.B. ein Unteroffizier, der als politisch verdächtig im Konzentrationslager gesessen hatte. Mehrmals hatte ich mit ihm gleichzeitig Wache. Er faßte Vertrauen zu mir und erzählte manches, aber auch die harmlosesten Mitteilungen von ihm waren ständig begleitet vom "Deutschen Blick", nämlich einem vorsichtigen Sich-Umschauen nach allen Seiten.

Von den Mannschaften lernte ich einen Kameraden kennen, der vor längerer Zeit bei einem Jahrmarktsfestgeraufe einen Totschlag begangen hatte. Ein anderer war im Jahre 1919 (vor 25 Jahren) straffällig geworden, indem er Heereskonservendosen – eine ganze Lastwagenladung auf dem Schwarzmarkt verschoben hatte, mit dem Ziel Geld zu gewinnen, um es im Spielkasino von Wiesbaden unter die Leute zu bringen. Er war von einem Kriegsgericht verurteilt worden; das Urteil wurde in seine "Stammrolle" (der Personalausweis jedes Militärangehörigen bzw. Wehrpflichtigen) eingetragen, als im Jahre 1936 die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt wurde und als die Weltkriegsjahrgänge mit Einsatz ihres Lebens noch die Lücken füllen mußten. 1936 kam also jene Sache wieder ans Licht; er landete bei beim Strafbataillon. Inzwischen schienen sich aber angesichts der veränderten Kriegslage die Sitten in jenem Strafbataillon wenigstens etwas gemildert zu haben, denn ich hörte keine Klagen über Schikanen.

Unnachsichtig geahndet wurden jedoch politische Bemerkungen, vor allem defätistische Äußerungen. Einer unserer Kameraden von der 1. Kompanie, der gegenüber einem Einheimischen es gewagt hatte, den Krieg als verloren zu bezeichnen und von seinem Gegenüber denunziert wurde, war nicht zu retten, trotz der geschickten gerichtlichen Verteidigung unseres Dr. Andorfer und wurde standrechtlich erschossen.

Um ins Strafbataillon zu gelangen, genügte es auch, beim Waffenreinigen in der Annahme, die Pistole sei nicht geladen, abzudrücken; ein Schuß löste sich, die Kugel prallte vom Ofenblech ab, drang durch die Stubenwand und durchbohrte die Wade eines im Korridor vorbeigehenden Kameraden. Die Strafe wurde wegen der verhältnismäßig geringfügigen Folgen bis zum Kriegsende ausgesetzt. Dieses Kriegsende jedoch zu erleben, war nicht ganz einfach. Schon überlegten wir, wie wir uns über den Rhein durchschlagen wollten, wenn die Westfront zusammenbrach.

Nacht für Nacht sah man den Feuerschein der Abschüsse über dem Hunsrück. Wir mußten damit rechnen, an irgendeiner Stelle eingesetzt zu werden, wo die militärische Lage unhaltbar würde.

Aber die Alliierten, die nach der gelungenen Invasion Frankreich fast im Handstreich genommen hatten, legten nunmehr eine Pause ein. Die militärische Lage stabilisierte sich wieder. Folglich wurde die Dolmetschereinheit wieder in die deutsche Heimat zurückverlegt und zwar an ihre ursprüngliche Ausgangsstation, wo sie gegründet worden war, nämlich nach Halle an der Saale, heute Sachsen-Anhalt.

Dabei waren selbst die der Dolmetscherabteilung zugewiesenen kriegsgefangenen Russen damals schon der Meinung, daß das von Herrn Hitler ersonnene gesamteuropäische Eroberungsunternehmen mißglückt sei. Wir Normalbürger mit konstanter Desinformation durch die von Propagandaminister gesteuerte Presse und geringem Zugang zu Radio (vom verbotenen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136-57

Empfang ausländischer Sender gar nicht zu reden) hatten eh nicht entfernt einen Überblick, wie er Lesern heutiger (1969) Geschichtsbücher selbstverständlich erscheint.

Wir Unteroffiziere mußten im Wechsel in der Mittagspause das etwa halbe Dutzend russischer Kriegsgefangener beaufsichtigen, die nachts im gleichen Quartier im Kasernenbereich eingeschlossen wurden, um ihre Flucht zu verhindern. Als ich während dieser wenig erheiternden Wachstunde in der Mittagspause in einem englischen Buch lesend in ihrer Stube saß, fragte mich unvermutet einer von zwei Russen (Usbeken), der auch das mir geläufige Russisch sprach, was ich da läse. Als ich ihm berichtete, es sei ein englischer Roman, meinte er: "Sie sprechen Russisch, Sie können englische Bücher lesen, da halten Sie sich wohl für einen 'Herrenmenschen'?". Dies war recht überraschend; sofort hörte die gesamte Belegschaft aufmerksam zu. Ich erklärte ihnen, ich sei ja nicht der einzige ihrer Bewacher, sondern es sei noch ein halbes Dutzend weiterer Unteroffiziere im Wechsel zu ihrer Bewachung abgestellt. Von keinem würden sie wohl doch annehmen, daß wir uns diese These (Herrenmenschen) angeeignet hätten. Wo habe er denn – fragte ich zurück – dieses Wort aufgelesen? "Ach, der stammt aus ihren Propagandablättern!".

Da stand tatsächlich noch manches andere drin auch über die Behandlung von Kriegsgefangenen und da habe er seine Erfahrungen gemacht. Nun wollte wiederum ich wissen, wie diese Erfahrungen beschaffen seien und was er für sich denn für ein Schicksal ausgerechnet habe. Er antwortete: "Früher wäre ich ohne weiteres abgeknallt worden. Jetzt, wo es schiefgeht, brauche ich das nicht zu fürchten, denn ihr werbt uns Russen inzwischen ja sogar als Hilfstruppen an. Ihr braucht uns also!".

Danach öffneten sich die Schleusen der Beredsamkeit; der zweite Usbeke wurde durch, sozusagen simultandolmetschen, auf dem Laufenden dieses Gespräches gehalten. Ein dritter hatte Verständnis dafür, daß zwar in einem geographischen Kessel die "überflüssigen Esser" erschossen worden waren; er konnte jedoch darüber hinaus von zahllosen Erschießungen berichten, die völlig ohne jeden Anlaß erfolgt seien, die Aufgegriffenen wurden kurzerhand zum soeben Gefangenen gemacht. So wurden Leute aus Usbekistan im hohen Norden zu Straßenbauarbeiten auf Kreta z.B. eingesetzt, was ein großer Teil von ihnen nicht überlebt hat. Ein anderer Russe sprach von seinem Schicksal, seiner persönlichen Enttäuschung. Er habe Waldarbeiten verrichten müssen in einer Gegend, in der es Hirsche gab, was einem dort ausgehängte Plakat zum Schutze des deutschen Waldes zu entnehmen war. Aber, er habe es trotz der stalinistischen Säuberung und Kolchosierung jenes Landes dort nicht ausgehalten, sei entflohen, um zu seiner Frau zu gelangen, die jedoch inzwischen gestorben war. Seine Schwester habe ihn versorgt, während er sich versteckt hielt. Dann sei er doch noch gefaßt worden, wieder in den Ural verschickt und bei Kriegsbeginn 1939 in eine "Arbeitskompanie" bei Sevastopol gesteckt worden. Wenn die Deutschen auch ein wenig geschickter sich verhalten hätten, hätten sich damals noch Tausende wie er gefunden, die sich sozusagen für Hitler gegen ihre eigenen Unterdrücker gewandt hätten. Nun das war uns persönlich eher längst klar, welche kapitalen Fehler "wir Deutschen" gemacht hatten, aber daß selbst die einfachsten Leute allesamt die schlimmsten Dinge zu berichten wußten, das ließ mich jedenfalls doch erneut sehr erschreckt aufhorchen.

Wir sprachen ja im Kameradenkreis kaum eine andere Sprache und wehe uns, wenn einer zum Denunzianten geworden oder ein "Spitzel" gewesen wäre! Was einem sonst noch an Mißgeschicken geschehen konnte, war alles zurecht zu biegen, wie etwa das seltene Zusammentreffen widriger Umstände, das etwa meinen guten Bekannten und Offizier Kallus passiert war.

Institut für Zeitgeschichte Archiv

MS 2936-98

Ohne Bedauern nahmen wir Abschied von St. Avold. An einem glücklicherweise nebligen Herbstmorgen, der Tiefflieger zur Untätigkeit zwang, fuhren wir durch das Nahe- und Maintal bis Würzburg. Wahrscheinlich hatte Leutnant Graf für uns eine Art Nachkommando eingerichtet zur Sicherung. Die Zerstörungen in Schweinfurt ahnten wir mehr, als daß wir sie sehen konnten. Würzburg war an jenem Tage der Durchfahrt noch gänzlich unzerstört. Wir mußten in einem schäbigen Massenquartier in einer Turnhalle in Bahnhofsnähe übernachten. Unmittelbar gegenüber lag das alte, gemütliche Hotel "Zur Sonne", wo ich mit Elisabeth auf unserer Hochzeitsreise 1936 von Frankreich zurückkehrend logiert hatte. Ein Blick ins Gastzimmer zeigte noch die Vorkriegsmobiliareinrichtung – jetzt ist es verschwunden, den Bomben zum Opfer gefallen, die Würzburg zerstörten, auch jene alte Kirche, vor der wir im Mondlicht gesessen hatten an einem Brunnen unter einer Linde versunken in Träumereien, wie schön nun alles war (1936) und sein könnte ohne jenen unseligen Hitler.

Weiter ging es am nächsten Tag nach Halle an der Saale. Hier begann der alte Dolmetschertrott nur noch gespenstischer, weil angesichts der Entwicklungen des Kriegsglücks immer sinnloser und in Erwartung des immer deutlicher vorauszuschenden Elends nach Beendigung der militärischen Handlungen. Auch persönlich wurde es für mich härter, Elisabeths Brustleiden verschlimmerte sich – es war mir nur ein geringer Trost, daß ich ihr nun wenigstens geographisch näher war und sie sogar gelegentlich antreffen konnte, wenn sie mal nach Dresden aus Hirschbach kam. Meine Tätigkeit als Übersetzer von militärischen Texte hatte mich auf die Idee gebracht, anläßlich einer mir aufgetragenen Dienstreise nach Berlin einen Telefonanschluß zu beantragen. Ich weiß nicht mehr, wie die Zusammenhänge waren, wohl über das Heereswaffenamt kam ich an einen betagten Artillerieoberst, der die Installation eines Telefons in der Bienertstraße 50 in Dresden als kriegswichtiges Unternehmen befürwortete. Wahrscheinlich durchschaute er längst meine Nebenabsicht, denn die Begründung, daß ich bei Beurlaubung und nur für die Zusammenarbeit mit der Technischen Hochschule Dresden diesen Anschluß benötigte, war höchst dürftig.

Immerhin hatten wir seit etwa 1942 einen Telefonapparat. Für Elisabeth war er angesichts ihrer sich verschlimmernden Krankheit wertvoll geworden, etwa bei einer Diphterie-Infektion. Auch beim Wiederauftreten der Brustkrebsbeschwerden gab das Vorhandensein eines Telefonapparates ihr ebenfalls Beruhigung. Wenn ich Wache hatte, rief ich also sie über die Heeresleitung an. Es gab jedoch in Halle keinen langen Aufenthalt für uns Dolmetscher. Viele Kameraden gelangten "in Einsatz", wie bereits vor dem Abtransport nach St. Avold; andere wurden z.B. nach Jüterbog zur "Entzifferung", einer besonderen Dolmetscherabteilung, die erst nach dem 20. Juli 1944 von Heinrich Himmler eingerichtet worden war, abgestellt. Unter den nach Jüterbog Entsandten fand auch ich mich. Aus irgendeinem Grunde wurde ich mit noch einem Unteroffizier erst später als das Gros der Dolmetscher in Marsch gesetzt. Als wir uns in der Schreibstube (Geschäftszimmer) in Jüterbog meldeten, fragte uns die Nachrichtenhelferin, eine beeindruckende Erscheinung, von welchen "Stammtruppenteilen" wir denn kämen. Bei mir war das die Artillerie, bei einem meiner Kameraden eine motorisierte Abteilung. "Nun, da haben Sie Glück gehabt.", meine sie, " Sie sollten nämlich zu ihren Stammtruppenteilen zurückgeschickt werden. Aber der Major hat sich für Sie eingesetzt!". Also wieder einmal hatte sich ein mir persönlich Unbekannter als Retter betätigt, denn bei "meiner Artillerie", die damals im Raum Görlitz stand, hätte mir russische Gefangenschaft geblüht. Wir wissen heute, daß Kanzler Adenauer im Jahre 1955 (10 Jahre nach Kriegsende) die letzten paar tausend Deutsche aus russischer Gefangenschaft nach Deutschland zurückholen konnte.

Statt der Abreise nach Görlitz ging es also zu einem Lehrgang von einem Herrn Kühn, bei dem uns so kriegsentscheidende Dinge wie z.B. die Grundregeln der Entzifferung militäri-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

M = 2136-59

scher Verschlüsselungen beigebracht wurden. Das dauerte einige Wochen im Jahre 1944, während dieser Wochen konnte Elisabeth mich sogar noch einmal besuchen. Auch die Frau eines Kameraden konnte aus Leipzig zu einem Besuch bei ihrem Mann kommen. Meine enge Freundschaft mit diesem Kameraden (Dr. Heinrich), die sich in den Nachkriegsjahren in erfreulichster Weise bewähren sollte, datiert aus jenen Tagen in Jüterbog.

Elisabeth hielt sich angesichts ihrer fortgeschrittenen Brustkrebserkrankung überaus tapfer, aber als ich sie einmal nach der Verabschiedung aus dem Fenster der Kaserne zum Ausgangstor gehen sah, wirkte sie traurig und eingefallen. Den linken Arm konnte sie zu jener Zeit schon nicht mehr bewegen. Der Chefarzt der Dresdner Frauenklinik hatte die Tatsache, daß nichts mehr zu retten war, bereits vor Monaten mir mitgeteilt; er reagierte seine Enttäuschung, nichts mehr für Elisabeth tun zu können, auf seltsame Weise ab: Er wurde grob und verwies Elisabeth jede Klage! Mir gegenüber war er hingegen sehr verständnisvoll und auf seine Weise menschlich; er hatte selbst zu Anfang der Erkrankung erhofft, es könnte vielleicht doch ein gutes Ende nehmen. Nun beschwerte ihn seine Unfähigkeit, ihr helfen zu können, über die Maßen. Mir hatte er vor Monaten Kraft zum Tragen gewünscht: Es wurde ein beängstigender Wettlauf mit der Zeit. Es war höchst unklar, was eher kommen würde, das Kriegsende oder Elisabeths Lebensende. Es war wohl ein Glück zu nennen, daß ich in Jüterbog verbleiben durfte, als jene Ausbildung in Entzifferung militärischer Geheimschriften beendet war.

In Jüterbog "residierte" in einem Kasernengebäude unser zahlenmäßig bescheidenes Grüppchen von Entzifferern russischer Geheimnachrichten; Dienst hatten jeweils zwei Sprachkenner und zwei Mathematiker. Es galt Funksprüche zu knacken und letztendlich den gesamten Verschlüsselungsmechanismus der Russen. Das gelang freilich jeweils nur in Ansätzen, da zwischen Moskau und den jeweiligen Heeresgruppen verschiedene Funkgeräte wie auch verschiedene Verschlüsselungssysteme in Gebrauch waren. Der Funkverkehr wurde von deutschen Experten in Potsdam aufgenommen, soweit dies technisch möglich war. Von dort wanderten die Lochstreifen zu uns nach Jüterbog; auf diesen Lochstreifen waren Buchstabenfolgen eingestanzt in Neunergruppen mit jeweils verschiedenen Auslassungen nach Art der Blindenschrift. Je vier solcher Lochstreifen übereinandergelegt ermöglichten es im günstigsten Falle den Klartext im Wesentlichen zu entschlüsseln.

Manchmal genügte es, den Text eines Teils eines Lochstreifens "erraten" zu haben; dann tauchten im günstigsten Fall in den anderen drei Streifen auch Klartextteile auf, die nach beiden Seiten hin erweitert werden konnten. Zu diesem Zwecke mußte man ein Wort durch einen Lochstreifen "durchziehen", d.h. man setzte irgendwo eine zu erwartende Dienstgradbezeichnung ein, mit der die Texte üblicherweise abschlossen. Dann prüfte man nach, ob etwa in den darunterliegenden Lochstreifen Buchstabenkonstellationen entstanden, die einen Sinn ergaben. War dies nicht der Fall, rückte man die Bezeichnung um eine Stelle nach links, dann nach rechts, dieses mühsame Puzzlespiel mußte dann wiederholt werden. Angenommen man fand irgendwo im Text die tatsächliche Bezeichnung "Major", dann konnte darunter etwas auftauchen, was dazu paßte, etwa ein Befehl, den der Major gegeben hatte, oder man konnte aus einem Wort wie "Lastwagen" erahnen, was dieser Lastwagen tun sollte, etwa einen militärischen Einbruch vorbereiten. So konnte man mit viel Glück und unendlichem Fleiß, Ausdauer und Geduld die einzelnen Lochstreifen im günstigsten Falle soweit entschlüsseln, daß der wesentliche Sinn erkannt wurde.

Dabei tauchten auch Verschlüsselungsfehler auf, die das Entschlüsseln zusätzlich erschwerten, allerdings bei genügend viel Material unter Umständen auch zum "Knacken" des Codes beitragen konnten, manchmal sogar zur Entdeckung des jeweils verwendeten maschinellen

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136-60

Verschlüsselungssystems. Viel schwieriger war es bei handgestrickten Verschlüsselungssystemen zwischen einzelnen Einheiten.

Jedenfalls verdankten wir solchen fiktiven Annahmen allerlei Erfolge, immerhin soviel, daß unsere Existenz als Entschlüsselungsspezialeinheit bis zum Kriegsende nicht ernsthaft von der obersten Führung in Frage gestellt wurde. Wir saßen wie angedeutet weiterhin gewissermaßen im "hohlen Zahn des Löwen". Die Gefährdung durch Angriffe feindlicher Flieger war für uns paradoxerweise geringer als für die Zivilbevölkerung, da in diesem Stadium des Krieges nicht etwa, wie gern angenommen wird, die Kasernen bevorzugte Ziele für Bomben darstellten, sondern eher dichtbesiedelte Städte und Großstädte. Kasernen hingegen, die in aller Regel nicht mit hunderten von Soldaten oder Rekruten besetzt waren, stellten in dieser Zeit eher vernachlässigte Ziele dar.

Freilich mußten wir wegen der Nähe zu Berlin bei den Angriffen auf die Hauptstadt oft genug unseren Luftschutzkeller beziehen, kamen bei diesen Gelegenheiten jedoch nie ernsthaft in Gefahr, auch nicht bei nächtlichen Angriffen – der Feuerschein des Angriffs auf Dresden war vermutlich auch aus Jüterbog zu erkennen, ohne daß wir diesen Angriff damals so verstanden hätten am 13./14. Februar 1945, denn im Radio war von einem Angriff auf Wittenberg die Rede. In aller Regel galten die Angriffe feindlicher Flieger anderen – dichter besiedelten – Gebieten als das Landstädtchen Jüterbog, das seinen Ruhm vornehmlich aus der Tatsache bezog, daß dort Tausende von umzusetzenden Soldaten täglich umsteigen mußten.

Zu meiner Freude begegnete ich bei einer Gelegenheit zufällig einem alten Freund (Alexander Dietze); bei ihm war überhaupt so etwas wie eine geheime Anziehungskraft festzustellen, denn nach dem Krieg begegnete ich ihm ebenso zufällig in Göttingen, wo er als Amtsrichter sein Auskommen gefunden hatte, allerdings keinen langen Ruhestand genießen konnte.

Mit diesem Bundesbruder, der freilich wie ich die albernen, gar zu strengen Umgangsformen seiner Landsmannschaft ebenso verurteilte, wie ich diejenigen meiner Turnerschaft, so daß er am Ende sogar hinaus komplimentiert wurde, saß ich manchen Abend in diesen aufregenden Monaten zusammen. Er hatte u.a. den Nachruf für einen gemeinsamen Bekannten im Mitteilungsblatt der noch bestehenden Fürstenschule in Grimma verfaßt und sich für diesen Zweck genauere Kenntnisse von Werners letzten Lebenstagen verschafft.

Auch Dietze gehörte wie ich zu jenen kontaktfreudigen Zeitgenossen, die im allgemeinen fähig sind, sogleich Beziehungen zu wildfremden Menschen zu knüpfen. So gelang es ihm z.B., mir die Gelegenheit zu verschaffen, Privatstunden zu erteilen bei dem Sohn eines Jüterboger Feldwebels. Das Honorar wurde selbstverständlich zu jener Zeit längst nicht mehr in Mark und Pfennig überreicht, sondern in Naturalien, in diesem Falle handelte es sich um großartige Bratkartoffeln. Andererseits fiel mir auf, welch' hohe Bedeutung – Krieg hin, Krieg her – ordentliche Schulleistungen nach wie vor für große Teile des Volkes besaßen.

Denn gespenstischerweise wurde überall so getan, als ob der Zustand - Krieg gegen der Rest der Welt - noch eine Ewigkeit dauern könne. Jedenfalls hielt das Militär – wenigstens im Heimatbereich – fast bis zum bitteren Ende (Mai 1945) so etwas wie eine gewisse Normalität oder wenigstens den Anschein davon auch weiterhin aufrecht. Gespenstisch wirkte auch jene Weihnachtsfeier 1944 in der Kaserne, wo wir in ziemlich bedrückter Stimmung beim Kerzenschein in unserer Bude hockten, wenigstens diejenigen, denen kein Familienurlaub bewilligt worden war. Ich erhielt erstaunlicherweise die wenigen beantragten Tage Sonderurlaub – wohl wegen des bedrohlichen Gesundheitszustandes von Elisabeth. So konnte ich gleich nach dem Weihnachtsfest zu ihr reisen. Ich fand sie in Gesellschaft vor, Ulli und meine Mutter aus

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 61

Leipzig waren bei ihr. Sogar ein Tannenbäumchen hatte ihr Halbbruder, Walter Katzenberger, beschaffen können, der bei einer Nachrichteneinheit nicht gar zu fern stationiert war. Elisabeth hatte zu jener Zeit entsetzliche Schmerzen, denn es hatten sich Metastasen im Gehirn gebildet, die zu häufigen krampfartigen Schmerzanfällen führten. Das war sozusagen auch für uns hilflose Zuschauer schmerzhaft; mir jedenfalls schien es, als ob die jeweilige Morphiumdosis vom behandelnden Arzt zu sparsam verabreicht wurde. Freilich hatte der Arzt einen plausiblen Grund für dieses Verhalten: Ihn leitete die Sorge, Elisabeths Leiden könne noch längere Monate dauern, daher dürfe man nichts tun, was dazu führen könnte, daß die Wirkung des stärksten schmerzstillenden Mittels beeinträchtigt würde.

Alles dies ereignete sich in Erwartung möglicher Luftangriffe zum Jahreswechsel 1944/45; freilich wiegten sich die Dresdener in einer seltsamen Sicherheit, sie würden nicht bombardiert werden, z.B. weil Dresden evtl. als Standquartier für eine Verwaltung des besiegten Ostdeutschlands nach einem Kriegsende für die Siegermächte vorgesehen sei. Elisabeths Leiden wurde am 17. Januar 1945 beendet.

Am 23. Januar 1945 brach die erwartete russische Offensive an der Oder los. Ich hatte nicht an jedem Abend meine Verzweiflung unterdrücken können. Jedenfalls mußte ich längst vor dem 17. Januar 1945 wieder zurück zu meiner Einheit, ich mußte mich im Hof des Dresdner Schlosses melden und traf dort einen Freund, der jetzt (1969) in Wetzlar wohnt. Der Krieg hatte ihm übel mitgespielt, obwohl er bei unserem letzten Zusammentreffen im August 1939 von einem damals beginnenden Krieg für seine Person recht wenig befürchtet hatte.

Das Schloß in Dresden stand noch, aber schon waren hunderte von Flüchtlingen hereingeströmt, wie sie nun bald das Bild fast jeder deutschen Landschaft mit Ausnahme des Südwestens prägen sollten. In Jüterbog jedenfalls tauchten die bekannten Elendszüge auf: Leiterwagen, Planwagen mit meist struppigen Pferden bespannt, überladen mit aller Art von Hausrat, die Alten und Kinder saßen oft auf jenen bereits überladenen Wägelchen, neben denen abgerissene Gestalten langsam eher wankten als gingen.

So fand nun jene Tragödie, die wir Deutsche über viele Länder Europas gebracht hatten, auf unserem Boden statt. Eine Gnade stellte es sozusagen dar, daß wenigstens dieses Los Elisabeth und meinen Eltern erspart blieb. Für uns selbst rechneten wir Russisch-Entzifferer uns kein besonders günstiges Geschick mehr aus, doch überschattete mein persönliches Schicksal vorerst alles. Das Telegramm, mit dessen Eintreffen ich seit Tagen rechnen mußte, kam am 17. Januar 1945 an; Mutter Katzenberger hatte meine Mutter in der Pflege Elisabeths abgelöst. Zur Beerdigung und Regelung von Familienangelegenheiten bekam ich die üblichen 10 Tage Urlaub; auch gegen Kriegsende galten die beamten- und soldatenmäßigen und militärischen Regeln weiter.

Ich gelangte über Riesa, wo ich noch einen Fliegeralarm an dem frostklaren Abend erlebte, nach Dresden, mußte aber vorher aus- und umsteigen, weil ein Angriff Zerstörungen an den Gleisen verursacht hatte. So kam ich später als erwartet in Dresden an. Mutter Katzenberger hatte Elisabeth bis zum Ende ihres Lebens begleitet. Ulli saß in seinem Bettchen, schien alles in seiner Endgültigkeit wenn nicht zu wissen, so doch zumindest zu ahnen. Elisabeth lag sozusagen erlöst auf ihrem Lager.

Am nächsten Tag brachte ich Ulli zu Frau Sauer nach Hirschbach. Es hatte geschneit, die Straße war teilweise vereist. Plötzlich riß Ulli sich von meiner Hand los, warf sich in den Schnee und stieß die härtesten Verwünschungen aus, die ihm zu Gebote standen; er wollte

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136-62

sich nicht mehr von der Stelle rühren, um mich weiter zu begleiten. Erst nach längerer Zeit gelang es mir, das völlig verstörte Kind zum Weitergehen zu bewegen.

In den nächsten Tagen nahmen mich die Vorbereitungen für die Beerdigung auf sozusagen wohltätige Weise in Anspruch. Am 21. Januar 1945 war die Beisetzung; aus Leipzig waren mein Vater sowie Elisabeths Schwestern und Cousine gekommen, von meinem alten Kollegium immerhin zwei frühere gute Bekannte; aus dem Bekanntenkreis Dr. Fischer sowie Anna Hörninger, natürlich Elisabeths Halbbruder Walter sowie seine Frau aus Leipzig. Von einer üblichen Trauergemeinde unterschied diese sich eigentlich nur durch die uniformtragenden Männer. Mit dem Pfarrer hatte ich ein bewegendes Gespräch führen können; er erwies sich als Vertreter der verfolgten Bekennenden Kirche sowie als scharfer Gegner des Regimes. Einen kurzen Augenblick konnte ich noch in der Halle mit Elisabeth allein sein, bevor der Sarg geschlossen wurde. Die Fragen, die einen bedrängten, die Sorgen um Ulli und mich brauche ich nicht zu schildern.

Als alles vorüber war und die Trauergäste auseinandergingen, rief uns ein Alarm sehr schnell in die Kriegswirklichkeit zurück.

Zunächst mußte ich für Ulli eine Lösung finden. Frau Sauer war gern bereit, ihn zunächst bei sich in Hirschbach zu behalten. Es brachte für sie sogar einen Vorteil, weil sie, sobald sie zwei Kinder zu betreuen hatte, nicht in eine Fabrik zum Einsatz für Kriegsproduktionen beordert wurde. Außerdem war das flache Land bei weitem sicherer als etwa die Stadt Leipzig, wo ich Ulli bei meinen Eltern hätte unterbringen können. Daher waren auch meine Eltern und Elisabeths Verwandte mit dieser Lösung durchaus einverstanden. Ich verbrachte noch einige Tage in Hirschbach, einen Abend bei Nachbarn, an das Gespräch habe ich eine gute Erinnerung.

Dann freilich hieß es wieder zurück zur Truppe. Bei der Fahrt über die Dresdener Marienbrücke sah ich Dresdens klassische Schönheit und die berühmte Silhouette zum letzten Mal. Goebbels hatte bereits in seinem Leib- und Magenblatt "Das Reich" verkündet, wir müßten uns daran gewöhnen, bar jeder Sentimentalität von den uns vertrauten Bildern unserer Städte Abschied zu nehmen! In Leipzig sah ich kurz bei Elisabeths früherer Kollegin, Frau Krahmer, herein. Sie dachte an ein baldiges Kriegsende und die Möglichkeit, daß ich mich, falls es sich nur noch um Wochen handelte, in Leipzig mit ihrer Unterstützung evtl. sogar versteckt halten könnte. Dies war jedoch in meinen Augen ein viel zu riskantes Unterfangen, als daß es ernstliche Erwägung verdient hätte; ich hatte zu viele Beispiele vor Augen, wo ein unerlaubtes Entfernen von der Truppe unverzügliche Erschießung zur Folge gehabt hatte.

Die militärische Situation hatte sich verschärft entgegen dem, was nach wie vor von Goebbels über die uns zugänglichen Zeitungen an Erfolgsmeldungen verbreitet wurde. Es war u.a. daran zu spüren, daß mich bei der Rückkehr nach Jüterbog sofort die Kunde empfing, die Verteidigung des Kasernenbereichs sei bereits geregelt, die einzelnen Blocks seien ausgewählt hinsichtlich der Vordringlichkeit der Verteidigung und die Aufgaben der einzelnen Verteidiger geregelt.

Im Gegensatz dazu zielten unsere persönlichen Überlegungen – mit dem Ziel, die Überlebenschancen zu erhöhen – darauf, wie wir der uns drohenden russischen Gefangenschaft entrinnen und irgendwie über die Elbe gelangen könnten. Wieder einmal griff der Himmel hilfreich ein: Wir sollten in Richtung Westen verlegt werden; ein erlöstes Aufatmen ging durch die gesamte Kaserne.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 63

Schwerlich kann sich heute jemand vorstellen, was das damals für uns konkret bedeutete. Es war sozusagen ein neues Leben, das damit einsetzte oder wenigstens eine reelle Chance dazu, eine Hoffnung, wir könnten das militärisch unabwendbare Debakel vielleicht doch einigermaßen unbeschadet überstehen. Mit solchen Gefühlen jedenfalls durchfuhren wir während der Verlegung der Einheit die Strecke bis Gießen; in der Nähe dieser Stadt, in Krofdorf, fanden wir unsere neue "militärische Heimat", die sich "Aufklärungseinheit" nannte. Die Unterbringung war höchst bescheiden geregelt: Wir schliefen in einem Gasthaussaal auf Stroh, doch das tat unserer relativen Hochstimmung keinerlei Abbruch. Bei aller Gleichbehandlung gab es doch immer welche, die gleicher waren als die anderen, in diesem Falle also sich Privatquartiere auf irgendeine Weise besorgt hatten. Per Zufall ergab sich auch für mich die Chance, aus dem Gasthaussaal in ein Zimmerchen bei der Hebamme des Dörfchens einzuziehen, was sie gegenüber dem Einwohnermeldeamt als "mit Familienanschluß" deklarieren mußte. Der Hausherr war natürlich irgendwo im Krieg, das kleine Anwesen war also von der wackeren Hebamme mit ihrem Söhnchen zu verwalten. Das Häuschen ermöglichte einen schönen Blick ins Weite sowie auf eine Ruine, an der ich in Nachkriegszeiten mit der Bahn des öfteren auf dem Wege in den sonnigen Süden vorbeigefahren bin – nie ohne an meine Befindlichkeit während meines dortigen Aufenthaltes in den letzten Kriegsmonaten zu denken.

Der Dienst in unserer Aufklärungseinheit war in jenen letzten Kriegswochen vorwiegend Beschäftigungstherapie; er wurde in einem alten Fabrikgebäude in der Nähe eines Waldes durchgeführt. Neben den Pflichtstunden galt es wie stets beim Militär sorgfältig darauf zu achten, daß man möglichst nie unbeschäftigt aussah. Wer z.B. mit einem Besen als Reinigungskraft offenbar voll beschäftigt war, konnte auf diese Weise gelegentlich Schlimmerem entgehen, etwa einer Einteilung zum schrecklichen Wachdienst.

Dennoch blieb ein wenig Zeit für Spaziergänge, die freilich durch die allgegenwärtige Tiefflliegergefahr beeinträchtigt waren, sowie für Lektüre und gelegentlich sogar für die Beaufsichtigung der Schularbeiten des Sohnes der Hebamme. Krieg hin, Krieg her – auch im Schulwesen wurde bis zur Kapitulation nach Kräften ein Anschein von Normalität aufrecht erhalten. Gelegentlich hatte ich auch die Hauswirtin in ihren beruflichen Pflichten zu unterstützen, etwa aufzuschreiben, in welchen Abständen die Wehen von Schwangeren auftraten als Telefondienst sozusagen. Nach Rückkehr entschied dann die Expertin, was jeweils zu geschehen hatte. Auch wurde ich von ihr gelegentlich – wenn ich dienstfrei war – um Begleitung bei ihren Gängen gebeten; vielleicht war ich von ihr als Schutz gegen Tiefflieger gedacht, aber dagegen gab es kein probates Mittel. Schließlich waren schon friedlich pflügende Bauern von Tiefffliegern angegriffen worden, warum nicht auch ein Soldat und eine Hebamme. Erstaunlicherweise kamen wir ungeschoren jedesmal zurück, was zur Steigerung der beruflichen Akzeptanz der Hebamme beitrug. Von Tiefffliegern angegriffen wurde allerdings die mit Nachrichtenhelferinnen besetzte Station auf dem Turm des Schlosses Gleiberg, die funktechnische sowie meteorologische Beobachtungsaufgaben hatte; bei dem Angriff gab es mehrere Tote und Verletzte.

Schwere Schäden richteten die häufigen Fliegerangriffe auf Gießen an, während wir einschließlich der Dorfbewohner erstaunlich wenig nächtliche Schlafunterbrechungen aus militärischen Gründen erlebten.

Allerdings war die Front recht nahe gerückt; am nächtlichen Himmel zeigten sich mehr Lichter. Im Dorf gab es natürlich keinerlei Bunker und ähnliches, Angriffe zwangen die Dorfbewohner lediglich in ihre Häuser. Das feuerwerkähnliche Beleuchtungsspektakel am nächtlichen Himmel, das wir schon von St. Avold aus zu beobachten Gelegenheit hatten, wiederholte sich. Während einer nächtlichen Wache hatte ich allerdings eine etwas merkwürdige "Feindbegeg-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 64

nung": In der mondhellen Nacht sah ich eine Gestalt auf mich zukommen, die mir zurief: "Nicht schießen, Kamerad! Ich kenne die Parole nicht, ich komme aus dem Lazarett!". Offenbar handelte es sich um einen Verwundeten, der den Angriff auf Dresden mitgemacht hatte, er versuchte in einem erstaunlich korrekten Deutsch leicht stotternd aus der Verlegenheit zu kommen, indem er dazu überging, Fragen zu stellen, etwa wie weit es noch bis Gießen zum nächsten Lazarett sei. Ich konnte ihm den Weg erklären, und er verließ mich mit Dank. Wenig später wurde ich freilich von auf mich zukommenden Dorfbewohnern gefragt, ob ein Verwundeter eingetroffen sei und verdächtige Fragen gestellt habe. All dies führte schließlich zu der Annahme, daß es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um einen Agenten gehandelt habe. Für mich ergaben sich jedoch keinerlei Konsequenzen, außer der von mir abzufassenden dienstlichen Meldung über dieses besondere Vorkommnis. Unsere Nahaufklärung kannte ziemlich genau die Standorte der feindlichen Einheiten, besonders auch die Artilleriestellungen; durch den Funkverkehr wußte man auch viele Namen von Kommandeuren, aber Konsequenzen, wie z.B. Feuerüberfall durch unsere Geschütze, verboten sich zur damaligen Zeit wegen des Munitionsmangels, der gegen Ende des Krieges immer deutlicher in Erscheinung trat und jegliche militärische Aktion unmöglich machte.

Das militärische Ende in diesem geographischen Bereich vollzog sich dementsprechend schnell. Die Amerikaner zogen das Lahntal herauf unterstützt von britischen Einheiten. In unserem Dorf gab es erfreulicherweise keine stürmische Machtübernahme durch die heranrückenden Besatzer. Freilich versuchte unser Ortskommandant bis zuletzt, uns die Hucke voll zu lügen. Während er uns mit dem Marschziel Gotha verabschiedete, behauptete er lautstark, es handele sich keineswegs um eine notwendige Maßnahme, sondern nur um eine Vorsichtsmaßregel. Unser Umzug begann am 26. März 1945, also sechs Wochen vor dem Kriegsende. Schon die vergleichsweise kurze Strecke bis Gießen konnten wir nur mit Überwindung von allerlei Hindernissen zurücklegen, denn die Straßen wurden durchweg durch Tiefflieger beobachtet, die zwar nicht jede Person oder jedes Fahrzeug angriffen, aber durch ihre Existenz doch dafür sorgten, daß sich kein "Verkehrsteilnehmer" ungehemmt auf Wegen oder Straßen bewegen konnte. Einem meiner engsten Freunde (Hellmuth Kreißel) wurde bei einem Tiefliegerangriff der Arm durchschossen; ein in der Nähe pflügender Bauer nahm sich seiner an, als er ihn vom Motorrad stürzen sah, und rettete ihm so das Leben, wenn auch der Arm später amputiert werden mußte.

Wir kamen bis Gießen ungeschoren davon, übernachteten in einer Baracke in der Nähe des Gießener Bahnhofs – erstaunlicherweise ohne einen Angriff, während Bahnhöfe in aller Regel sehr häufig Ziel von Tieffliegerangriffen waren. Ein kurze Strecke wurden wir sogar mit der Bahn mitgenommen, dann begann jedoch eine ungeordnete Flucht. Ein Dutzend Unteroffiziere, während ein Wachtmeister die Leitung des Transports übernommen hatte. Es galt möglichst weit auseinandergezogen am Rande einer Straße sich voran zu pirschen und bereits vorhandene Ein-Mann-Deckungslöcher auszunutzen. Wir kamen so u.a. durch Alsfeld (ohne sein malerisches Rathaus würdigen zu können) und Lauterbach. Die Versorgungslage war dramatisch genug, immerhin wurde beim Herannahen der Front der Verkauf bewirtschafteter Waren freigegeben – in der Nacht hatten wir versucht, mit Bahn oder Kraftwagen voranzukommen; diese Versuche waren an der allgegenwärtigen Tieffliegerangriffgefahr gescheitert. An einer Bahnstation trafen wir einen Bahnhofsvorsteher – noch mit dem NS-Parteiabzeichen -, er berichtete, daß der letzte "Räumungszug" aus Gießen soeben abgefahren sei. Auch der Versuch, mit einem von uns gestoppten Wehrmachtsauto schneller voranzukommen, schlug fehl, insbesondere aus dem Grunde, weil das Auto überraschenderweise mit unserem Herrn Oberst und seinem energischen Adjutanten sowie dem kleinen Hund des Herrn Oberst vollbesetzt war. Immerhin fand sich für eine kurze Strecke eine Mitfahrgelegenheit im Postwagen eines Zuges. Dann gab es einen unfreiwilligen Aufenthalt auf dem Lande wegen eines Tieffliegeran-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-65

griffs; abends gelangten wir jedoch nach Gersfeld in der Rhön. Im Gasthaus saßen Stammtischrunden; es herrschte ein Betrieb wie im tiefsten Frieden. Am nächsten Morgen begab ich mich zum verabredeten Treffpunkt, am Wegrand stand ein englischer Feldwebel, von dem ich erfuhr, daß nur noch eine Rückzugsstraße offen sei. Er als Kriegsgefangener war zu Straßenbauarbeiten hierher geschickt worden. Er und seine Mitgefangenen hatten zuvor ein schlesisches Gefangenenlager bevölkert, einige hatten Glück gehabt: Sie waren beim erfolgreichen Vorrücken der Russen befreit und über Odessa nach England zurückgebracht worden.

Die einzige Chance der Gefangenschaft zu entgehen bestand eigentlich darin, sich als "Displaced Person" auszugeben. Das war zwar denkbar, jedoch nur in den seltensten Fällen zu verwirklichen. Ganz wenigen, überaus Sprachkundigen gelang es z.B. sich Zivilkleidung zu beschaffen und sich als kriegsgefangener Engländer bzw. Franzose auszugeben. Dazu mußte eine passende Biographie erfunden werden und eine Reihe höchst unangenehmer Fragen durch den verhörenden Offizier aus dem Ärmel beantwortet werden. Gelegentlich wollte es dann das Glück, daß die angekündigte Nachprüfung der Angaben in Paris oder London nicht stattfand und der überlebenswichtige Transport über die Elbe gelang. In diesem Falle verschwand der Betroffene dann sang- und klanglos und konnte sich zu Fuß in die Heimat durchschlagen.

Auf solche Eskapaden konnte ich damals keinerlei Gedanken verwenden; ich mußte froh sein, daß wir mit einem Lastwagen einigermaßen ungeschoren uns Richtung Nord-Osten voran bewegen konnten, ohne daß wir von tödlichen Fliegerangriffen behelligt wurden. Der Weg führte uns durch Meiningen, ohne daß wir einen Gedanken an das berühmte Theater verwenden konnten, und schließlich nach Schmalkalden mit hübschen Fachwerkhäusern, das bekanntlich bei der Reformation eine bedeutende Rolle gespielt hat. Das gegenwärtige Ziel, ein Hotel, war freilich mit Parteigrößen und Wirtschaftsbossen besetzt; unsere Aufgabe beschränkte sich zunächst auf das Transportieren von Möbeln. Die Funkverbindung mit den deutschen Truppen südlich des Main klappte nicht, auch ein ausgesandter Motorradfahrer konnte sie nicht wiederherstellen. Immerhin kam er unbeschadet zurück, obwohl die amerikanischen Panzerspitzen bereits weit mainaufwärts vorgestoßen waren. Doch hatte alles unter militärischen Gesichtspunkten keinen rechten Sinn mehr, obwohl wir amtlich feierlich aufgeteilt wurden auf mehrere Bereiche: Die Heeresgruppe "Dänemark-Norwegen" sowie die "Alpenfestung". Ich fand mich bei der für letztere bestimmte Gruppe mit dem Auftrag, uns nach Reichenhall durchzuschlagen. Um Ostern herum brachen wir auf; mich beschäftigte freilich die Frage, ob auch ich mir einen Marschbefehl für Dresden – Umweg über Prag – einschließlich einiger Urlaubstage in Dresden hätte erkämpfen sollen, wie ein Kamerad es gewagt und geschafft hatte. Allerdings war die Situation nicht dazu angetan, solche Wunschträume zu realisieren. Im Vorbeimarschieren konnten wir feststellen, daß die Lazarette bereits zur Übergabe an die heranrückenden Besatzer fertiggemacht wurden. Auch hörte man Sprengungen, z.B. von Brücken oder kriegswichtigen Gebäuden, auch gab es Schüsse aus westlicher Richtung. Gelegentlich nahm uns ein Lastwagen mit, diese mußten jedoch durch Straßensperren geschleust werden. Das erste Nachtquartier fand sich ausgerechnet in Krahwinkel, mit erstaunlich freundlicher Begrüßung und freigiebiger Bewirtung mit Osterkuchen. Am 2. April erfuhren wir, daß die Wiener Neustadt in die Hände der Russen gefallen war. Ein Stück weit wurden wir mit einem Traktor auf einem Anhänger von einem SS-Mann mitgenommen. Unterwegs kamen wir an einen Schlagbaum, anschließend in eines der breiten Täler mit Wänden aus Sandstein. Wie zu erfahren war, waren hier Unterkünfte für das "Oberkommando des Heeres aus Berlin" im Bau. Die Arbeiter entpuppten sich als frühere Insassen des Konzentrationslagers Buchenwald und seiner Außenstelle. Es wurden bereits unter Bewachung ukrainischer SS-Leute Vorbereitungen für den Abzug zu dem später berüchtigten Todesmarsch getroffen, den die wenigsten der Unglücklichen überleben sollten: Arme, ausgemergelte Ge-

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

MS 2136 - 66

stalten erhielten vor unseren Augen gerade ihre Lebensmittelrationen wie in einem Gefängnishof.

Wir fuhren einigermaßen ratlos durch diese Szene, mußten schließlich von dem Wagen absteigen und zu Fuß weiterziehen. Das Drama des 2. Weltkriegs näherte sich seinem Ende. Ein junger Arbeiter hatte mir auf einem der Lastwagen, die uns eine Strecke mitnahmen, die richtige Prognose geliefert: Es werde etwa noch vier Wochen dauern! Bevor wir auf jenes SS-Gefährt trafen, hatte ich ziemlich unbedacht meinen Kameraden vorgeschlagen, wir könnten uns vielleicht in Richtung Böhmer Wald bewegen, dort das Ende abwarten und auf die Wirkung jenes Geleitbriefes vertrauen, der uns als eine Spezialeinheit auswies. Dieser abenteuerliche Plan wurde jedoch allgemein verworfen; meine Kameraden hatten bereits alles verbrannt, was Rückschlüsse auf ihre Parteizugehörigkeit erlaubt hätte, und fürchteten das Ende weit mehr als ich Nicht-Parteiangehöriger. Ich konnte sehr froh sein, daß sie loyal genug waren, mich nicht zu denunzieren: Es war immer noch ein todeswürdiges Verbrechen, am Endsieg der Deutschen zu zweifeln; auch Drückebergerei wurde damals nicht selten mit Aufhängen bestraft.

Ein Hindernis war ein offenbar nicht ganz nüchterner SS-Offizier, der uns gern festhalten wollte: Höchst unwillig beugte er sich unserem Marschbefehl und der Tatsache, daß wir einen "Transportführer" vorzuweisen hatten. Endlich gab er uns die Erlaubnis zum Weitermarschieren. Während des Frühstücks, der ersten Marschunterbrechung des Tages, kam ein Parteimitglied auf uns zugestürzt mit der Nachricht, nun sei die ersehnte Wende gekommen: Dr. Goebbels habe den "Werwolf" aufgerufen, das letzte Aufgebot der 14- bis 18jährigen jungen Männer, dieses werden zum "Volkssturm" hinzutreten und als eine Art Partisanentruppe den Feind auf Tod und Leben bekämpfen! So zählebig war das 3. Reich noch in den letzten Wochen. Wir waren froh, bald von jenem Unerschütterlichen – vom deutschen Endsieg Überzeugten – bald Abschied nehmen zu können, um uns in Richtung Arnstadt begeben zu können. Auch hier wurde in einem NS-Parteilokal die Korrespondenz verfeuert; offenbar war wenigstens in Teilen Deutschlands die Götterdämmerung bereits angebrochen – aber noch immer funktionierte der Parteiapparat sowie in Grenzen der militärische Apparat. Man mußte sich unerhört vorsehen mit Äußerungen und Handlungen, wenn man überleben wollte. Wir entdeckten am Bahnhof in Arnstadt einen Räumungszug des Berliner Oberkommandos des Heeres. Offenbar hatte die oberste Führung mit der geplanten Evakuierung von Dienststellen aus Berlin in die Umgebung von Arnstadt bereits ernst gemacht. Sogar wir durften in den auf dem Arnstadter Bahnhof vorgefundenen Räumungszug einsteigen und fuhren damit bis nach Reichenhall. Dort fanden wir in einer Gebirgsjägerkaserne etliche der früheren Kameraden vor.

Auf der militärischen Bühne begann allenthalben das aufregende "Endspiel", wer zuerst da sein würde – die Amerikaner oder die Russen. Die Spannung, was dann jeweils eintreten und unser Schicksal sein würde, hielt uns in Atem. Offiziell und in den Gazetten wurde freilich unentwegt weiterhin die Fiktion aufrecht erhalten, der Kampf werde weitergehen und noch lange nicht zu Ende sein; auch könnte diese oder jene Wunderwaffe die Wende und den deutschen Endsieg bewirken. Zunächst wurden wir von Reichenhall in ein benachbartes Dorf verlegt; untergebracht waren wir privat, ich z.B. in einem Kämmerchen, das lediglich über eine Art Hühnerstiege zu erreichen war und einer Frau mit Kindern "weggenommen" worden war. Unsere militärische Entzifferungsarbeit fand im Saal des einzigen Gasthauses statt. Einer der Kameraden wurde von mir getrennt und nach Rosenheim versetzt, wo er sich ebenfalls der Aufnahme und Entzifferung der Funknachrichten widmete. Von dieser dienstlichen Arbeit ist mir kaum etwas in Erinnerung; es war ohnehin alles nur Vorspiegelung ernstlicher militärischer Bedeutung, an die wir uns freilich nach wie vor mit allem Eifer zu halten hatten.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 67

Zahlreiche Eindrücke des ringsum herrschenden Chaos vor dem militärischen und politischen Ende des Hitler-Regimes sind mir allerdings in Erinnerung. Von unserem Gasthof aus sah man die Flüchtlingstrecks durch unser Alpental westwärts ziehen, eine Erscheinung, die wir bereits vor Wochen in Jüterbog hatten beobachten können. Als Zugtiere dienten hier häufig Ochsen mit weit ausladenden Hörnern, geführt wurden sie in der Regel von Bauern aus dem Banat, dem Österreichischen oder dem noch entfernteren Burgenland oder wer weiß woher aus dem Osten. Eines Tages bat uns ein Bauer um Hilfe wegen unaufhebbarer Verständigungsprobleme mit den Leuten, die sich in seinem Stall mit ihren Pferden breitgemacht hatten. Es stellte sich heraus, daß es sich um einen Trupp russischer Kosaken handelte, die zu der Armee von General Wlassow gehörten. Diese hatten sich abgespalten und kämpften in deutschen Uniformen und auf deutscher Seite gegen die Sowjets. Über ihr Schicksal berichtet Solschenizyn in seinem Kriegsbuch "Archipel Gulag". Mit einigem Glück konnten wir den Streit zwischen Bauer und Kosakeneinquartierung schlichten.

Wir wurden ohnehin bald wieder verlegt, diesmal hinaus aus den Alpen nach Glasenbach bei Salzburg, in eine SS-Kaserne mit einem angesichts der häufigen Überfälle idealen Luftschutzbunker, der in den Berg gesprengt war. Hier waren wir nicht viel anderes als eine Art Gefangene der SS, die ihrerseits Gefangene besonderer Art zu bewachen hatten. Eines Tages war das Küchengebäude abgesperrt, Posten mit Maschinenpistolen standen an allen vier Ekken und am Eingang. Es ging das Gerücht um, hier würde der Chef der Reichskanzlei (Dr. Lammers) und andere bedeutende Figuren des 3. Reiches bewacht, die bei dem Versuch, über die Schweizer Grenze zu entfliehen, festgenommen worden seien. Wie wir später erfuhren, handelte es sich jedoch um Hermann Göring und seine Begleitung, die verhaftet und hier eingesperrt worden waren. Die Stimmung bei den SS-Angehörigen war gereizt, was sich daran zeigte, daß sie auch für uns Ausgangssperren verfügten. Eines Nachts gab es ein fürchterliches Gerassel von Kettenfahrzeugen; am Morgen stellten wir fest, daß der ganze SS-Spuk verflogen war: Sämtliche SS-Angehörige waren in die Berge abgezogen! Nun löste sich auch unsere Truppe auf. Zwar hatten wir in dem Dorf noch die freche Rede von Goebbels anläßlich vom Tode des amerikanischen Präsidenten Roosevelt gehört; bei dieser Gelegenheit hatte der Reichspropagandaminister Dr. Goebbels wieder einmal die Wende angekündigt, u.a. unter Hinweis auf eine geheime Wunderwaffe, die nun alsbald zum Einsatz käme. Auch seine Rede zum Geburtstag des Führers (20. April), der zum Nationalfeiertag erhoben worden war, war uns nicht erspart geblieben. Jetzt aber war offensichtlich der Schlußakt des "Tausendjährigen Reiches" nach etwa 12 Jahren angebrochen: Makaber, grausam, für viele tödlich und grotesk zugleich.

Um die großen Vorräte, die in der Alpenfeste offenbar lagerten, nicht sämtlich vernichten oder in Feindes Hand fallen lassen zu müssen, wurden wir überraschenderweise vorerst mit reichlichen Alkoholzuteilungen beglückt. Mehr als einmal saßen wir bei bestem französischem Kognak wohlgelaunt soweit angesichts der Umstände möglich beisammen. Eines Nachts - unsere Stimmung hatte sich infolge des Kognaks bereits gehoben – betrat unser Kompaniechef das Zimmer und verkündete mit Leichenbittermiene: "Soeben ist die Nachricht eingetroffen, daß der Führer bei der Verteidigung von Berlin den Heldentod erlitten hat." Angesichts nicht ganz nüchternen Zustandes verzichtete er jedoch auf weitere Kommentare. Wir verharrten natürlich stumm, wie seit Kriegsbeginn und oft genug vorher jede Gefühlsregung unterdrückend; insbesondere durfte man sich die Erleichterung darüber, daß nun der zwölfjährige Unfug bald ein Ende haben würde, keinesfalls anmerken lassen. Jede Freudenkundgebung wäre lebensgefährdend gewesen, denn die Strukturen des Reiches wurden überall noch krampfhaft aufrecht erhalten. Es war noch nicht abzusehen, wann der ganze Spuk ein Ende haben würde und in welcher Form die Alliierten das zerstörte Reich einer Normalisierung näher bringen würden.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS2136-68

Nach dem Abzug der SS begann vorsichtig in Ansätzen die Auflösung unserer "Aufklärungstruppe". Wir erhielten einen Marschbefehl sowie unser sonst verschlossenes Soldbuch und den Wehrpaß ausgehändigt. Mein Marschbefehl lautete auf Bozen (Südtirol), von dem ich wußte, daß es bereits von den Engländern erobert worden war. Es galt, sich kurzfristig zu entscheiden, was uns Sachsen bekanntlich noch weniger leicht fällt als anderen Deutschen. Daß die Marschbefehle in jenen Wochen nur zu einem geringen Teil beachtet wurden, sei hier angemerkt; jeder mußte für sich überlegen und entscheiden, wie er mit geringstem Risiko eventuell sich in die jeweilige Heimat durchschlagen könnte. Dies war außerordentlich erschwert durch die Dürftigkeit der uns zur Verfügung stehenden Informationen über die militärische und politische Gesamtsituation sowie durch das Fehlen bzw. Falschinformationen der wenigen noch erscheinenden Zeitungen bzw. Radio. Der Oberfunker, eigentlich Philosophiedozent in Göttingen, schlug mir vor, ich könne mich mit ihm gemeinsam durch Oberbayern bis zum Anwesen seiner Eltern, das neben dem Gut des von Hitler schmählich entlassenen Generalstabschef Halder gelegen war, durchschlagen. Der Vorschlag eines anderen Kameraden aus dem Österreichischen ging in eine andere Richtung. Er wollte mich zum Dableiben veranlassen und nach dem Untergang tertii imperii (des Dritten Reiches) mich als österreichischen Widerstandskämpfer ausgeben, diesen letzteren Vorschlag mußte ich schon mit Rücksicht auf meine höchst unösterreichische, nämlich sächsische Mundart ablehnen. Unter Mitwirkung einer unserer Nachrichtenhelferinnen wurde dann an einer dritten Lösung gebastelt, die meinem sächsischen Temperament schon mehr entgegen kam. Sie bestand im wesentlichen darin, dem sich anzuschließen, was die Masse machte. In diesem Fall zeigte sich, daß das Gros der Kameraden sich in unser voriges Quartier bei Reichenhall abgesetzt hatte. Teils zu Fuß, im wesentlichen jedoch mit Hilfe von Fahrzeugen einer sich zurückziehenden SS-Kolonne, die durch Tal und über Gebirgspässe im Schneetreiben sich langsam in diese Richtung bewegten. Am nächsten Tag stand ich also morgens vor meinem alten Quartier, das natürlich inzwischen anderweitig belegt war. Dort hauste nunmehr ein selten nüchterner Angehöriger eines Erschießungskommandos. Da er meine frühere Wirtin häufig belästigte, machte die gute Frau trotzdem zusätzlich für mich Platz und bat mich überdies, sie vor dem unsympathischen Haupteinquartierungsgast zu schützen. Letzteres gelang mir einigermaßen mithilfe eines weiteren Kameraden aus dem Baltikum, der als einigermaßen verkrachter Student offenbar zu diesem Erschießungskommando gekommen war, inzwischen jedoch in zahlenmäßig zunehmenden lichten Momenten das Widerwärtige an dem Tun und Treiben seiner Abteilung klar erkannte. Ob die einer apokalyptischen Heerschar ähnelnde wüste Horde sich schon immer so dargestellt hatte, wie in diesen Wochen, kann ich nicht sagen, jedenfalls rühmte sich nunmehr ihr Anführer, über 600 Leute umgelegt zu haben; zum "Appell", dem morgendlichen Antreten erschienen jedenfalls nicht viele in völlig nüchternem Zustand. Übrigens dürften die meisten von ihnen später nicht belangt und bestraft worden seien; bereits in jenen Wochen wurde mit großer Akribie das Fälschen der Wehrpässe und sonstiger verräterischer Dokumente betrieben.

Auch die Angehörigen unserer früheren Dolmetschereinheit bereiteten sich auf den offenbar nahenden Schluß des Dramas vor. Sie wollten auf Almhütten ausweichen, dabei zunächst abwarten, wie sich die herannahenden Amerikaner benehmen würden und sich dann möglichst schnell in die jeweilige Heimat begeben. In jenen Tagen besuchte ich einen mit Rippenfellentzündung darniederliegenden Kameraden, ansonsten Mathematikdozent aus Graz, der mir folgenden Vorschlag machte. Er möchte in diesem, von einer Ärztin bestätigten Krankheitszustand nicht in amerikanische Gefangenschaft gehen, die Ankunft der Amerikaner stünde jedoch unmittelbar bevor. Reichenhall würde bald von ihnen erobert sein, zumal sie Berchtesgaden bereits eingenommen hatten. Ein Cousin von ihm wohne in Kitzbühel und sei als Wachtmeister in einem dortigen Lazarett tätig; ich könne vielleicht versuchen, ihn als Kran-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2436 - 69

ken dorthin zu bringen; dort würde sich eventuell auch für mich eine Lösung finden. Dies mußte ich zunächst überlegen und mit Experten z.B. unserem bisherigen militärischen Chef erörtern, dann sagte ich dem Kameraden zu, es versuchen zu wollen. Er war inzwischen transportfähig oder wenigstens willens,die Strapazen trotz seiner Erkrankung auf sich zu nehmen. Wir stellten uns also an der Straße bei Reichenhall auf, es muß in den letzten Tagen des April 1945 gewesen sein, von einem Strom von Autos konnte ohnehin nicht mehr die Rede sein, angesichts des Benzinmangels. Keines von den wenigen Gefährten konnte uns zunächst aufnehmen; endlich fand sich doch eines,von dessen Insassen wir genaueres über das Herannahen der Amerikaner erfuhren. In den Alpentälern kamen wir mit unserem wackligen Gefährt erstaunlicherweise recht gut voran. Freilich konnte dieser erste Wagen uns nur ein kleines Stück mitnehmen. Unsere "Akzeptanz" war unterschiedlich, immerhin: Mal nahmen uns zwei Offiziere mit, mal galt es zu einem Gebirgspaß hinaufzustapfen, was angesichts unseres Gepäcks und des Zustandes des kranken Kameraden nicht eben leicht war. Oben empfing uns ein wackerer Sachse an einer gegen die Amerikaner aufgebauten Barrikade mit ~~einheitlichen~~ heimatlichen Lauten. Ihnen gelang es erfreulicherweise, seinen Chef (Oberleutnant) zu bewegen, uns vorübergehend zu dulden. Der Oberleutnant hatte uns zunächst als Drückeberger und Fahnenflüchtige eingestuft, was in jenen Tagen nicht selten Erschießung bedeutete. Daß ich aus Sachsen stammte,erwies sich in diesem Falle als günstig, da der uns zunächst Erblickende mich übertreibenderweise als alten Bekannten und nicht nur als sächselnden Landsmann ausgab gegenüber seinem Oberleutnant. Auf diese Wiese blieben uns ärgerliche, zeitraubende Überprüfungsszenen erspart. Ein ohnehin dorthin rollender Lastwagen brachte uns über St. Johann gegen Abend nach Kitzbühel in das Quartier jenes Wachtmeisters,mit dem mein kranker Kamerad verwandt war. Bei ihm und seiner Frau erfrischten wir uns durch ein höchst unerwartetes "friedensmäßiges" Abendessen und berieten die Lage. Für den Kranken gab es keine Schwierigkeiten: noch habe die SS dort das Kommando fest in Händen, man dürfe nichts riskieren, er müsse sich also am nächsten Tag dem Stabsarzt vorstellen. Er könne wählen, ob er in die Herz- oder Magenabteilung aufgenommen werden wolle. die gleiche Lösung wurde auch für mich festgelegt, aus naheliegenden Gründen. Ich wählte eine Magenkrankheit (wie ich sie im Laufe meines Lebens ohnehin immer mal wieder in geringerer oder schwererer Form zu erdulden hatte) und wurde ebenfalls am nächsten Tage dem Militärarzt vorgestellt. Er würdigte mich aus unbekannten Gründen jedoch kaum eines Blickes; vermutlich war er wie alle Mediziner in jenen Tagen völlig überbeschäftigt. Er wies mich in ein dort befindliches Reservelazarett, Dependance des eigentlichen Krankenhauses ein. Ich fand mich in einem Bett neben einem Kameraden, der wegen seiner schweren Verletzungen voraussichtlich nicht mehr lange zu leben hatte. Er rief in seinen Phantasien häufig nach seinem Bruder, nach einigen Tagen und Nächten wurde er von seinen Schmerzen erlöst. Im übrigen lagen in diesem Raum offenbar leichtere Fälle. auch ich mußte mich den medizinischen Notwendigkeiten für Magenkranke generell unterwerfen, konnte jedoch hin und wieder vom Balkon aus die höchst unübersichtliche Lage überdenken. Der Krieg mußte in einigen Wochen beendet sein. Hier jedenfalls würden nicht die Russen, sondern die Amerikaner demnächst einmarschieren, für diesen Fall war ich schon vom Wachtmeister als Dolmetscher wegen meiner Englischkenntnisse vorgemerkt. Dies wickelte sich tatsächlich einigermaßen wie erwartet ab, der 9. Mai 1945 brachte die Nachricht von der längst erwarteten vollständigen Kapitulation. Bedingungslos (unconditioned), was zwar unvermeidlich war, andererseits auch nicht viel Gutes verhieß, denn diese törichte Formulierung hatte nur zur Verlängerung des längst sinnlosen militärischen Widerstandes auf deutscher Seite beigetragen. Nach weiteren zwei Tagen rückten die erwarteten Amerikaner schließlich ein. Ich durfte mich nach Ausheilung der "Magenbeschwerden" schon relativ frei bewegen, auch dem Kranken ging es mittlerweile besser. Da sah ich sie auf der Straße heranrollen, gutaussehende, gut genährte, hervorragend ausgerüstete Soldaten aus der Neuen Welt. Ich wurde tatsächlich sehr bald als Dolmetscher herangezogen, denn es gab zahllose Situationen, wo eine Verständigung zwischen den Amerikanern und den

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin Archiv

MS 2136 - 70

"Ureinwohnern" herzustellen war. Als amtlicher Name für meine Aufgaben diente "Sanitätsverbindungsstelle", die sich der krankenhausmäßigen Versorgung zahlloser Verwundeter widmete: Ein Generalarzt, ein Stabsarzt und einige Sanitäter gehörten dazu, Reste einer Sanitätseinheit des sich auflösenden deutschen Heeres. Diese mehr dem Gesundheitswesen dienende Tätigkeit war mir in jedem Sinne sehr nützlich, sie diente später wesentlich auch dazu, meine den Amerikanern natürlich höchst suspekte Tätigkeit im eigentlich militärischen Bereich als Fernaufklärer zum Beispiel zu verschleiern und zu verbergen.

So hatte also die 36. amerikanische Texas-Division von dem malerischen Kitzbühel Besitz ergriffen. Der Kommandeur war mit seinem Stab im Grand Hotel untergebracht; er gehörte aus den verschiedensten Gründen zu jenen Deutschenhassern, die uns Deutsche ("krauts") nicht sehen wollten, weshalb wir bei seinem unerwarteten Auftauchen schnell hinter der nächsten Tür zu verschwinden hatten. In diesem Hotel gab es einen deutschen Verbindungsoffizier, einen hochdekorierten Oberstleutnant, mit dem ich gelegentlich dienstlich zu tun hatte. Meine Hauptbezugsperson war jedoch ein amerikanischer Captain und über ihm ein Colonel. Es ging unter anderem darum, daß diese sogenannte Sanitätsverbindungsstelle den amerikanischen Dienststellen laufend zu berichten hatte, u.a. über die Zahl der in den Lazaretten und Reservelazaretten liegenden verletzten deutschen Soldaten, über Entlassungen aus dem Krankenhaus und dergleichen. Da dies eine überregionale Aufgabe war, bekam ich einen "Paß" ausgestellt, der mir ermöglicht, theoretisch bis Salzburg und in westlicher Richtung gar bis Frankfurt zu reisen, was mangels Fahrgelegenheit jedoch im wesentlichen Utopie blieb. Gelegentlich konnte ich jedoch ein betagtes Gefährt sowie einen Unteroffizierskollegen als Fahrer für solche dienstlichen Ausflüge im engeren Raum benutzen. Die dienstliche Nähe zu den Amerikanern bewirkte eine verhältnismäßig gute Verpflegung, teils aus der amerikanischen Kompanieküche, teils aus der Lazarettküche. Zwar wurde mehrfach befremdet gefragt, was ich in der amerikanischen Kompanieküche zu suchen hätte, doch war von Animosität oder direkter feindlicher Gesinnung wenig zu spüren. Landser untereinander, woher auch immer, empfinden offenbar gegenüber ihresgleichen zuweilen eine Art Solidarität, die das anerzogene Feindbild zuweilen zu überwinden geeignet ist. Auch bei den morgendlichen Anwesenheitsüberprüfungen der Amerikaner ("Appell" in Deutschland genannt) stellte ich mit Neid fest, wie ganz anders, nämlich weit lockerer, diese notwendigen militärischen routinemäßigen Anwesenheitsüberprüfungen bei den Amerikanern gehandhabt wurden und offenbar seit jeher gehandhabt worden waren: Statt des bei uns üblichen Gebrülls seitens des Vorgesetzten und der künstlichen Aufregung bei dem ganzen Getue, herrschte hier eine beinahe feierliche Stille und Gelassenheit ohne jede Eile. Es ging offenbar nicht um Erzeugung von Angst und Schrecken, sondern um notwendige Kontrolle sowie in vernünftigem Ton gegebenenfalls vorgetragene erforderliche Kritik, etwa am Zustand von Kleidung oder Waffen. Natürlich gab es auch hier Strafen, und gegebenenfalls drakonische Strafen, und "Entfernung von der Truppe" wurde bei jeder Truppe der Welt als mehr oder weniger todeswürdiges Verbrechen damals betrachtet. Auch bei meinen Dienstfahrten in jener Region lernte ich das amerikanische militärische System sowie den Umgangston genauer kennen. Freilich merkte ich dabei auch, daß die in der amerikanischen Army herrschende Bürokratie kein bißchen geringer sich darstellte als die bei uns übliche, obwohl sonst, etwa im Einwohnererfassungswesen in den USA eine für uns nicht vorstellbare Großzügigkeit herrscht. Die von uns abgelieferten Listen wurden von mehreren amerikanischen Dienststellen penibel überprüft ("gecheckt"), mit anderen Listen verglichen und wir wurden gründlichst bei jedem noch so kleinen Widerspruch und Unklarheiten befragt. So mußten von den Amerikanern aufgedeckte Differenzen umständlich begründet und erläutert werden. Allmählich waren wir jedoch gewitzt genug, unvermeidliche Abweichungen selbst auszubügeln und die Lücken mit etwas zu füllen, etwa die Zahl der Verstorbenen höher anzugeben, als sie in Wirklichkeit war. Es galt zu verheimlichen, daß die meisten unerklärlichen Abgänge durch heimliches Entweichen von Genesenen verursacht worden waren.

Institut für Kriegsfolgenforschung Archiv

M 2136 - 71

Es war leicht verständlich, daß jeder sich möglichst vor Gefangenschaft retten wollte. Verschärft wurde dies in jenen zahlreichen Fällen von enger Parteizugehörigkeit dadurch, daß höhere NS-Funktionäre einer eventuellen Aufdeckung dieses höchst kriminellen Tatbestandes durch die Amerikaner entgehen wollten. So sah man denn an vielen Orten einzelne Wanderer sich gelassen über die Wiesen oder Wege des Gebirges bewegen, was auf Dauer auch den Amerikanern nicht verborgen blieb. Energische Kontrollen – insbesondere an Brücken und Straßenkreuzungen – wurden viele solcher Ausreißer erwischt. Auch Verkleidungen halfen nicht immer: Vor meinen Augen wurde einmal ein als Mann und Frau verkleidetes in Tiroler Tracht gehülltes Pärchen, wahrscheinlich zwei SS-Angehörige, in das Hauptquartier der 36. amerikanischen Division eingeliefert.

Hier im Grand Hotel saßen damals immer noch einige Berühmtheiten aus Film, Funk und Fernsehen, wie man heute sagen würde, z.B. Maria Cebutari, damals eine bekannte Coloratursängerin der Dresdener Staatsoper, mit ihrem Mann dazu manche politischen Größen vom Balkan von Hitlers Gnaden und andere, die auf günstigere Tage und auf ein Sprungbrett von hier aus hofften. Eines Tages wurde ich wieder dorthin gerufen, man sei dabei, den Seitentrakt zu räumen, also sämtliche dort untergebrachten Verwundeten auszulagern. Auf einer Mauer hockten auch schon eine Reihe von leichter Verwundeten. Als ich durch die Hotelhalle ging, teilte mir der Gatte der Sängerin mit einiger Erregung mit, ein prominenter Besucher befände sich im Haus, der ehemalige Reichsmarschall Göring. Tatsächlich war ihm nach seiner Befreiung aus der Haft von den Amerikanern ein Schloß in der Nähe von Kitzbühel als vorläufiger Internierungsort bestimmt worden. Hier im Hotel sollte nun offenbar eine erste Kontaktaufnahme zwischen ihm und den Amerikanern stattfinden. Ein schwere, gepanzerte und mit dicken Glasscheiben versehene Limousine stand auf dem Platz vor dem Hotel, daneben stand mein Chef, ein stets freundlicher, jovialer Militärarzt. Als sich die Haupttür des Hotels öffnete, erschien Göring mit weiteren Offizieren, Dolmetschern und zwei amerikanischen Generalen, Göring noch in Fliegeruniform mit Orden sowie Marschallsstab. Er wirkte nicht im geringsten bedrückt, war allerdings geschminkt, unterhielt sich lebhaft mit seiner Umgebung, hob grüßend seinen Marschallsstab, wenn er von Reportern oder Zaungästen fotografiert wurde. Der abschließende Händedruck war dem amerikanischen General keineswegs sympathisch: Solche Art von Verbrüderung (Fraternisierung) mit den Besiegten wurde in seiner Heimat und erst recht hier durchaus nicht gern gesehen. Nicht einen Blick verschwendete Göring, als er auf sein Auto zuschritt, auf die daneben sitzenden Verwundeten, die immerhin für ihn und seinesgleichen ihr Leben und ihre Gesundheit riskiert und weitgehend geopfert hatten. Eine Rot-Kreuz-Schwester, die neben mir stand, versuchte meine Aufwallung zu dämpfen, allerdings waren meine Möglichkeiten wie auch die der übrigen Zaungäste sehr beschränkt, unseren Unmut kundzutun.

Nachdem die Limousine davongerollt war, fragte mich einer der amerikanischen Offiziere, was ich von meinem Generalfeldmarschall halte. Ich beschränkte mich auf die Anmerkung, ich wollte meine Gefühle lieber für mich behalten, es wurde ihm allerdings aus meinen Gebärden und dem Ton deutlich, welche Gefühle mich bewegten. Er verstand sie richtig zu deuten. Für mich war dieses Erlebnis einer der großen Augenblicke nach dem Zusammenbruch, ein Erlebnis voller Genugtuung darüber, daß endlich das sogenannte 3. Reich, das Tausendjährige Reich, sich in seiner ganzen Pose und Fadenscheinigkeit enthüllt und gezeigt hatte, und auch im Zusammenbruch noch auf Theatralik nicht verzichtete. Die verbrecherischen Seiten des Regimes gehören natürlich eng zusammen mit dieser nach außen gewendeten Fassade. Nun konnte also Neues beginnen, auch wenn der Anfang schwer und die Zukunft ungewiß sein würde. Wir konnten damals nicht das lesen, was heutzutage bekannt ist, wie ungeheure Aufschwungs- und Neubeginnsliteratur in Rundfunk, Zeitschriften und Monats-

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

M 2136 - 72

heften, die Hoffnung mit der Stunde 0 neu beginnen und ein neues Deutschland aus dem Nichts erschaffen. Inzwischen ist hinlänglich bekannt, wie wenig sich von ihren Blütenträumen realisieren ließen.

Was uns bevorstand, war ganz individuell nur sehr dunkel zu ahnen; mangels Zeitungen gab es auch hinsichtlich der politischen Großwetterlage kaum Informationen und auch der Rundfunk war keineswegs technisch so überall erreichbar, daß wir hätten informiert mitreden können. Nach wie vor bildete die Gerüchteküche den Hauptbestandteil unserer Informationen. Einerseits waren da die Abmachungen bei dem Gipfeltreffen von Jalta, von denen ich durch einen Kameraden erfahren hatte, die ich jedoch in ihrer ganzen Konsequenz nicht erfassen konnte. Schließlich würden die Alliierten ihre Verbündeten, die Polen, derentwegen der Krieg ja begonnen worden war, doch nicht den Russen überantworten! Außerdem hatte die Kriegslage, die Amerikaner damals nach Sachsen und Thüringen geführt; so konnte man hoffen, daß sie bleiben würden, wo sie einmal waren. In diese, meine etwas naiven Vorstellungen hinein platzte wie ein Bombe die Nachricht, die wir über unseren Volksempfänger hörten, daß Thüringen und Sachsen von den Amerikanern geräumt und den Russen übergeben würde.

Präsident Eisenhower, der Berlin lediglich als einen geographischen Begriff behandelte, hatte noch weniger als der englische Premierminister Churchill sich für eine staatsmännische Lösung eingesetzt oder gar sie zu erzwingen versucht bei den Verhandlungen mit den Russen. Churchill, den ich immer sehr hoch geschätzt habe, hatte wohl das Schlimmste abwenden wollen, aber seine langatmigen Erklärungsversuche für sein damaliges Handeln in seinen Memoiren klingen auch bei jetzigen Lesen wenig überzeugend. Daraus ergab sich für uns eine ganz andere Situation, der ich als "kleiner Mann" gerecht zu werden versuchen mußte. Allerdings überschätzte ich wie viele meiner Kameraden das geschichtliche Tempo, wie manchmal früher und auch später zuweilen. Vor allem glaubte ich, der "Eiserne Vorhang" werde sich sofort senken und ich müßte eilends nach Sachsen gelangen, also zu meinen Eltern, vor allem aber zu Ulli, meinem Sohn, ehe es zu spät war, also ehe die Russen sich dort breitgemacht hätten.

Es existierten nunmehr Entlassungslager für Wehrmachtsangehörige; davon hatten wir zwar keine genaueren Vorstellungen, es sollte sich jedoch offenbar um Institutionen handeln, die in verhältnismäßig zügigen Verfahren die Kriegsgefangenen nach kurzer Untersuchung mit amtlichen Entlassungsscheinen in ihre Heimatbezirke zu transportieren helfen sollten. Auch unsere "Sanitätsverbindungsstelle" interessierte sich naturgemäß für ein solches Verfahren; jeder stellte für sich Überlegungen an, wie er davon profitieren könne. Mein Kamerad, der unseren Dienstwagen fuhr, beschloß z.B. in Kitzbühel zu bleiben, wo er auf eine Arbeitsmöglichkeit als Kraftfahrzeugmechaniker hoffte, sei es bei den Amerikanern oder in seiner Eigenschaft als entlassener Gefangener. Er ahnte nicht, daß Tirol sehr bald den Franzosen übergeben werden würde, die ihn als Kriegsgefangenen übernahmen, so daß er, wie ich später von seinen Angehörigen erfuhr, noch in Gefangenschaft war, als ich bereits wieder an meiner Übersiedlung ins westliche Deutschland basteln konnte.

An das Nächstliegende, nämlich ein einfaches Auskneifen mit Hilfe unseres Autos und Passes, der damals uns Beweglichkeit zwischen Kitzbühel und Frankfurt am Main ermöglichte, dachten wir beiden Naivlinge kaum; auch war nicht abzusehen, inwiefern uns in diesem geographischen Raum Arbeitsmöglichkeiten beschert werden könnten. Immerhin machten wir einmal eine Spritztour nach Salzburg, nahmen sogar einen Zahlmeister mit, weil Essensausweise hilfreich erschienen, uns in Salzburg freizügiger bewegen zu können. Allerdings bedurften solche Touren und ihr Gelingen der ganzen Sorglosigkeit, die im und um das Salzburger Hotel herumsaßen, uns nicht zu überprüfen. Wir konnten also eine Bekannte des Zahlmei-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Ms 2136-73

sters im Hotel begrüßen, mußten jedoch wegen der abendlichen Stunde bald wieder zurück. Erheiternd wirkten Reste des früheren Regimes, etwa war Plakaten zu entnehmen, daß das Mozarteum und seine kulturellen Leistungen ebenfalls der Truppenbetreuung gedient hätte. Immerhin hatten wir uns stundenweise in Salzburg recht ungehindert bewegen können. Der Chef unserer amerikanischen Truppe wurde bereits am nächsten Tage, seine Truppe mußte weiterziehen in Richtung Norden. Ein Oberleutnant trat an seine Stelle. Wegen der strikt vorgeschriebenen Nichtverbrüderung mußten wir uns beim Abschied vomvorigen Chef auf Salutieren beschränken und auf einen Händedruck verzichten. Auch für das Militärärztliche fand sich eine neuer Chef, mit dem ich nun über die Dörfer fuhr. In der Beurteilung der Russen war er leider der einzige der Besatzer, mit dem ich übereinstimmte. Ich fragte damals viele Amerikaner wegen ihre größeren Überblicks über die politische Situation, ob ich es wagen solle, nach Dresden zurückzukehren. Alle antworteten: "You better wait and see!".

In der Beurteilung der Russen herrschten bei vielen der Amerikaner, mit denen ich zu tun hatte, abenteuerliche Vorstellungen. Wenn ich Befürchtungen äußerte, mit den Russen nicht auskommen zu können, wurde ich nicht selten beschimpft, ich sei wohl auch der Goebbelschen antirussischen Propaganda erlegen. Die Russen müsse ich mir genau solche Demokraten wie die Amerikaner vorstellen. Auch sonst fehlte es nicht an Belehrungen, obwohl die Engländer im Umerziehen der Deutschen noch eifriger waren. Damals bewegte u.a. der Morgenthau-Plan die Gemüter, denen zufolge die Deutschen unter Verzicht auf jegliche Industrialisierung in Volk von Landarbeitern verwandelt werden sollten. Kurzfristig hatte dies auch Auswirkungen auf meine Existenz; vier Wochen lang wurde ich nebst meinen Kameraden unbeschadet irgendwelcher sonstigen Qualifikationen als Arbeiter zum Abstechen und Weiterverarbeiten von Torf (Braunkohle) im Tagebau eingesetzt. Drängend blieb bei allem, wie am schnellsten nach Hause, also nach Sachsen, zu gelangen sei. Mangels postalischer Verbindungen wußten meine Eltern vielleicht noch nicht einmal, ob und daß ich den Krieg überlebt hatte. Da ein regulärer Postdienst nicht existierte, gab möglichst jedem, der auch nur einigermaßen die Richtung Sachsen anstrebte, Schriftliches mit. In der Realität gelangten aus allen möglichen Gründen solche Schreiben nicht zum Empfänger, weniger wegen Unzuverlässigkeit der Boten, als viel mehr wegen Unauffindbarkeit der Empfänger. Immerhin hatte ein Offizier, dem ich eine Mitteilung mitgegeben hatte, meinen Brief bei Freunden in Meißen abgeben können, die wiederum meinen Eltern eine schriftliche Nachricht nach Leipzig hatten zukommen lassen können. So wußten sie immerhin schon im Sommer 1945 darüber Bescheid, daß ich überlebt hatte und irgendwo in Süddeutschland bei Amerikanern festgehalten wurde.

Recht unvermittelt wurden wir zu einem Ausflug nach München eingeladen, wo ich unterwegs per Zufall jemanden traf, dem ich wieder einmal eine Notiz nach Leipzig für meine Eltern mitgeben konnte. Der Ausflug erstreckte sich über mehrere Tage, wir kamen u.a. nach Tutzingen in großes Lazarett, das heute als Krankenhaus dient, herrlich gelegen am See. Die Ausweitung dieses Ausfluges verdankten wir übrigens unserem Stabsarzt, der hier in Tutzing seine Freundin, eine Französin, besuchen wollte. So wurde nicht selten Dienstliches mit Privatem vermischt. In München durfte ich meinen amerikanischen Chefs als halbwegs ortskundiger Führer dienen; zwar wußte ich nicht sämtliche Gebäude korrekt zu benennen, doch hinsichtlich Architektur und Baugeschichte und dergleichen sowie allgemeinem Historischen konnte ich ihnen offenbar zu ihrer Zufriedenheit dienen. Es war für mich ein bedrückendes Erlebnis, die "Hauptstadt der Bewegung", von der das ganze Unglück ausgegangen war (bereits 1922 hatte Hitler hier mit einem Dutzend Getreuer seine NSDAP gegründet). Es war für mich recht bedrückend, diese Stadt jetzt zu erleben und den Besatzern zeigen zu können. Andererseits empfand ich es als erhebend, die von den NS-Führern bevorzugten Gebäude, etwa den Bürgerbräukeller, jetzt schwer beschädigt zu sehen. Natürlich wollten meine amerikani-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

schen Chefs alles sehen, das sogenannte Braune Haus, wo die Parteiführung residiert hatte, den "Königlichen Platz", die "Wache" (für die Gefallenen des 9. November 1923, als etliche Anhänger der noch jungen NSDAP wegen Aufstandes erschossen worden waren), die Feldherrenhalle, das Hofbräuhaus, in dem allerdings schon wieder Bier ausgeschenkt wurde und wo gegenüber einige Salzbrezeln in einer Bäckerei neben den Trümmern zahlloser Häuser zu ergattern waren. Zwar hätte ich mich angesichts der Freizügigkeit, mit der wir uns in München bewegen konnten, aus dem Staube machen können, doch die Idee kam mir nicht; auch waren Verkehrsmittel zu unsicher und die Entfernung nach Leipzig zu weit, ganz zu schweigen von der Unsicherheit der Verhältnisse in den zwischen München und Leipzig liegenden Gefilden.

Meine amerikanischen Chefs wurden erneut nach einigen Wochen ausgewechselt, was für uns eine bedeutende Veränderung brachte. Wir wurden plötzlich in ein sogenanntes Entlassungslager verbracht-begleitet von guten Wünschen der bisherigen amerikanischen Lazarettaufseherin. Wir ahnten nicht, was uns blühte, eher hätten uns schon die amerikanischen Vorgesetzten mitteilen können, worum es dort ging. Nachdem ich bisher auf Entweichen verzichtet hatte, war nun erst recht keine realistische Chance mehr zu eigener Initiative zumal angesichts meines niedrigen Dienstgrades (Unteroffizier): Je niedriger die Charge, desto geringer die Handlungsmöglichkeiten – wie eine alte Militärregel es ausdrückt. Als ein russischer Verwundeter von meinen amerikanischen Chefs an die Russen ausgeliefert wurde, gelang es mir nicht, den Amerikanern klarzumachen, was dessen Auslieferung im ungünstigsten Falle bedeuten könne und wie wenig dieser in der Sowjetunion willkommen sein würde. Es herrschte ein grenzenloser Optimismus bei fast allen Amerikanern, die ich traf, hinsichtlich der demokratischen Gesinnung der Russen. Es bedrückte sehr, daß ich dem russischen Verwundeten nicht hatte helfen können, also seine Auslieferung an die Sowjetunion nicht hatte verhindern können. Erfolgreich dagegen war ein Oberstabsarzt, der mir erzählte, er habe einen Lazarettzug mit Verwundeten entgegen den Abmachungen zwischen Russen und Amerikanern noch über eine Brücke holen können, auf diese Weise Rettungsmöglichkeiten für Verwundete erreichend, die bei den Russen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit umgekommen wären, etwa wegen des Mangels an Penicillin im russischen Sektor. So mußte auch ich Penicillin und andere medizinische Vokabeln sehr schnell lernen. Allerdings war meine medizinische Hilfstätigkeit leider zeitlich beschränkt worden, der Bedarf an medizinischen Hilfskräften wie mir sank offenbar sprunghaft mit der Genesung etlicher Verwundeter. So wurde ich aus der Luxussphäre des Grand Hotel in die triste Realität des Entlassungslagers versetzt: Statt Hotel Zelte, statt marmornen sanitären Anlagen "Donnerbalken" und dergleichen. Am Nachmittag hatten wir anzutreten, erhielten sämtlichst Fragebogen von der Art, die Salomon zu einem Buch ausgeweitet hat. Nach wie vor beherrschte die Gerüchteküche die Unterhaltungen, so hörte ich etwa, zweifelhafte Fälle würden von den Amerikanern nach Fürstenfeldbruck im Bayerischen zur Überprüfung gebracht, seien aber nach einigen Tagen auch entlassen worden.

Wenn ich meinen, sozusagen individuellen Fragebogen, ansah, bestand glücklicherweise nicht allzuviel Anlaß zu Befürchtungen: Immerhin würde meine Tätigkeit bei Entzifferung, also neben den Dolmetscherdienstleistungen, bei den Amerikanern höchstes Mißtrauen hervorrufen, immerhin war ich wie das Gros aller Deutschen damals, gewitzt genug, solche "diskriminierenden" Tätigkeiten durch entsprechende Umschreibung zu verharmlosen und in solchen Spalten lediglich Unerhebliches einzutragen. Erst später erfuhr ich, wie viele "Häuptlinge" bzw. sonstige höhere Chargen des Regimes durch geschickte Eintragen im Fragebogen ihren Kopf hatten retten können, aber auch oft genug verdienter Strafe hatten entgehen können, etwa durch Fälschen von Ausweisen und Pässen, die z.B. ihre Mitwirkung bei Erschießungskommandos dokumentierten.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-75

Nach dem Ausfüllen des Fragebogens ging es zurück in die Zeltstadt; wir waren zur Untätigkeit verurteilt, nachdem meine medizinischen Hilfstätigkeiten so abrupt beendet worden waren. Es war eine Zeit, wo jeder sich auf seine Talente besann und oft genug, andere damit zu erfreuen versuchte. Z.B. überraschte uns ein veritabler Opernsänger eines Abends mit Darbietungen, natürlich auswendig. Am nächsten Morgen ging es zum Schulhaus des Dörfchens, das Gepäck blieb im Zelt. Ich fand mich nach kurzer Zeit vor einem Vernehmungsoffizier in einem größeren Raum, in dem noch viele Amerikaner herumsaßen. Als ich wahrheitsgemäß bekundet hatte, nicht in der NSDAP gewesen zu sein, aber höherer Beamter (Studienrat) gewesen zu sein, wurde ich mit einigen anderen in einen anderen Raum gebracht, in dem ich durch kurze Gespräche feststellte, daß hier lediglich eine bestimmte Kategorie von Menschen eingesammelt wurden, nämlich Angehörige des Höheren Dienstes, etwa ein Sanitätsrat, ein höherer Beamter in der Berg-Verwaltung, weitere Studienräte, SS-Leute, ein Ministerialrat. Nachmittags wurden wir in LKW verfrachtet, das Gepäck aus den Zelten wurde uns hinterhergebracht. Wir sahen erstmals etwas von der Freiheit: Badeanstalten, u. s. , eine uns freundlich zuwinkende Bevölkerung.

Für einen Außenstehenden war tatsächlich nicht zu erkennen, daß hier eine besondere Sorte von "Schwerverbrechern" zu einem Lager transportiert wurde, die sog. Höheren Beamten. So glaubten tatsächlich viele, es handele sich um einen der damals üblichen Transporte zur Entlassung Gefangener nach Verbüßung ihrer Gefangenschaftsstrafe, sozusagen. Wir wurden also in Richtung Freising durch ein Tor im Stacheldraht eines betagten Gefangenenlagers auf ein großes flaches viereckiges Gelände getrieben, an anderen ähnlichen Geländestücken vorbei, wobei ich hinter dem Stacheldraht einen alten Bekannten aus der Dolmetscherzeit wiedererkannte. Wegen einer Entzündung mußte ich ohnehin hinterherhinken, vom Schlußmann unserer Wachmannschaft vorangetrieben, allerdings zwar schimpfend, aber eher gutmütig als unwillig schimpfend. In dem sog. Vorlager angelangt, blieben wir zunächst uns selbst überlassen, da mein Gepäck erst, wie das der meisten, hinterhergebracht wurde, hatte ich noch nichts und blieb mir selbst überlassen. Also legte ich ~~mich auf die erfreulicherweise warme Erde und döste vor mich~~ hin. So lagerten wir bei erfreulicherweise erträglicher Witterung auf dem Rasen und dösten vor uns hin. Von den nicht wenigen Personen, die in meiner Nähe lagen und zum großen Teil mit mir auf dem selben LKW angekommen waren, kannte ich keinen Menschen. Bei einer Zwangsveranstaltung wie Militär stets ein wenig ermutigender Zustand. Besteht doch die erste Pflicht bei den zahlreichen Verlegungen darin, Bekannte zu suchen, die einem und denen man ein wenig weiterhelfen kann. Schließlich hieß es, es gäbe etwas Eßbares, wir sollten unser Kochgeschirr mitbringen, was neben mir viele überhaupt nicht besaßen. Man blickte sich also suchend um und erblickte den kleinen SS-Mann, der mit mir wenigstens mal in einem Kassenraum gehockt und in meiner Nähe auf dem LKW vorn in der Ecke gestanden hatte. Ich fragte ihn, ob er mir wenigstens den Deckel seines Geschirrs leihen könne, was er nach einigem Zögern – eine gründlichere Überprüfung meiner Person war aus Zeitgründen ihm nicht möglich – ~~was er~~ nach kurzer Zeit auch tat. Ich trollte mich in Richtung der Essensausgabestelle.

Dort waren mehrere SS-Leute unter Führung eines Hauptscharführers, also etwa so viel wie ein Hauptwachtmeister unter Aufsicht dabei, eine warme Mahlzeit, die nun freilich beinahe dem Ende zugegangen war, mit Löffeln auf die hingereichten Kochgeschirre zu verteilen. Während die zuerst gekommenen gewaltige Portionen empfangen hatten, blieb für uns Nachrückende nur noch sehr wenig übrig, was mich in diesem Augenblick nicht besonders traf, da wir Angehörigen der "Sanitätsverbindungsstelle" recht gut verpflegt worden waren.

Diese bisher günstige Ernährungssituation änderte sich sofort und gründlich unter den hier herrschenden Verhältnissen, erst am nächsten Abend gab es wieder etwas Eßbares, diesmal

Institut für Zeitgeschichte, München

Ms 2136 - 76

Sauerkraut. Am dritten Tag wurden wir aus dem sog. Vorlager in das eigentliche Camp überführt, welches bei Moosburg im Bayrischen gelegen war. Inzwischen war meine Bekanntschaft mit dem Eigentümer des Kochgeschirrs und freundlichen Verleiher des Kochgeschirrdeckels ein wenig vorangeschritten, es stellte sich heraus, daß er im übrigen promovierter Rechtsanwalt und Syndicus bei Daimer Benz in Stuttgart war und ebenfalls wie ich sich nicht so recht erklären konnte, warum diese Strafexpedition in dieses Lager auch ihn getroffen hatte. Wir blieben die Monate der Internierung erfreulicherweise zusammen.

Wir wurden also durchgeschleust, wie man das nannte, zu dem endgültigen Lager, also gründlich gefilzt. Diese Durchsuchung konnte sich bei mir mangels Gepäck nur auf den Inhalt einer Handtasche und dessen, was ich am Leibe trug, beziehen. Das restliche Gepäck sollte irgendwann hinterhergebracht werden. Vor mir ging ein hochgewachsener Mensch, er trug einen Maria-Theresien-Taler an einer langen Schnur auf der Brust. Er wandte sich hilfesuchend um und fragte, ob jemand Englisch könne, er wolle den uns durchsuchenden Amerikanern klarmachen, daß er dieses Schmuckstück den ganzen Krieg hindurch als eine Art Amulett getragen habe und behalten wolle. Es gelang mir tatsächlich, einen ansprechbar aussehenden Sergeant dazu zu bewegen, dieser Bitte nachzukommen. Bei meiner Untersuchung wurden mir natürlich Soldbuch und Wehrpaß abgenommen, auch etliche von den Photos, die ich bei mir trug, allerdings nur jene, auf denen uniformierte, also Militärpersonen zu sehen waren. Er bemerkte zwar meine Armbanduhr, die Elisabeth mir anläßlich der bestandenen Doktorprüfung geschenkt hatte, übersah sie erfreulicherweise jedoch. Die übrigen Photos (vorwiegend Elisabeth und Ulli zeigend) wollte er immerhin erläutert haben; es war durchaus ungewöhnlich, daß solche menschlichen Worte bei solcher Gelegenheit ausgetauscht wurden.

Die Unterbringung fand in einer löcherigen, kahlen Baracke statt. Ich fand einen Liegeplatz in der Nähe des Daimler-Benz-Syndicus auf dem blanken Zementfußboden. Es gelang uns, eine Wolldecke aufzutreiben, um Schlimmeres an drohender Erkältung zu vermeiden. Hier galt es, sich einzurichten, offenbar für längere Zeit. Als ich, wie bei heutigen Wehrpflichtigen, üblich, 100 Kreidestriche auf der Wand anbrachte, löste dies ein gewaltiges Protestgeschrei allerseits aus. Diese Zahl sei bei weitem zu hoch gegriffen; nach wenigen Tagen würden wir wieder frei sein, was solle dieser Unsinn, so tönte es mir entgegen. In dieser falschen Beurteilung der Lage war sich die Belegschaft im wesentlichen einig.

Es handelte sich um einen bunt gemischten Verein. Etwa gehörte ein Träger des "Blutordens" vom 9. November 1923 dazu. Wie ich erfuhr, war er als Schüler damals ganz hinten im Demonstrationszuge der Nationalsozialisten mitmarschiert, hatte die Schießerei an der Feldherrenhalle nur ganz leise von ferne gehört, danach hatte sich die Menge, wie er auch, verkrümelt. Lediglich den "Blutorden" hatte er sich natürlich, wie alle damals, geholt und war auch sehr lange schon bei der Partei als Parteigenosse dabei. Daneben der Daimler-Benz-Syndicus und ich, umgeben von SS-Leuten. Eine regelrechte SS-Baracke, mit höheren Beamten durchsetzt, etwa ein katholischer Studienrat aus Baknang und ein Lehrer aus einem bayrischen Dorf wegen seiner Funktion als dortiger Ortsgruppenleiter. Er war keineswegs freiwillig zu dieser nunmehr kriminell gewordenen Funktion gelangt; der Probst (katholischer Ortspfarrer) war 1933 zu ihm gekommen und hatte ihn gefragt, ob er bereit sei, den Ortsgruppenleiter zu spielen, denn es war unvermeidlich, daß jemand diese von der NSDAP geforderte Funktion übernahm. So hatte sich der Pädagoge schweren Herzens gefügt, insbesondere, als noch das Argument hinzugefügt wurde, Sie müssen es tun, ehe es irgend ein Schweinehund tut. Im Krieg war er allerdings als Hauptmann bei der Wehrmacht abwesend, konnte aber für einen vernünftigen Nachfolger als Ortsgruppenleiter sorgen. Unsere SS-Leute in der Baracke waren jedoch vermutlich richtige Galgenvögel, die offenbar Schlimmstes und Schlimmeres auf dem Kerbholz hatten, das ihnen nun Schlimmstes eingebracht hätte, wenn ..... Aber davon später.

Institut für Zeitgeschichte Archiv

MS 2136-77

Diese SS-Leute gehörten zu der Mehrzahl unserer Gruppe von etwa zehn Leuten, die nun gebildet wurde und zu deren Gruppenführer der Daimler-Benz-Syndicus gewählt wurde, dessen Autorität und sachliche Art der Verhandlungsführung jedermann sich gerne fügte. Seine Aufgabe hier bestand allerdings in schlichten Tätigkeiten, etwa der Brotverteilung, die in den ersten Wochen viel Ärger verursacht hatte. Bei dem allgemein angewachsenen Hunger hatte sich jeder zunächst gierig auf Vorhandenes gestürzt, dann wurde auf möglichst gleiche Verteilung des wenigen Verfügbaren geachtet, selbst die Krümel und dergleichen Reste wurden bei der Verteilung mit in die Überlegungen einbezogen, indem jeder reihum mit dem Zusammenfegen und Verzehren drankam. Beim Tee am Morgen war nicht viel zu bemängeln und auch nicht viel zu verteilen, er konnte mit Wasser gestreckt werden, so daß für alle etwas vorhanden war. Dennoch galt es, beim Verteilen und Eingießen ja keinen Fehltritt zu tun und nichts von dem begehrten Getränk zu verschütten. Die Empörung der hungernden und durstigen Leidensgefährten war in aller Regel fürchterlich, sobald man eine Winzigkeit von der "gerechten Verteilung" abwich. So stand also der jeweils als Verteiler Tätige wartend in der Küchenbaracke herum, an öden Gesprächen beteiligt, etwa über Entlassung, Verlegung und Auslieferung, Aufbesserung der Verpflegung und ähnlichen Spekulationen. Dann öffneten sich irgendwann die geschlossenen Fenster der Ausgabestelle, bis die allmächtigen Chefs des Küchenwesens sich endlich herabließen, mit der Verteilung zu beginnen. Dann hieß es, mit einem dicken Handschuh bewaffnet, fest zupacken und den Kübel mit der Nahrung für die gesamte Baracke gemeinsam mit einem anderen möglichst kräftig gebauten Leidensgefährten heil zurückzubefördern, und die Ausgabe erfolgte dann vor der eigentlichen Wohnbaracke, später drinnen, witterungsbedingt, wobei der Gruppenführer für die Brotverteilung zuständig blieb.

Allmählich verfeinerte sich zwar ein wenig unser Leben, so kam es, daß für die Verteilung des Brotes eine Waage irgendwann zur Verfügung stand. Bis dahin waren jedoch Wochen vergangen, das Leben hatte bestimmte Formen angenommen, wie sie allerdings nur Kriegsgefangene kennen.

Als ich bei der Einweisung in unsere behelfsmäßige Baracke die erwähnten 100 Kreidestriche an der Wand anbrachte, um eine Art behelfsmäßigen Kalender auf diese Weise zu führen, wollte der grimmige Spott der Mitbewohner über diesen meinen Pessimismus nicht enden. Allerdings wich sehr allmählich die frohgemute Erwartung auf baldige Entlassung der bitteren Einsicht, nicht ein kurzfristiges Provisorium zu ertragen, sondern sich auf einen längeren Aufenthalt in diesem unfreiwilligen Milieu ertragen zu müssen. Das war nicht möglich ohne gewisse Unterstützung von oben, also von der Lagerverwaltung.

Zunächst lagen wir tatsächlich zwei bis drei Monate lang auf dem Fußboden. Für mich war dieses besonders mißlich, weil mein mir nachzuschickendes Gepäck aus dem vorigen Quartier nie eintraf, so daß ich im Gegensatz zu allen anderen dauernd betteln oder leihen mußte, zunächst z.B. eine Unterlage auf dem Zementfußboden, um überhaupt eine Nachtruhe finden zu können. So fand sich eine Tarnplane der SS und die Hälfte der Zudecke des Nachbarn, die zum Glück groß ausgefallen war, und als Kopfkissen diente meine Uniformjacke.

Die Misere mit dem Essen hingegen traf alle in gleicher Weise, wenn auch ich wegen der Eßgefäße (leere Konservendose, Deckel eines Kochgeschirrs und dergl.) meine Mitbewohner anbetteln mußte. So wurde die Konservendose dank Hinzufügung eines Henkels aus Draht zur Tasse/Becher umfunktioniert, konnte aber auch die Suppe aufnehmen, die mittags aus einem Kübel geschöpft und gleichmäßig an alle verteilt wurde. Als Schöpfkelle diente ebenfalls eine Konservendose, die jemand kunstvoll an einem hölzernen Stiel befestigt hatte. Während die anderen in der Regel einen Löffel hatten, mein Nachbar Rolf Reuter allerdings nur einen ab-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Ms 2136 - 78

gebrochenen, fehlte mir ein solcher, so daß ich mir mit Rolf seinen abgebrochen teilte in der Weise, daß immer der eine, dann der andere ihn benutzte. Ein Glücksumstand besonderer Art waren Magenbeschwerden, derentwegen ich zeitweilig gar nichts außer Getränken zu mir nehmen konnte. Während dieser Zeit liefen jedoch drei Brotportionen auf, die ich von einem kroatischen Ex-KZ-Bewacher (KZ Mauthausen) gegen einen Löffel eintauschen konnte und nun nicht mehr auf die Mitbenutzung des halben meines Nachbarn angewiesen war.

Die rund zwei Dutzend Leute aus dem Konzentrationslager Mauthausen waren so früh in diesem Lager Moosburg eingeliefert worden, daß sie offenbar noch Bestände von der Ausstattung des vorigen Kriegsgefangenenlagers vorgefunden hatten, also z.B. Löffel in größerer Zahl, die sie nun im Tauschhandel gewinnbringend einsetzen konnten. Mangels Kaufmöglichkeiten aller Art war der Tauschhandel das wichtigste Instrument, um an eine begehrte bzw. fehlende "Ware" heranzukommen. Der Stiel des von mir per Tausch erworbenen Löffels trug eingekratzt den Namen seines früheren Besitzers (John – ein Name, der zu meinem, Johannes) in gewissem Sinne paßte und von mehreren meiner Gefährten künftig auch für mich verwendet wurde. Daneben betraf das Nie-Eintreffen meines Gepäcks auch Wäsche und Unterwäsche, so daß ich der Kälte stärker ausgesetzt war als jene vergleichsweise vielen Kameraden, die wenigstens eine volle Ausstattung hatten in dieses Lager hinüberretten können. Insgesamt gab es trotz Erkältungen bei mir während dieser insgesamt zehn Monate hinter Stacheldraht keine nennenswerten gesundheitlichen Beschwerden – nicht einmal die Migräne, die mich sonst häufiger gepackt hatte, war hier überdurchschnittlich häufig zu spüren. Leichtere Psychosen und Depressionen wurden dadurch gemildert, daß ich in der Christlichen Lagergemeinde mitwirken konnte. Der dauernde Hunger bedrückte uns zwar, rief auch weiße Flecken in der Haut hervor, die sich über Jahrzehnte erhalten haben, belastete uns "junge" Leute jedoch nicht mit schwereren bzw. langfristigeren Schäden. Wie gesagt, wir jungen Leute bis Mitte 40 steckten alle Beschwerden und Beeinträchtigungen einigermaßen weg, die älteren um die 60 Jahre herum hingegen nicht. Wie uns der Pastor Rott mitteilte, starben während der zehn Monate etwa 70 von den etwa 800 Lagerinsassen, und weitere wären sicher in größerer Zahl gefolgt, wenn nicht die deutschen Lagerärzte Alarmmeldungen an die Lagerleitung gegeben hätten: Der Hungertyphus, der die Lagerinsassen in nennenswerter Zahl dahinraffte, werde auch vor den Bewachern nicht Halt machen. Tatsächlich erfolgte daraufhin ein Besuch von General Patton, der eine gewisse Lockerung der Bestrafung in Hinsicht auf die Ernährung mit sich brachte. Diesem fast legendären Panzergeneral sah ich tatsächlich eines Tages aus einer der Baracken kommen mit energischen Schritten; daraufhin wurden tatsächlich Entlassungsberichte verfaßt, die sich freilich erst nach längerer Zeit als wahr erweisen sollten, aber unsere Ernährung wurde pro Mann um eine gewisse Ration, im allgemeinen um die Hälfte, aufgebessert. Dieser General hatte richtig erkannt, daß nicht unbedingt alle kleinen Nazis und Höheren Beamten auch schon begeisterte Anhänger Hitlers gewesen sein mußten, sondern aus allen möglichen Gründen durchaus anständige Menschen in diese Partei eingetreten waren, etwa, um Schlimmeres zu verhüten. Noch weniger waren sie alle sämtlich schuldig geworden oder hatten sich zu Übergriffen auf Wehrlose hergegeben.

Die Folge dieser seiner Einsicht war eine erste Entlassungsaktion, in der einige Dutzende uns verlassen durften, was mich in den Besitz eines Rasierapparats eines der jetzt Entlassenen brachte, so daß wieder einem empfindlichen Mangel damit abgeholfen war. Außerdem konnte ich den Fußboden verlassen und von ihm ein Bett beziehen, also die mittlere von drei Kojen, die sich bei dreistöckigem Aufbau ergaben. Es war uns nämlich erlaubt worden, aus Holzresten Betten zusammenzubauen, nachdem zunächst wochenlang der Fußboden uns für die Nacht zugewiesen worden. Allerdings lagen wir auf den blanken Brettern und mußten also wie auf dem Fußboden erst etwas finden, was eine gewisse Milderung der harten Unterlage bedeutete. Immerhin bedeutete dieses Lager, zumal für mich als "Besitzer" einer mittleren

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 79

Bettstatt, eine erhebliche Verbesserung des vorigen Zustandes, gegen Ende des zehnmonatigen Aufenthaltes gab es sogar Strohsäcke. Besonders glücklich waren wir darüber, daß wir von dem Ungeziefer verschont blieben, das sich in mehreren Lagern ausgebreitet hatte. Die Amerikaner hatten ein chemisches Mittel eingesetzt, welches sich wenigstens in unserer Baracke als höchst wirksam erwies; daß DDT giftig ist, spielte überhaupt keine Rolle angesichts der Gefahr von allenthalben sich ausbreitendem Ungeziefer. Auch Mäuse und Ratten gab es eigentlich nicht, vermutlich, weil sie, wie wir, zu wenig zu futtern vorfanden und auch keine Abfälle sich für sie ergaben. Ein Mäuschen war zwar vorhanden, aber es verschwand bald. Die Rationen der Bewacher enthielten delikate Sachen, Schokolade, Bonbons, Zigaretten. Wenn man in den Besitz solcher Luxusgüter gelangt war, konnte man Tauschgeschäfte betreiben. Trotzdem war es immer noch bitter wenig, was wir zu essen bekamen. Man sieht es daran, daß meines Freundes Rolf Geschenk zu meinem Geburtstag in einem Riegel Schokolade bestand, welches er sich vom Munde abgespart hatte.

Von solcher Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung, von Fasten ganz zu Schweigen, sah man recht wenig. Es ergaben sich die beim Zusammenleben verschiedenartiger Menschen üblichen Szenen, hier durch die Rollen festgelegt, Bewacher hier, Bewachte da. Die Amerikaner warfen achtlos oder gelegentlich auch absichtlich ihre kaum angerauchten Zigaretten auf die Wege; die Gefangenen – hohe Offiziere nicht anders als einfache Unteroffiziere – stürzten sich auf die Beute, ob Raucher oder Nichtraucher, denn in jedem Falle konnte man durch Sammeln solcher Tauschgüter an begehrte Objekte etwa für Rasur oder Kosmetik oder Ernährung herankommen.

Der Hunger war so groß, daß sich Gefangene sogar auf jene Rüben stürzten, die ein Bauer vom benachbarten Rübenfeld über den doppelten Stacheldrahtzaun geworfen hatte. Diese Wettläufe und Kämpfe um einen Platz an der Sonne in Form von Eßbarem waren nicht immer appetitlich anzuschauen. Mal ging es, wie gesagt, darum, der erste zu sein beim Einsammeln der Rüben, mal ging es um ein größeres Stück Fleisch als für die anderen bereit war, mal um einen Nachschlag bei der Mittagssuppe – unerfreuliche Szenen insgesamt, über die freilich die Nachgeborenen, stets satt gewordenen, nicht angemessen zu urteilen imstande sind, denn Hunger gehört nun mal zu den elementarsten Lebensbedürfnissen, und die Menschen schrekken in ihrer Not kaum vor etwas zurück, um ihn zu befriedigen, wenn er sie auf Dauer quält.

Immerhin regierte, anders als zuvor oft genug während meiner militärischen Erfahrungen, nicht das Recht des Stärkeren. Im Gegenteil. Es herrschte eine angestrengte Bemühung um Gerechtigkeit allenthalben, sei es, daß im Kübel ein gewaltiges Stück Fleisch sich plötzlich fand, das natürlich nicht dem zufällig da Wartenden übergeben wurde, sondern kleingeschnitten wieder in den Topf zurückwanderte, sei es, daß es um die Verteilung des sog. Nachschlags ging, jenen Restes also, der am Boden des Kübels zurückblieb und nach einem besonderen System reihum allen zugute kam. Aber auch das konnte nicht sämtliche Anfälle von Neid verhindern. Ein Kollege aus Bielefeld konnte z.B. sich nicht soweit beherrschen, mir nicht vorzuhalten, daß ich in einer Woche durch ein Zufallssystem mehrmals mit dem sog. Nachschlag bedacht worden sei.

Im Oktober hatten sich die Verhältnisse etwas konsolidiert, nicht nur in ernährungsmäßiger Hinsicht, was nicht heißt, daß nicht nach wie vor gehungert worden wäre, jedoch in gemilderter Form. Umstritten blieben nach wie vor die Anlässe für Ernährungsaufbesserungen für Einzelne, etwa Unterricht oder Vorträge oder der nach einiger Zeit eingeführte Nachschlag, wenn jemand Geburtstag hatte. Lediglich durch Häufung dieser Anlässe war ich eben zufällig in den Genuß mehrerer solcher Sonderzuwendungen in Sachen Ernährung gekommen. Erstaunlich war die Erlaubnis, Kurse einzurichten, die einzelnen speziellen Begabungen ermög-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

M = 2136 - 80

lichten, a) sich zu betätigen, b) andere zu erfreuen und ihr Wissen zu erweitern. Es wurden Vorträge aller Art gehalten; ich gab einen Russischkurs, andere berichteten aus ihrem Spezialgebiet, und das kirchliche Leben unserer Lagergemeinde blühte. Letzteres ist nachzulesen in einem sicher vergriffenen Büchlein (von Eickstädt: "Christus unter Internierten"). Ich traf den Verfasser nach langen Jahren zufällig. In dem Büchlein schildert er sehr anschaulich, wie aus der Menge der von 800 auf schließlich 10.000 Gefangene angewachsenen Schar Geistliche auftauchten, zuletzt der spätere Lagerpfarrer Wilhelm Rott. Ihn sahen wir erstmals an einem heißen Nachmittag in der völlig überfüllten Baracke in einer nicht eben günstigen Aufmachung, noch trug er Uniform und bei der Hitze völlig unangebrachte Filzstiefel. Das hinderte uns nicht, hingerissen seiner Predigt über Jesu Gespräch mit Nikodemus (Johannes III) zu lauschen. Auch was er über seine Begegnungen mit den Anführern im Kirchenkampf und den damaligen Gegnern sowie über die theologischen Gegensätze während des Zwölfjährigen Reiches berichtete sowie über seine geschickte Seelsorge, all dies bedeutete für uns viel Trost und Hilfe - wie die Menschen in Notsituationen nun einmal generell stärker dazu neigen, Hilfe "von oben" zu erbitten und intensiver über Gott nachzudenken als im Wohlstand. Bewundernswert auch des Pfarrers physische und psychische Leistungen unter den Bedingungen des Lagerlebens, also als ebenfalls Bewachter. Das alles erlebten wir ohnehin am Christentum Interessierten staunend und dankbar. Mein Bettnachbar Rolf hatte in seinem armseligen Rucksäckchen eine Bibel retten können, während die meinige mit dem bekanntlich abhanden gekommenen Gepäck verschwunden war.

Neben den persönlichen Entbehrungen bedrückte der generelle Zusammenbruch des Reiches und aller für tausendjährig erachteten Strukturen viele meiner Mitgefangenen. Da ich ja seit Beginn jenes Reiches, dessen Zusammenbruch erwartet hatte, freilich damals mit wenigen Gleichgesinnten, uns während zwar die Einzelheiten des Zusammenbruchs nicht vorhersehbar waren, zumal in den Zeiten des Aufschwungs (1939-1941), entsprach der 1945er Zusammenbruch doch im wesentlichen jenen Befürchtungen, die eigentlich jeder vernünftige Deutsche hätte von Anbeginn hegen müssen. Aber dies war offenbar eine Minderheit. Eine große Zahl der Gefangenen war außerordentlich tief bestürzt und in einer Ratlosigkeit und Sinnzweifel gestürzt, die weit über das persönliche Elend und die private Notlage hinausging. Auch hämische Stimmen gab es, etwa solche, die mich fragten, was es mir denn nun gebracht habe, nicht in der Partei gewesen zu sein, da ja vorerst während dieser zehn Monate über mich die gleiche Behandlung hereingebrochen war wie über Parteiangehörige und sogar über solche, die die Grenzen des Humanen während der letzten Jahre weit überschritten hatten. Auf solche Frage fiel mir nach einiger Zeit immerhin etwas ein. Die Nicht-Parteizugehörigkeit habe mir immerhin die Genugtuung gebracht, den zwölfjährigen Unsinn nicht auch noch mit meinem Namen gedeckt und unterstützt zu haben.

Sicher hatte auch ich trübe Momente, doch im Ganzen fühlte ich mich ein wenig gehoben, sozusagen vor einem Neuanfang. Auch der Pfarrer wurde nicht müde, sobald er Predigterlaubnis hatte, auf jene Verantwortung hinzuweisen, die jeder von uns habe, etwa in der Lagergemeinde mitzuarbeiten und nach einer späteren Entlassung uns bewußt in das öffentliche Leben einzuschalten, um für alle Zeiten eine Wiederholung von Diktatur und Terror in Deutschland zu verhindern. In meinem persönlichen Leben habe ich mich bemüht, dies umzusetzen, sowohl in Ostfriesland wie auch in Westfalen. In Dresden hingegen wäre es mir Sicherheit wenig sinnvoll und wirksam gewesen, sich für eine Demokratie bzw. Demokratisierung einzusetzen. In jener wirren Epoche (1947) gab es jedoch nur sehr wenige Menschen in herausgehobenen Stellungen (Journalismus, Rundfunk und dergl.), die bereits die Kraft zu demokratischem Erleben und demokratischer Erziehung hatten. Über den besonders von den Briten angestrebten neuen Deutschen nachzudenken war zunächst keine Gelegenheit vorhanden: Einerseits erforderte das bloße Durchhalten der Entbehrungen im Lager sowie später

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 81

während der wenigen Monate in Dresden so viel Kraft, daß die Gedanken kaum über die Bewältigung des Alltags und seiner Schwierigkeiten hinausreichten. Lediglich die letzten Wochen der zehn Monate meiner Internierung waren vergleichsweise idyllische Verhältnisse, wenn man an den Alltag von Trümmerfrauen z.B. denkt. Der Anfang der Umerziehung, die vielgenannte Stunde Null, war eben keineswegs heiter, sondern von elementaren Defiziten geprägt. Die wenigsten hatten eine echte Chance, unter vernünftigen Bedingungen über einen Neuanfang nachzudenken, jeder war sich selbst der nächste, und die Befriedigung elementarer Bedürfnisse füllte uns zunächst völlig aus. Auch gab es Schikanen und Schlimmeres, während der ersten Internierungswochen vor allem. Die Wachmannschaften ließen keine Gelegenheit aus, unsere Situation im konkreten Fall noch zu verschlechtern und sich als saturierte, gut versorgte Angehörige der Siegermacht darzustellen, ohne sich zu vergegenwärtigen, in welchem Maße der einzelne der Bewachten zum Aufstieg und zur Machterhaltung des Dritten Reiches beigetragen hatte und wie wenig freiwillig in vielen Fällen wir diesem Staat und seinem Militärwesen und seinen Expansionsbestrebungen gedient hatten. Zu den Schikanen gehörte z.B., daß wir in der Sommerhitze kraftlos darniederliegend uns schnellstens aufzurappeln und strammzustehen hatten, sobald jemand von uns einen Angehörigen der Siegermacht (unsere Bewacher) erblickte. Es fehlte nicht an Fußtritten, wenn jemand sich dem zu entziehen versuchte; im Zweifelsfalle war man trotz schönsten Sommerwetters dann in der Baracke doch besser sprich freier von Repressalien aufgehoben.

Bei Bestrafungen aller Art, die offenbar dem Selbstbewußtsein der Bewachenden guttaten, spielte insbesondere das Lagergefängnis, der sog. "Bunker", eine bedeutende Rolle. Im übrigen der Essensentzug sowie sogar körperliche Strafen: Bei Einlieferungen neuer "Feinde" wurde gelegentlich auch geprügelt bis hin zu Rippenbrüchen, wie der Pfarrer mir zu berichten wußte. Es gab auch seinen Worten zufolge "nicht fotografierbare Grausamkeiten". Er, der Pfarrer, wurde lediglich in Ausnahmefällen nachträglich hinzugezogen von den Betroffenen und eingeweiht, ohne daß er nachträglich etwas ändern konnte. Immerhin konnte er in grundsätzlichen Gesprächen mit der Lagerleitung auf Einzelfällen beruhende Feststellungen treffen und begründete Forderungen stellen, mit denen über Monate hin auch gewisse Besserungen erreicht werden konnten. Auch kam es vor, daß die Ehefrau eines im Sterben liegenden im Lazarett am Lagertor erschien und keinen Einlaß erhielt.

Als weiteren Bestrafungsort gab es die "Isolierbaracke". Dort saßen ausdrückliche "Kriegsverbrecher" sowie Leute, die an fremde Mächte ausgeliefert werden sollten, offenbar wegen besonders schlimmer Greueltaten, zuweilen aber auch durch Willkür der Sieger und seltsame Auslegung ihrer "Untaten" dorthin gelangt. Da saß etwa ein Polizeioffizier, der zum falschen Zeitpunkt an der Absturzstelle eines feindlichen Bombers eingetroffen war und nicht den Hauch einer Chance hatte, das Richtige zu tun, er wäre, nach Meinung des Pfarrers jedenfalls, nach jeder ordentlichen Gerichtsverhandlung freigesprochen worden. Nicht so in jenen ersten Nachkriegsmonaten, als die Wogen der Erregung bei den Siegermächten noch hoch gingen. Ob das Todesurteil an ihm vollstreckt wurde, weiß ich nicht, es ist jedenfalls haarsträubend, daß solche Personen mit echten vielfachen Mördern und wirklichen Kriegsverbrechern zusammen in einer Isolierbaracke saßen. Ebenfalls saßen dort mehrere Bewacher des ehemaligen Konzentrationslagers Mauthausen, von denen ich einen näher kennenlernte, weil er an dem von mir gehaltenen Russischkurs teilnahm. Er war Sudetendeutscher, als junger Mann zur SS gegangen und schließlich dienstlich zur Bewachungsmannschaft von Mauthausen versetzt worden. Über die haarsträubenden Vorgänge in diesem Lager wollte er mir nichts erzählen, er deutete nur an, daß es dort über alle Maßen scheußlich und grausam zugegangen sei, wobei jedoch nicht alle beteiligt waren. Er z.B. saß im Sekretariat und verwaltete die Kartei der Insassen, wie es auch andere gab, die keineswegs aktiv, sozusagen beruflich, an den Grausamkeiten gegenüber den Insassen dieses KZ beteiligt waren. Eben weil er nur

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms2136-82

"Schreiber" gewesen war und Sekretariatsangehöriger, fühlte er sich unschuldig und war eben deshalb beim Herannahen der Amerikaner nicht geflohen wie die Greueltäter, sondern hatte mit wenigen anderen abgewartet, um dieses nun ehemalige Konzentrationslager ordnungsgemäß zu übergeben. Auch sei diesen nicht bei den Greueltaten Beteiligten bei den ersten Kontakten von den Amerikanern zugesichert worden, sie würden nach der Haager Landkriegsordnung behandelt, also eine menschenwürdige und den Verhältnissen in demokratischen Staaten entsprechende Behandlung erfahren. Eines Tages war er zur offiziellen Vernehmung bestellt worden, übrigens bei eben jenem Vernehmungsoffizier, den auch ich bei einer solchen Gelegenheit kennengelernt hatten. Als ich den Ex-KZ-Sekretär genauer befragte, meinte er resigniert: "Wenn der Vernehmungsoffizier etwas, also die Wahrheit, von mir erfahren wollte, hätte er es anders anstellen müssen! Er sagte gleich bei meinem Eintreten: Sie können erzählen, was Sie wollen, Sie werden sowieso gehängt!". Leider habe ich nicht Gegenteiliges erfahren können; offenbar ist an diesem Unschuldigen die Todesstrafe vollstreckt worden, einem Vater von fünf Kindern, der sich eingebildet hatte, man würde sich an Zusagen (Haager Landkriegsordnung) halten und man würde sich in Sachen Bestrafung nicht an diejenigen halten, derer man habhaft geworden war. Die entsetzliche Wahrheit war eine andere. Es blieben unbestraft jene Greueltäter, die rechtzeitig sich aus dem Konzentrationslager davon gemacht hatten, es wurden hingegen nicht selten mit dem Tode diejenigen bestraft, die im Bewußtsein ihrer geringen Schuld ausgehalten hatten und z.B. das Lager ordnungsgemäß übergeben wollten: Dies ist eine der bittersten Grundwahrheiten und Einsichten, die ich nach dem Kriege gewinnen mußte! Es ging nicht um Recht und Gerechtigkeit, sondern um Rache oftmals persönlicher Natur, bestraft wurde, wen man greifen konnte, ohne daß im Einzelfall gefragt wurde, welches Ausmaß von Schuld, Verfehlung, Blauäugigkeit, Schlimmeres verhindern wollen und anderen Motiven vorlag. Es kamen jedoch der Strafe Abertausende von jenen geschickten Mitbürgern, die etwa rechtzeitig entwischt sowie ihre Pässe und Ausweise geschickt genug gefälscht hatten, den Vernehmungsoffizieren glaubhaft ihre keineswegs vorhandene Unschuld bzw. Nichtbeteiligung an den NS-Greueltaten "klarzumachen" verstanden hatten sowie beim Ausfüllen der Fragebögen jene Verschleierungstaktik, die dabei nötig war, in genialer Weise anzuwenden verstanden hatten und davon profitierten, daß die Nachprüfung der Angaben nur in Ausnahmefällen vorgenommen wurde. In jenen wenigen Fällen, wo sie stattfand und gravierende Abweichungen zwischen Fragebogenangaben und der etwa bei Nachbarn erfragten Realität eine NS-Vergangenheit ergab, wurden allerdings drastische Strafen verhängt, etwa Berufsverbot, längere Haft und gelegentlich Todesstrafen.

In unzähligen Fällen hatten die eigentlichen Verbrecher es geschafft, sich aus dem Staub zu machen oder waren dabei, auf welche Weise auch immer, sich der Verantwortung zu entziehen. Alle, die jedoch geschnappt worden waren, wurden in aller Regel angeklagt und aufs Grausamste bestraft. Ich entnahm einer mir zufällig in die Hände gefallenen Armeezeitung, daß in einem Prozeß in Dachau (ehemaliges KZ) von 24 Angeklagten, offenbar ehemals dort beschäftigten, 23 zum Tode durch Erhängen verurteilt worden waren und lediglich einer zu lebenslänglichem Zuchthaus.

Mein Gesprächspartner (Ex-Sekretär im KZ Mauthausen) war höchstwahrscheinlich weit weniger schuldig als die echten Galgenvögel unserer Gruppe, von denen schon die Rede war, und die mit geringfügigen Strafen davonkamen, weil sie es verstanden hatten, der Isolierbaracke und ähnlichen verschärfenden Strafen zu entgehen. Nicht nur ich war jedesmal aufs äußerste erregt, wenn in der amerikanischen Armeezeitung "Stars and Stripes" etwas über Kriegsverbrecherprozesse in jenen ersten Nachkriegsmonaten zu lesen stand. Ein weiterer Zimmergenosse, ein Ex-Oberscharführer, ebenfalls Sachse, entzog sich angesichts dieser Berichte schließlich der Verantwortung durch eine gewagte Flucht. Und er war nicht der einzige. Ein weiterer Zimmergenosse mit einer abenteuerlichen Karriere bei der Spanischen Frem-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

MS 2136-83

denlegionen, ferner bei der Polizei und schließlich bei der SS, und weitere Bekannte mit einer fragwürdigen Vergangenheit folgten. Freilich hatten aus Sicht der Bewacher alle 10.000 Lagerinsassen eine fragwürdige Vergangenheit; jedoch erfuhren wir erst aus Prozeßberichten anderer, welche vergleichsweise geringfügigen "Vergehen" während des NS-Regimes zur Todesstrafe geführt hatten. Insofern ist es nicht verwunderlich, daß immer mehr unter höchster Gefahr die Flucht aus dem mit doppeltem Stacheldraht gesicherten Lager riskierten. Doch einige entkamen, z.B. durch die Kanalisation, von den fünfen wurden allerdings zwei später auf einem Bauernhof geschnappt, wo sie wegen Nahrungssuche eingekehrt waren. Daraufhin wurde natürlich die Kanalisation gesichert durch neues Gitter und eine aufgestellte Wache, aber es fanden sich immer wieder wagemutige und zum Teil erfolgreiche Ausbrecher. Auf die bei Ausbruchsversuchen Geschnappten warteten allerdings ~~fürchterliche~~ harte Strafen von Prügeln bis Essensentzug und Isolation und evtl. schlimmerem.

Viele redeten davon, die Reisestiefel seien schon geschmiert; allerdings setzten nur wenige es in die Tat um. Es gab zahlreiche Hinderungsgründe; ~~entweder~~ z.B. mußte man eine Nachricht abwarten, wo und wie man hinterher in Freiheit landen und weiterleben könnte, also ob das soziale Netz einen später tragen würde oder nicht. Dann gab es technische Probleme aller Art, um die zahlreichen Hindernisse und Sperren zu überwinden. Wir hielten also mit Recht sehr oft solche Gespräche und Andeutungen für Hirngespinste, aber eines Tages waren tatsächlich aus dem Umkreis der benachbarten Baracken elf Leute weg. Das hatte wie stets bittere Folgen für uns Hinterbliebene, besonders die den Ausgebüchsten Benachbarten wurden ausgiebig "gefilzt" ~~gefilzt~~, d.h. es wurde alles umgekrempelt, was sie besaßen und am Leibe trugen. Allerdings fand sich in aller Regel nichts, was auf eine Verbindung zu den Entschwundenen hindeutete und was deren Wiederergreifung erleichtert hätte. Niemand war so unklug, etwas über seine detaillierten Fluchtpläne zu berichten oder gar Schriftliches aus der Hand zu geben. Die aktuelle Durchsuchung wurde übrigens nicht mit gar zu verbissenem Ernst durchgeführt; ein nicht unwahrscheinliches Gerücht berichtete sogar, der Lagerkommandant – der auch mein Entlassungspapier zu unterschreiben hatte – habe sich von der Leistung der Ausbrecher beeindruckt gezeigt. Es handelte sich um Insassen der Handwerkerbaracke, die an alle Gerätschaften herankamen. Eines Abends waren in dem Block, zu dem der Sportplatz des Lagers gehörte, zwei Mann mit einem Leitungsmast auf den Schultern erschienen, was von den Wachtürmen aus gut einzusehen war. Ein Zahlmeister, der zwischen Löwenzahn und Stacheldrahtzäunen ausreißen wollte, war allerdings durch eine Maschinengewehrsalve von einem Wachturm aus umgebracht worden. Bei diesen Handwerkern hingegen war offenbar auf den Wachtürmen kein Verdacht aufgekommen; sie luden den Mast ab, hoben eine Grube aus dicht neben den Betonrohren der Kanalisation, deckten die Grube vorsorglich zu und stellten ein Schild "Erdarbeiten" auf. Niemand konnte ahnen, daß sie das Kanalisationsrohr mit einem Loch versehen hatten, durch das im Dunkeln jemand hinein kroch und eine Nacht zur Erkundung darin verbrachte. Wichtig war die Ausstiegstelle, ein Gully mitten im Wald, da der Ausfluß an der Isar ja neuerdings bewacht war. In der nächsten Nacht krochen die Ausbrecher zu dem Erdloch, stiegen in die Kanalisation und lösten mit den ihnen zur Verfügung stehenden schweren Zangen die Schrauben des Gullydeckels von innen. Der Rest war Spielerei. Die Unterkünfte bei den bayerischen Freunden waren wohl vorbereitet. Es kam sogar aus Köln später ein Kartengruß, also aus der britischen Zone weit ab vom amerikanischen Einflußbereich. Damals waren die Zonen noch streng getrennt, die Zonengrenzen wurden strikt beachtet.

Die Frage, ob diese Ausbrecher – frühere NS-Verbrecher oder nicht – sich einer gerechtfertigten Strafe entzogen hätten, stellten wir uns nicht. Es überwog reihum die Genugtuung über das Gelingen eines so geschickt ausgeheckten Planes und die Freude darüber, daß man den Amerikanern ein Schnippchen geschlagen hatte, denn wie es gelegentlich sogar einer der Be-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Ms 2136 - 84

wacher in einer "Beschwerdestelle", die allerdings nicht regelmäßig bestand und nur sehr seltene Sprechstunde hatte, bekannte: "Wir wissen, daß hier Leute unschuldig festgehalten werden, aber das nehmen wir in Kauf!". Nach diesem Motto saßen neben Nicht-Parteigenossen wie mir auch etliche völlig oder fast unschuldige in diesem Massenlager fest. Wir hatten genügend Einblick in die Greueltaten der Nazis bekommen, obwohl Goebbels in den erreichbaren Zeitungen eigentlich nie etwas darüber verlauten ließ, so daß wir uns das Ausmaß des Zorns der Siegermächte vorstellen konnten und in jedem Sinne als nicht unberechtigt empfinden mußten, obwohl wir besonders unter den Folgen zu leiden hatten.

Berichtet wurde auch von anderen Fällen erfolgreichen Entkommens: Zwei Schlauberger ebenfalls aus Handwerkerkreisen waren mit einem Leitungsmast über der Schulter durch das innere und äußere Lagertor marschiert, aus irgendwelchen Gründen von niemandem angehalten und nach ihrem Ziel befragt worden, hatten irgendwo draußen in der freien Natur ihre Last abgeworfen und waren davongelaufen. Wichtig war jeweils der weitere Weg, daß man per hinreichender Logistik für Nahrung, Kleidungswechsel und Wiederbeginn eines bürgerlichen Lebens vorgesorgt, also ein soziales Auffangnetz vorbereitet hatte und ein neues Leben beginnen konnte. Gelegentlich war das Entkommen von sehr langer Hand vorbereitet worden. Der Adjutant eines hohen Naziführers hatte es zunächst geschafft über Monate hinweg, seine Identität zu verschleiern, also bei der Fotoanfertigung gewisse Veränderungen vorzunehmen und für Undeutlichkeit zu sorgen, außerdem seine Verletzung dazu zu benutzen, sich jeweils dann in den Lazarettblock verlegen zu lassen, wenn neue "Verbrecherfotos" - mit umgehängtem Nummernschild von vorn und beiden Seiten aufgenommen – angefertigt wurden; so hielt er mit Konsequenz monatelang durch und wartete bessere Zeiten ab, die auch irgendwann kamen. Es wurde plötzlich erlaubt, gelegentlich Pakete im Lager zu empfangen; so gelang es ihm über Monate hinweg, Einzelteile ziviler Kleidung in die Hände zu bekommen einschließlich Hut und Aktenmappe. So marschierte er eines trüben Morgens mit den etwa hundert Leuten, die jeweils zur Vernehmungsbaracke geführt wurden, dorthin. Die hundert Leute hatten dann den berühmten Fragebogen (vergleiche den Roman von Salomon) ausgefüllt. Mir Angsthase hatte der Fragebogen große Befürchtungen eingejagt, denn der Raum, in dem die Ausfüllung zu erfolgen hatte, war voll gehängt mit Schildern, die jedem lebenslängliche Einzelhaft androhte, der irgendeine Tatsache nicht wahrheitsgetreu angebe oder gar eine Mitgliedschaft in einer NS-Organisation verschweige. Die Realität sah anders aus, es wurde gelogen, verschwiegen und verschleiert, was das Zeug hielt. Jeder wußte sehr bald, welche harmlose Unterorganisation er angeben konnte, um einer schlimmeren Bestrafung zu entgehen. Wenn allerdings die Überprüfung ergab, daß er gelogen hatte, wurde eine sozusagen doppelt schwere Bestrafung vorgenommen.

Aber zurück zu unserem Ausbrecher mit der langfristigen Vorbereitung: Er war zwar überzählig, wurde aber von einem offenbar schläfrigen Posten mit durchgelassen und gelangte so in diese Baracke, in der die Fragen ausgefüllt wurden. Dort saß man lange wartend auf Holzbänken. Dann äußerte er den Wunsch, mal austreten zu dürfen, was ihm gestattet wurde. Dazu mußte man sich in die Nachbarbaracke begeben; von dort ging er gleich weiter zur Baracke des Gerichtsoffiziers, setzte sich in das Wartezimmer, nachdem er den Wunsch geäußert hatte, den Gerichtsoffizier kurz sprechen zu dürfen, der gerade Sprechstunde hatte. Er wurde vorgelassen, stellte sich höflich vor mit seinem richtigen, bisher verschwiegenem Namen, allerdings mit anderem Vornamen, und äußerte den Wunsch, seinen Bruder, der im Internierungslager untergebracht sei, sprechen zu dürfen. Weshalb, wollte der Gerichtsoffizier wissen. In einer dringenden Erbschaftsangelegenheit. Zwar war der Gerichtsoffizier nicht unbeeindruckt von dem in gutem Englisch vorgetragenen Anliegen, mußte jedoch erklären, daß es der Vorschriften wegen nicht möglich sei, einen Lagerinsassen zu sprechen. Dann mußte der Antragsteller erklären, wie es ihm gelungen sei, überhaupt dorthin zu jener Baracke vorzudringen

Institut für Zeitgeschichte Archiv

MS 2136-85

und er antwortete: "Der Posten hat mich durchgelassen, nachdem ich ihm mein Anliegen, meinen Bruder zu sprechen, vorgetragen hatte!". Der Gerichtsoffizier mußte zwar kopfschüttelnd erklären, das hätte der Posten gar nicht gedurft, aber inzwischen war der Schuldige längst abgelöst. "Nun,", meinte der Gerichtsoffizier, "ich werde Sie wieder zurückbegleiten!". Der Posten wurde informiert, der Gerichtsoffizier schritt mit ihm von dannen bis zum Tor und war sozusagen von einem der Bewacher in die Freiheit geleitet worden. Bei der üblichen Zählung am Abend fehlte natürlich der Mann, "der seinen Bruder" hatte besuchen wollen. Das Gesicht des Gerichtsoffiziers, der auf diese Weise so geschickt betrogen worden war, hätte ich sehen wollen. Ob der Entkommene ein Halunke war, weiß ich nicht, wir erfuhren praktisch nie etwas über die genauen Einzelheiten der 12jährigen mehr oder weniger verbrecherischen Karriere der übrigen Lagerinsassen.

Es wurde glücklicherweise auch höchst anständige Leute gerettet, etwa unser Senior, der ehemalige Stadtkommandant von Krakau. Wir wußten schon lange, daß seine Auslieferung – mit vermutlich tödlicher Folge – von den Polen gefordert worden war. Dies trug er mit Haltung und von uns bewunderter Fassung. In einem Gottesdienst wurde er verabschiedet, wo der Pfarrer ihn der Fürbitte unserer Lagergemeinde empfahl, eine tief bewegende Stunde. Niemand, er erst recht nicht, hatte noch mit einem guten Ende gerechnet, in dem Sinne, daß er am Leben bleiben könnte. Aber viele von uns hatten die Freude, im Sommer 1948 kurz vor der Währungsreform zu einem ersten und einzigen Wiedersehen unserer Lagergemeinde ihn mit seiner Gattin in Tutzing am Starnberger See begrüßen zu können. Bis zu diesem Wiedersehen etliche Monate nach unserer Entlassung aus dem Lager hatten die Teilnehmer allerlei, in vielen Fälle Haarsträubendes erleben müssen: Berufliche Anfangsschwierigkeiten, das soziale Umfeld zerstört, in Einzelfällen die Frau wegen falscher Informationen (Heldentod, vermißt) mit einem anderen verheiratet, Kinder, die ihren (fast nie gesehenen) Vater nicht erkannten und dergleichen. Dieser Ex-Stadtkommandant von Krakau hatte in Polen nach der Auslieferung schwere Monate in Einzelhaft zubringen müssen, dann jedoch einen polnischen Rechtsanwalt als Verteidiger gefunden. Dieser hatte sich von dem untadeligen Verhalten seines Klienten als Stadtkommandant von Krakau überzeugt und alles daran gesetzt, ihm zur Freiheit zu verhelfen. Es spricht für die Gesinnung des Gerichts, daß es in diesem Sinne entsprechend dem Antrag des Rechtsanwaltes entschieden hat. Bei den amerikanischen und russischen Prozessen wurde eher selten nach solchen humanen Richtlinien im Sinne einer Menschlichkeit und Objektivität entschieden, wenn es um das Strafmaß ging. Erst mit vorrückender Zeit und wachsendem Abstand zur NS-Zeit mit ihren Greueln wuchs ein wenig die Bereitschaft der Sieger, das Motiv der Rache ein wenig hintan zu stellen.

Nicht alle "Ex-Verbrecher" fanden so objektive Richter, etwa ein mir bekannter Kosaken-Oberst, der ebenfalls von den Amerikanern an die Russen ausgeliefert wurde, aber eben auf der falschen Seite, sozusagen regelmäßig in seinem Leben auf der "falschen Seite" gestanden hatte. In den Jahren nach 1950 sind die Torheiten, ja zum Teil Verbrechen der rachsüchtigen Alliierten nicht nur der Amerikaner durch Veröffentlichungen (Solschenizyn) in ein helleres Licht getaucht worden, ohne damit im Volke wirklich bekannt geworden zu sein. Schon im Gefangenenlager hatten wir erfahren, daß bei der Auslieferung der abtrünnig gewordenen russischen Truppen (Verladung auf Lastwagen) sich nicht wenige (Liebig) in letzter Sekunde umbrachten, als den sowjetischen Henkern überantwortet zu werden: Es war tatsächlich so, daß sämtliche Ausgelieferte von den Sowjets umgebracht wurden. Ein weiteres Verbrechen im Zusammenhang mit Auslieferungen ereignete sich ebenfalls auf russischer Seite, als nicht wenige Deutsche sich umbrachten, als sie vom neutralen Schweden auf russischen Druck hin an die Russen ausgeliefert wurden. (eine schlimme Bestätigung von Tucholskys verzweifeltem Verhalten (Selbstmord 1942 in Schweden, weil Einbürgerung abgelehnt wurde.)

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Ms 2136-86

Auch hier waren teils gelungene, meist jedoch mißlungene Fluchtversuche unternommen worden, von seeunerfahrenen Deutschen, die vor der schwedischen Küste gekentert, einige auch gerettet worden waren oder über Norwegen sich in ein befreundetes Ausland hatten flüchten wollen; hier sind mit Sicherheit viele Menschen ohne Schuld zu Tode gekommen, weil sie keineswegs den Endsieg Hitlers erwarteten oder je seine Politik aus tiefstem Herzen unterstützt hätten. Sie waren vielmehr darauf angewiesen, in einem neutralen Staat (~~Schweden~~) als Internierte irgendwie zu überleben – im Vertrauen darauf, daß diese Neutralität anhielte und sie nicht irgendwelchen kriegführenden Großmächten auf deren Verlangen hin ausgeliefert würden.

Auch die Amerikaner hatten etliche der russischen Grausamkeiten sei es übernommen, sei es bereits seit jeher nach Kriegsende oder auch während des Krieges praktiziert. Die Fragebogenaktionen waren ja keine Erfindung der Zeit nach dem II. Weltkrieg, sondern bereits 1917 von den Bolschewiken durchgeführt worden; die Nazis hatten mit dieser Methode ebenfalls die Daten der Volksgenossen festzustellen sich bemüht (was heute selbstverständlich vom PC und von elektronischen Dateien übernommen wird). Die Fragebogenmethode kam also aus dem Osten, und von dort kam auch die erste köstliche Satire dazu (von Michael Soschtschenko); ich hatte sie zum Vorlesen in den Zeiten der nationalsozialistischen Herrschaft eigens für den Privatgebrauch übersetzt, da aus guten Gründen eine offizielle Übersetzung nirgends erhältlich war.

Kleinere Fragebogenprobleme hatten wir alle, auch wir wenigen Nicht-Parteigenossen; übrigens praktizierten die Nazis nicht jene lauernden Wiederholungen, die ihnen Gelegenheit verschaffen konnten, Abweichungen bei der Beantwortung der zahllosen Fragen festzustellen, mit denen sie zusätzliche Bestrafungen oder Erpressungen hätten begründen können. 1934 etwa mußte ich mich entscheiden, ob ich in einem amtlichen Fragebogen jene kurze Übergangszeit erwähnen sollte, als der "Stahlhelm" in die SA der Nazis überführt worden war und ich ihr – ohne je vereidigt worden zu sein – nominell, also nur auf dem Papier, angehörte. Bis heute weiß ich nicht, was richtig gewesen war und ob bei der damals wichtigen Frage der Aufnahme in den Referendardienst und bei der späteren Anstellung im Freitaler Wirtschaftsgymnasium diese Beantwortung zu meinen Gunsten oder Ungunsten ausgelegt worden war. Jetzt jedoch im Gefangenenlager saß ich wieder mit solchen Fragen da und mußte mich bei der Beantwortung des von den Amerikanern ausgeheckten Fragebogens nach ehemaligen nationalsozialistischen Aktivitäten mit solchen Problemen herumschlagen. Mein Freund Rolf Reuter mit seiner juristischen Findigkeit bewies mir, daß ich mit der Angabe der Wahrheit schlecht fahren würde, die Amerikaner würden, wie in zahllosen ähnlichen Fällen, meine Ehrlichkeit keineswegs honorieren, sondern zur Verschärfung der ohnehin stattfindenden Bestrafung (Festgehaltenwerden im Lager) ~~zu~~ benutzen, ~~die Amerikaner würden es dann zu einer Verschärfung meines Eingesperrtseins im Lager benutzen.~~ Das war durchaus nicht ungewöhnlich, daß lebenslängliche Einzelhaft für die Beantwortung von solchen Fragen verhängt wurde, seltsamerweise eigentlich für die wissentlich falsche Beantwortung einzelner Fragen; andererseits konnte man sich ausmalen, daß die Bestrafung bei ehrlicher Beantwortung nicht viel anders ausfallen würde, man also lediglich zwischen Scylla und Charybdis , also zwei gewaltigen, aber in keinem Falle genau abwägbaren Übeln zu wählen hatte. Ich ließ also einige der noch so harmlosen NS-Untergruppenzugehörigkeiten weg und blieb auch später dabei, als ich in Dresden vor dem Versuch, dort Fuß zu fassen, wieder einen der dortigen gewaltigen Fragebögen auszufüllen hatte.

Wer konnte damals schon ahnen, daß die meisten Unterlagen – mit denen die Ausfrager die Wahrheit der Angaben hätte überprüfen können – ohnehin durch Krieg oder in den Nachkriegswirren vernichtet worden waren. Für viele Freunde war es etwa ein Problem, ob die

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136-87

bloße Zugehörigkeit zur SA schädlich sein könnte oder zu einer der sonstigen zahllosen Untergruppierungen der NS-Herrschaft. Jedenfalls fielen die Reaktionen der über unsere berufliche Zukunft entscheidenden Behörden höchst ungleich aus; mal nahm niemand Anstoß an der früheren Zugehörigkeit zu bestimmten Untergruppierungen, mal genügte bereits ein kurzes Dabeigewesensein bei irgendeiner Jugendvereinigung, um eine berufliche Zukunft jemandem zu versperren. Ich fand also den seltsamen Zustand vor, daß Menschen mit gleicher Vergangenheit entweder wieder eingestellt oder auf Dauer, etwa vom Schuldienst, ausgeschlossen worden waren. Einige dieser Fehl- oder Verschiedenbeurteilungen wurden glücklicherweise im Laufe der Zeit korrigiert; dennoch bleibt es ein höchst unbefriedigender Zustand, daß man keinerlei Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit in deutschen Landen damals in so wichtigen Fragen wie berufliche Wiedereingliederung vorfand. Wenigstens wurden in großer Zahl jene SPD-Mitglieder rehabilitiert und wieder in berufliche Tätigkeiten eingestellt, die von den Nazis aus ihren Ämtern brutal hinausgeworfen und mit verringerter Pension versehen worden waren. Aber auch dies brauchte seine Zeit; längst nicht überall gab es angemessene Positionen für die oft hochrangigen NS-Verfolgten zu besetzen.

Nachdem ich meinen Fragebogen sorgfältigst, d.h. sorgfältig abwägend, ausgefüllt hatte, dauerte es, wie üblich, mehrere Monate, bis ich zur Vernehmung, also zur Begründung einzelner Antworten und mit dem Ziel, eine Entscheidung über meine Zukunft vorgeladen wurde, etwa im Februar 1946. Der Vernehmungsraum wirkte wie eine Theaterbühne, ein Vernehmungsoffizier thronte allein hinter seinem Schreibtisch ohne jenen riesigen Schäferhund, mit dem er sonst durch das Lager spazierte. Mit seiner Pistole unter der linken Achsel wirkte er aber auch ohne Hund recht martialisch. Zur Verdeutlichung und Illustrierung des Ernstes der Lage hing hinter ihm an der Wand ein Riesenplakat, das in vier Szenen die Erschießung zweier deutscher Kriegsverbrecher darstellte mit allen Einzelheiten des scheußlichen Geschehens. Der Vernehmende blätterte in meinem Fragebogen und blickte gelegentlich wenig interessiert hoch. Immerhin interessierte ihn, warum ich nicht in der Partei gewesen war und wie ich es geschafft hatte, dies durchzuhalten. Ich erklärte, wie die Nazis mit meinem Vater umgesprungen waren (fristlose Entlassung wegen SPD-Zugehörigkeit). Dann fragte er nach meinen Tätigkeiten während des Krieges, die ich auf Fernaufklärung, Übersetzung von Texten und Entzifferung von Funksprüchen reduzierte. Danach ließ er mich erstaunlicherweise gehen. Ich war erstaunt, denn erstmalig hatte mir meine so mühsam durchgehaltene Nichtzugehörigkeit zur NSDAP und ihren Hauptgliederungen eine Art stillen Achtungserfolges eingetragen. Im übrigen war ich bisher keineswegs anders behandelt worden als die Mitläufer und Heil-Hitler-Rufer, den Endsieg erwartenden und das Heil im Führer Schenden. Andere Formen der Anerkennung meiner Nicht-Parteizugehörigkeit waren hier kaum zu erwarten. Wenn sonst zuweilen der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht groß ist, so war hier die lächerliche Szene bereits vorausgegangen. Eines Tages, es muß noch im Jahre 1945 gewesen sein, wurden im ganzen Lager die Nicht-Parteigenossen zusammengetrommelt. Es wurden zwei Köche oder Hilfsköche gesucht. Das bedeutete, heute kann man sich das gar nicht vorstellen, vor allem ein Ende des Hungerns, und das vielleicht nicht nur für mich, sondern nebenbei auch für den mir zum Freunde gewordenen Rolf, der mich im Vorfeld dieser Kochsuche im ganzen Lager eifrig gesucht und mit großen Erwartungen losgeschickt hatte. Vor einer Verwaltungsbaracke in Küchennähe standen die Bewerber: In etwa vier Reihen zu etwa fünf Leuten fanden sich die insgesamt etwa 20 Nicht-Parteigenossen unter den 10.000 Lagerinsassen aufgestellt. Zwanzig von 10.000. Aus der Barackentür kam ein keineswegs ausgehungerter Feldwebel von unseren amerikanischen Befreiern. Über einen Dolmetscher ließ er uns 20 befragen, aber ~~angesichts der Qualitäten~~, es ging um gastronomische Erfahrungen, angesichts der gastronomischen Erfahrungen der vor mir Befragten sank mir der Mut; offenbar logen die Burschen im Hinblick auf die Chance dieser Kochposition schamlos oder übertrieben maßlos. Einer war angeblich Mitropa-Koch gewesen, ein anderer entstammte einer Familie, die seit

Ms 2436-88

Jahrhunderten, mindestens 17. Jahrhundert, nur Köche hervorgebracht hatte, ein dritter war in Berlin im berühmten Hotel Adlon beschäftigt gewesen, kurzum, ich Amateurkoch, der außer Griesbrei und Bratkartoffeln, wenn die Gattin erkrankt war, eigentlich nie etwas auf den Tisch gebracht hatte, konnte es keinesfalls auch nur mit dem geringsten unter den anderen 19 offenbar Berufsköchen aufnehmen. Wenn sie vielleicht auch im Kochen nicht perfekt waren, im Lügen und Übertreiben waren sie offenbar perfekt. Ich konnte also nur meine Story von der Feldküche, bei der ich zeitweise tatsächlich ausgeholfen hatte, zum Besten geben. Diese meine Geschichte von meinen Feldküchenkochtalenten wurde jedoch mit verächtlichem Schweigen übergangen; meine Nichteignung für die begehrte Kochposition stand bald fest. Zu allem Überfluß mußte ich am nächsten Tag beobachten, wie die glücklich ausgewählten zwei Köche die Kessel schrubbten, also mir nicht erspart blieb, die Gewinner täglich sehen zu müssen. Nun, wie es halt so kommt, meinte Rolf, er bedauerte ein wenig, daß uns beiden - denn er hätte zweifelsohne von meiner Nähe zu den Kochtöpfen Ägyptens profitiert – mißlungen war, aber schließlich fand sich später auch noch manch andere Arbeit, wenn man nur die Augen offenhielt, die eine geringfügige Verbesserung der Ernährungssituation für uns beide mit sich brachte. So gelang es mir, mehrere Wochen beim Holzsägen mich zu betätigen mit einem ehemaligen Polizeioffizier als Partner, den ich früher irgendwann einmal bei meinen Eltern gesehen hatte. Davon sprach er aber kein Wort, da die damalige Beziehung sich wieder aufgelöst hatte und auch ich ihn zunächst nicht wiedererkannt hatte. Dies alles war auch nicht wichtig für das Holzsägen, denn beim Holzsägen ging es nicht um Holzsägen, sondern um den Lohn des Holzsägens, nämlich eine Konservenbüchse mit Gemüseeintopf zusätzlich zu den Tagesrationen. Außerdem spielte sich das Holzsägen zwischen innerem und äußerem Lagerbereich ab und wir konnten einen Blick nach draußen werfen in die uns verwehrte Freiheit, sogar einen Zug, eine richtige Eisenbahn, sahen wir fahren, wie denn auch Monate später mich eine Eisenbahn davontragen sollte. Vorerst war kein Ende abzusehen.

Doch kam ich mit einem sonderbaren Arbeitskommando wenigstens mal ins Freie. Es durften nämlich zur Anreicherung unserer Ernährung mit Vitaminen einige Gruppen über die Äcker schweifen und Vitaminträger wie etwa Rapunzeln und dergl. suchen. Der Lagerälteste hatte sein Ehrenwort gegeben, daß nie jemand von den auserwählten Kräutersammlern die Gelegenheit zur Flucht ergreifen würde. Und es ist tatsächlich auch bis auf einen einzigen Versuch, bei dem der Flüchtende von dem begleitenden Posten angeschossen und wieder zurückgebracht wurde, nichts vorgekommen. Dagegen ergab sich bei unserem Ausflug mit unserem Aufpasser die kuriose Situation, daß wir einen Stacheldrahtzaun durch Kriechen zu überwinden hatten, bei dem der obere Draht mit der Hand hochgestreckt werden mußte, während man über den unteren hinwegsteigen konnte. Unserer wackerer Aufseher versuchte uns nachzukommen, aber da er das Gewehr in der einen Hand hatte, konnte er nicht den oberen Draht wegdrücken, also hängte er sich das Gewehr über die Schulter. Nun war aber der Gewehrlauf im Wege. Ratlos starrte er uns an, es blieb nichts übrig, als daß ich ihm andeutete, er sollte mir das Gewehr geben, was er dann auch tat, weil keine andere Möglichkeit da war, und von mir unterstützt durch das Hindernis kriechen, daß ich als Gefangener in diesen Minuten also ihm, dem zu dieser Zeit wehrlosen Bewacher, hinterher seine Waffe wieder aushändigte. Diese salomonische Lösung einer schwierigen Frage hatte wohl zur Folge, daß dieser Bewacher uns im weiteren Verlauf des Kräutersammelns zumindest ziemlich wohlwollend behandelte, mindestens nichts unternahm, um die ziemlich offensichtlichen Aktionen der Postübermittlung zu unterbinden. Hier hatte sich ein Ritual herausgebildet. An einer Brücke wurde gewohnheitsmäßig eine Rast eingeschoben; auf der Brücke ging die Frau eines Mitgefangenen spazieren. Sie beobachtete mehr oder weniger auffällig, was wir Kräutersammler trieben. Sie sah auch, wie von einem aus der Gruppe einige Briefe unter einen großen Stein mehr oder weniger heimlich geschoben wurde. Nachdem wir unseren Weg wieder aufgenommen hatten, um weiter nach Kräutern zu suchen, nahm die Unbekannte die Briefe auf und schickte sie später

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 89

über den nächst erreichbaren Briefkasten ordnungsgemäß weiter. Auf diese Weise konnten wir mit einiger Verspätung unseren Angehörigen mitteilen, daß wir in einem amerikanischen Lager unfreiwillig untergebracht waren. Wir beeilten uns hingegen beim Sammeln der Pflänzchen, um durch solche Verzögerungen wie diese Briefaktion unsere Chance, auch künftig für solche Ausflüge ausgewählt zu werden, nicht zu gefährden. Freilich kam ich kaum, höchstens noch einmal, in den Genuß dieser Vergünstigung; da hatten es andere besser, etwa Hitlers Bankier, der hier in unserem Block einsaß und von den Amerikanern mehrfach nach München zu einem Ausflug mitgenommen wurde. Es ging, wie wir bei seiner Rückkehr feststellten, darum, daß er offenbar Bezugsquellen für Bier und andere Alkoholika kannte, die für unsere Befreier von Bedeutung waren und ihre eigene Versorgung mit solchen Dingen in sehr angenehmer Weise ergänzten, denn die Korruption blühte selbst unter unseren armseligen Bedingungen, und die Chancengleichheit für alle erwies sich an dem Modell des Gefangenenlebens als komplette Illusion, obwohl jeder Außenstehende doch mit Recht vermuten könnte, daß die 10.000 gleich behandelt würden, da wir ja alle auf dem Punkte Null begonnen hatten. Aber die Talente der Menschen sind offenbar verschieden. In kürzester Zeit war eine Hierarchie unter den 10.000 entstanden: welche ~~die~~, die geschickter waren im Umgang mit unseren Befreiern, einige, die schon jetzt nach wenigen Wochen gleicher waren als die anderen, obwohl alle gleich waren. Einige Wendige hatten es verstanden, sich aus der Masse zu erheben und Sonderzuwendungen und Vergünstigungen zu erlangen.

Obwohl alle gleich waren, hatten es, wie erwähnt, einige geschafft, gleicher zu sein, also sich gewisse Privilegien zu verschaffen, sei es in Sachen Kleidung, ~~in Sachen~~ Freizeitgestaltung, ~~in Sachen~~ Ausmaß des Spazierengehendürfens und dergl. sowie in Sachen Ernährung. Überhaupt in sämtlichen Lebensbereichen, die für uns eigentlich streng normiert und beengt waren, gab es jeweils einzelne, die es geschafft hatten, bei den Befreiern (= Bewachern) sich ein etwas größeres Stück vom Kuchen zu sichern. Voraussetzung zum Genießenkönnen war freilich, daß sämtliche anderen davon wußten und nicht etwa eine Übertretung witterten, die geahndet werden mußte. So kam es z.B. zu einer zum Glück nicht tödlichen Verletzung für einen Angehörigen der "Blockleitung", der sich in einem Gärtchen zwischen Stolperdraht und äußerem Lagerzaun bewegen durfte, um ein wenig Gemüse selbst zu ziehen. Dies war so lange fraglos von allen geduldet worden, bis bei einem Postenwechsel unglücklicherweise ein amerikanischer Posten Wachdienst versehen mußte, der angeblich von dieser Vergünstigung nichts wußte. Er hatte, allerdings schrecklicherweise ohne jede Warnung, mit seiner Maschinenpistole pflichtgemäß auf ihn geschossen, weil er annehmen mußte, daß der Beobachtete eine Flucht plante. Zum Glück war keiner der sieben Schüsse tödlich, so daß sich der Verwundete wieder erholte. Das Beispiel zeigt, daß also diese Vergünstigungen, die ohnehin mit Neid von den jeweils nicht Begünstigten betrachtet wurden, auch ihre Schattenseiten hatten. Solche Übergriffe seitens der Bewacher waren erfreulicherweise nicht häufig. Allerdings kam es auch im benachbarten Frauenblock vor, daß zwei Insassinnen durch Bauchschüsse schwer verletzt wurden; ihr Leben konnte allerdings ebenfalls gerettet werden. Ihr Vergehen bestand, wie stets in solchen Fällen, darin, daß sie sich dem Stacheldraht zu weit genähert hatten und ihre Motive, ("Lizenz")-Erlaubnis, nicht deutlich genug allen ~~Bewachern/Beobachtern~~/Aufsehern deutlich genug kundgetan hatten.

Neben diesen körperlichen Verletzungen waren häufiger die seelischen, etwa, wenn man am Eingang um Einlaß bittende Frauen nicht zu ihren verwundeten oder gar sterbenden Männern ließ, ihnen einen Besuch nicht erlaubte. Auch erklärten die Posten wie auch die Aufseher wie auch die Leitung ganz offen, sie seien sich durchaus bewußt, daß auch Unschuldige im Lager säßen, was bei einer Zahl von etwa 10.000 Insassen überhaupt kein Wunder war. Das Bedrükkende vielmehr war die Tatsache, daß eben viele wirklich Schuldige nicht in solch einem Lager gelandet waren, sondern sich aus dem Staube gemacht hatten und mit dem Glück des

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 90

Tüchtigen oder wie auch immer ein bürgerliches Leben bereits längst hatten anfangen können, bevor wir ganz oder relativ Unschuldige den ersten Fuß aus diesem Lager hatten setzen können. Es wurde sogar für einige Zeit eine "Beschwerdestelle" eingerichtet. Mein Bekannter Rolf entschloß sich, diese Möglichkeit wahrzunehmen, obwohl wir uns nichts davon versprachen. Er hielt auch meinen "Fall" (Gefangenenlager, obwohl nicht in der Partei gewesen) für wert, dort mal vorgebracht zu werden. Ich beurteilte aber die Lage wohl richtiger, wenn ich auf eine solche Intervention in eigener Sache lieber verzichtete, da ich mir nichts davon versprach. Jedenfalls wurde er vorstellig, gab eine Erklärung über seine seit eh und je bestehende politische Einstellung zum Regime ab, die sich auch in seiner Nicht-Parteizugehörigkeit gezeigt hatte und die auch von genügend Zeugen höheren Ranges bis hin zum späteren Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz bestätigt werden könnte. Er erhielt jedoch die Antwort, man könnte sich nicht um solche Fälle kümmern, und man sei sich eben durchaus bewußt, daß auch einige fast oder völlig Unschuldige im Lager säßen. Ebenso erging es anderen, die sich bei der Beschwerdestelle beklagten, so daß die Neigung, sich dorthin zu begeben, so drastisch nachließ, daß die Beschwerdestelle mangels Inanspruchnahme geschlossen wurde. Eine letztlich absurde Situation, die sich jedoch aus der Lage verlorener Krieg – Befreier – am Krieg Schuldige ergab. Nicht selten war jemand hier in das Gefangenenlager geraten, der lediglich eine Ungeschicklichkeit beim Ausfüllen des Fragebogens begangen hatte und dadurch fälschlicherweise den Eindruck erweckt hatte, zu weit auf der falschen (Regime-) Seite gestanden zu haben. Nicht alle hatten in ausreichendem Maße die Fähigkeit, ihre Nicht-Zugehörigkeit zu den wichtigen Parteiuntergliederungen deutlich genug ausdrücken zu können. Wiederum die relativ Unschuldigen, denn die Schuldigen wiederum hatten in großer Zahl die Fähigkeit sowie die Berater, ihre Zugehörigkeit, soweit irgend möglich, verschleiern zu können. Dennoch blieben genug übrig, um hier, wie in diesem Falle, ein Lager mit 10.000 zu füllen, was nicht verwundert, wenn man bedenkt, daß sich darunter lediglich 20 fanden, die wirklich nicht zur NSDAP gehört hatten. Es gab auch Fälle, wo nicht klar war, inwieweit es sich um Witze handelte. Es hieß z.B., ein Ministerialdirigent sei frei ausgegangen, sei nicht ins Lager eingesperrt worden, weil die Amerikaner ihn für einen Kapellmeister gehalten hätten und nicht für einen hohen Beamten, der mit dieser Bezeichnung ja gemeint ist. Hingegen saßen sehr viele hochanständige alte Beamte, etwa ein betagter Senatspräsident in dem Lager, der eigentlich vom späteren Ministerpräsidenten in der Bayrischen Justizverwaltung verwendet werden sollte, jedoch auf diesem Wege aufgegriffen und ins Lager eingeliefert worden war. Ihm verdanke ich mehrere kluge und tröstliche Gespräche und manche Erfahrung aus einem langen Juristenleben. Als Richter hatte ihn diese lange Berufspraxis Skepsis und Vorsicht gelehrt. Mit dieser Skepsis beurteilten er und ich auch viele spektakuläre Erzählungen, die wir von engen Angehörigen der Umgebung des Führers erhielten. So berichtete Hitlers Fahrer allerlei Unglaubwürdiges aus den letzten Tagen in der Reichskanzlei. Neben allerlei Übertreibungen und Hirngespinsten stellte sich ~~stellte sich~~ immerhin heraus, daß er die Tatsache des Lebensendes seines Herrn wenigstens einigermaßen zutreffend uns dargestellt hatte, während die Erzählungen über weitere hohe Repräsentanten des Regimes sich nicht als so zuverlässig erwiesen. Allerdings hätte es mich sehr gewundert, wenn er in seiner nicht eben hohen Stellung im Chaos der letzten Tage des nationalsozialistischen Berlins eine geschichtsbuchreife Darstellung der sich überstürzenden Ereignisse hätte liefern können. Damals grassierten besonders viele Gerüchte über hohe Repräsentanten des Regimes, die sich angeblich erfolgreich durchgeschlagen hätten und den eindringenden Besatzungsmächten entgangen seien.

Da wir praktisch keine Zeitungen außer dem Lagerblättchen der Bewacher zu lesen in die Hand bekamen, waren solche Erzählungen und Gespräche unsere Hauptnachrichtenquelle und Unterhaltungsstoff, auch Grundlage für weniger aufregende Spekulationen, aber eben auch die Basis für Vermutungen über unsere Zukunft, also über die Dauer des Aufenthaltes in jenem Lager, von der wiederum jeder den Beginn seines eigentlichen Nachkriegslebens sowohl

Institut für Zeitgeschichte München Archiv

MS 2136 - 91

im Beruf wie auch im Privatleben abhängig machen mußte. Ich z.B. konnte über meine pädagogische Zukunft überhaupt nichts sagen, wußte nur, daß ich zunächst im Osten nach dem Rechten sehen mußte, etwa um Ulli zu sehen, um evtl. Möbel mitzunehmen und langfristig auf jeden Fall im Westen mein Heil versuchen mußte, da nach allem, was ich über die Russen jemals erfahren hatte, ein gedeihliches Arbeiten in ihrem Machtbereich mir nicht vorstellbar erschien.

Eines der Hauptthemen waren, wie erwähnt, die persönlichen Erfahrungen der Lagergenossen mit irgendwelchen politischen oder militärischen Größen der jüngsten Vergangenheit. Und es saßen tatsächlich nicht wenige schlichte wie auch höherrangige Personen im Lager, die allerlei zu berichten hatten, wobei ihr Erinnerungsvermögen nicht immer völlig das Korrekte ihnen eingegeben haben mochte, jedoch waren sie in der Nähe von den Großen dieser Welt gewesen; etwa ein lettischer Außenminister saß in einer benachbarten Baracke, der uns durchaus Glaubhaftes über ein von ihm miterlebtes Bankett im Kreml berichtete und über Meinungsverschiedenheiten zwischen Stalin und Molotow, die, nach dem, was wir heute aus Geschichtsdarstellungen wissen, keineswegs unglaubhaft scheinen. Oder andererseits auch wieder Anerkennung zwischen den beiden sowjetischen Staatsmännern, wobei Diktatoren wie Stalin und selbst Herrscher aller Art eine eigene Art von Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung an den Tag zu legen pflegen, die durchaus abweicht von den Gebräuchen und Verhaltensregeln für hochrangige Politiker in Demokratien, die schon im Hinblick auf eine Wiederwahl sich ganz anders und moderater geben müssen als Diktatoren z.B.

All dies mit einigen vernünftigen Leuten wie z.B. Rolf Reuter besprechen zu können, war ein reines Labsal in diesen sonst zur Untätigkeit verurteilten Monaten. Rolf half mir mit seiner gesunden Skepsis und seinem württembergischen Humor über so manche Misere der Umgebung und des Alltagslebens zuweilen recht gut hinweg. Mit ihm und anderen Gleichgesinnten gab es schier unerschöpflichen Gesprächsstoff, freilich im allgemeinen über eine über heute und gestern hinausreichende Vergangenheit, denn Nachrichten aus der großen, weiten Welt und Politik flossen höchst spärlich und vorzugsweise gerüchteweise in unser Lager. Glauben durfte man eigentlich nur der ab und zu erreichbaren Zeitung der Amerikaner "Stars and Stripes", gelegentlich konnte man an einem Rundfunk "leihweise" einige Minuten mithorchen, etwa Berichte vom Nürnberger Prozeß und von anderen Straf- und Racheaktionen der Befreier gegenüber den Protagonisten des Dritten Reiches. Rolf als Jurist fand aus beruflicher Sicht schon allerlei Bemängelnswertes am Nürnberger Prozeß, von den durchaus nicht immer nachvollziehbaren Urteilen und ihrer Gewichtung nicht zu schweigen. Hatten doch die Befreier nicht immer jenen Eindruck von der Schwere der Verbrechen Einzelner gewinnen können, den wir durch zwölfjährige Untertanenzeit aus größerer Nähe als Erduldende gewonnen hatten; wiederum zu bedenken ist, daß wir aus den Zeitungen ebenfalls zwölf Jahre lang nicht die Wahrheit erfahren hatten. – Immerhin per Radio oder Gerücht erfuhren wir wenigstens von Prozessen gegen NS-Größen, z.B. wie Göring versuchte, beim Nürnberger Prozeß eine gute Figur zu machen, wobei seine mit bei uns sitzenden Anhänger nach wie vor sozusagen verzückt seiner Rede vor dem Nürnberger Tribunal lauschten. Irgendwie drang zu uns auch die Nachricht vom Abwurf der Atombombe über Hiroshima und Nagasaki sowie von der Kapitulation Japans, obwohl wir nach wie vor keine Zeitung in die Hand bekamen. Auch jetzt ist nachträglich erst zu erfahren, daß es damals kaum Lizenzen für deutsche Verleger gab, und die zeitungsmäßige Versorgung der Bevölkerung – auch der nicht in einem Gefangenenlager untergebrachten – nicht viel anders war als die unsrige. Der Anbruch des Atomzeitalters - hier im militärischen Sinne – ging uns damals seltsamerweise nicht unter die Haut. Das mag vorwiegend an unserer eigenen bedrängten Situation im Gefangenenlager gelegen haben, aber auch an dem, was wir teils zwölf, vor allem aber sechs Jahre lang, seit 1939, während eines mörderischen Krieges erlitten hatten und unter welch seltsamen Umständen wir überhaupt so

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 92

oft dem Tode entgangen und in dieses Lager lebend gelangt waren. Neben dem Nürnberger Prozeß gab es den Mauthausen-Prozeß, wo es um ein Verfahren gegen Bedienstete eines Konzentrationslagers ging. Ich nahm ein wenig lebhafteren Anteil daran, weil ein Bekannter von mir mit auf der Anklagebank saß, dessen Vergehen ich aus eigenem Wissen beurteilen konnte und als keineswegs so kriminell beurteilte wie die Befreier, die nun über ihn zu Gericht saßen. Berichtet habe ich schon, daß alle bestraft wurden, derer man habhaft werden konnte, also vorzugsweise auch jene mit gutem Gewissen, die ausgehalten und das Lager ordnungsgemäß übergeben hatten, weil sie z.B. nur in der Schreibstube üblichen Verwaltungsbeamtendienst geleistet hatten und z.T. überhaupt nicht erfahren hatten, was außerhalb ihrer Schreibstube vor sich ging. Und selbst, wenn sie nicht den Hauch einer Möglichkeit hatten, zum Schutze der Insassen des KZ einzugreifen oder irgend etwas zu veranlassen, bedrückend ist bis heute, daß diejenigen Täter unbestraft blieben, denen es gelang, sich rechtzeitig in die Büsche zu schlagen und unerkannt zu entkommen, um ein bürgerliches Leben zu beginnen. Einige Verfolger, etwa aus Israel, taten sehr gut daran, die schlimmsten von ihnen bis in ihre neue, z.T. überseeische Privatexistenz hinein zu verfolgen und vor ein Gericht zu bringen, was mit ungeheurer Mühsal verbunden war wegen der geschickten Tarnung. Bedrückend auch der Bruch von Zusagen. Den Bewachern dieses KZ war anständige Behandlung - nämlich nach der Haager Landkriegsordnung – zugesagt worden, sie wurden jedoch wie die schlimmsten Verbrecher von den Befreiern behandelt und vor Gericht gestellt. Einzige Verteidigung war oft die "Freisprechung" dieser (Schreibstubenbewacher) in Form von Szenen der Verbrüderung zwischen den früheren Häftlingen und ihren ehemaligen Bewachern, die den Befreiern zeigten, daß nicht alle Bediensteten in einem solchen Konzentrationslager dort mit krimineller Energie gewirkt hatten. Von der Grausamkeit und Rache der amerikanischen Befreier kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß von den 28 Angestellten im ~~Dachauer~~ Mauthausen Prozeß wegen des KZ Mauthausen, von ~~28 Angeklagten~~ 28 Angeklagten, tatsächlich oder nur aus Sicht der Amerikaner schuldig, 27 zum Tode durch Erhängen und einer zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde. Übrigens sind nach etlichen Jahren sämtliche von den Amerikanern damals zu Unrecht verurteilten Kriegsverbrecher amnestiert worden, eine Einsicht, die all jenen nicht zugute kam, die damals im ersten Rachedurst kurzerhand umgebracht worden sind.

Als dieser Prozeß in Dachau seinem Ende entgegenging, war auch die längste Zeit meines unfreiwilligen Arrests in diesem Lager vorüber, ich hatte noch im Lager auf irgendeinem dunklen Wege die Nachricht erhalten, daß meine Eltern lebten und Ulli zu sich nach Leipzig genommen hatten. Diese Nachricht kam von einer früheren Kollegin von Elisabeth aus dem Beyer-Verlag in Leipzig. Diese hatte an eine Bekannte nach Bayern geschrieben, deren Mann als früheres Mitglied der deutschen Abwehr ebenfalls in diesem Moosburger Gefangenenlager saß, so daß ich nach längerer Reise dieses Briefes ihn von dem Herrn Rittlinger in Empfang nehmen konnte, übrigens jener Rittlinger, der damals bei uns im Lager wie auch später spannende Vorträge über seine Erlebnisse etwa im Amazonas-Gebiet gehalten hat. Freilich erfuhr ich erst damals von der Verbindung zwischen Elisabeths Kollegin und seiner Gattin.

So konnte ich wenigstens Überlegungen anstellen, was ich nach einer hoffentlich nicht gar zu fernen Entlassung aus dem Lager zunächst tun könnte. Meine Eltern hatten ebenfalls über verschlungene Wege inzwischen erfahren, daß ich im Lager Moosburg in Bayern unfreiwillig festgehalten wurde. Die Wege solcher Nachrichten waren höchst abenteuerlich und zeitraubend in einer Zeit, als weder Post noch Züge noch sonstige uns vertraute Kommunikationsmittel auch nur halbwegs zuverlässig funktionierten und die Befreier zahllose Nachrichten an mit Recht oder Unrecht verdächtigte Personen abfingen und niemals zustellten.

Institut für Zeitgeschichte Archiv

Ms 2136 - 93

Als eines Tages der Aufruf auch an mich erging, mich in der Schreibstube zu melden – schon seit Wochen hatten Rolf und ich andere Glückliche, vorher dorthin Berufene glühend beneidet –, waren meine Pläne für die nächste Zukunft weitgehend beschlossen. Der Abschied, nicht vom Lager, aber von den dort gewonnenen Freunden, Rolf vor allem, war nicht leicht. Nach zehn Monaten solcher großartigen Kameradschaft, der ich vermutlich mehr zu verdanken hatte als er, durfte ich als erster von uns beiden in die Freiheit aufbrechen und mußte ihn in Ungewißheit über die Dauer seiner weiteren Gefangenschaft zurücklassen. Aber es sollte auch für ihn nur noch wenige Wochen dauern. Ich hatte ihm versprochen, seine Mutter zu besuchen, die in einem kleinen Dorf in der Rhön Zuflucht vor den Bombern der Befreier gefunden hatte.

Doch waren noch einige Formalitäten zu erledigen. So mußte ich in München meinen letzten Wehrsold abholen; selbst in der entsetzlich zerstörten Großstadt war etwas von der neu gewonnenen Freiheit zu genießen. Schon die Fahrt mit der Kleinbahn vom Lager in Richtung München war mir ein Erlebnis gewesen – auf der Plattform eines zuvor 4. Klasse genannten Wagens stehend. Nach zehn Monaten also wieder frei. Ich konnte erstmals wieder gehen, wohin ich wollte, mußte nicht mehr in einer lauten Baracke mit 100 überreizten Männern hausen, mußte mich nicht zu bestimmten Essenszeiten anstellen, um eine karge Portion zu ergattern, wurde nicht mehr von 100 Parolen, die die Befreier für unseren Alltag ausgegeben hatten, hin- und hergerissen. Wir waren zwar offiziell bereits im Februar 1946 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden, aber weiter inhaftiert geblieben. Jetzt bekam ich immerhin meinen letzten Wehrsold als Unteroffizier, pro Monat immerhin 42 Reichsmark, ausbezahlt, dazu die üblichen Lebensmittelmarken, die noch mehrere Jahre unseren Alltag prägen sollten; hier ging es um die beschränkte Ausgabe von Grundnahrungsmitteln wie Brot, Butter, Zucker und dergl. Für Wirtschaftswunderkinder völlig unvorstellbar. Es war ein besonderes Hochgefühl, mit diesen Lebensmittelmarken z.B. in eines der wenigen Münchener Cafés mich zu begeben, wo es zwar nur schlechten Kaffee und nicht viel besseres Gebäck gab, aber ich mich als Kunde, als selbständiger freier Mensch und nicht als gefangener Essensempfänger fühlen konnte, eine Zeitung lesen und im Hochgefühl der Freiheit schwelgen konnte. Immerhin hatte ich bereits vor der Gefangenschaft während des Krieges eine sechsjährige strenge Unterordnung unter militärische Vorgesetzte zu ertragen gehabt. Dann suchte ich mir ein vorübergehendes Quartier in München-Pasing bei einem früheren Kameraden. Abends nahm er mich zu seinem Schachclub mit. Noch auf Jahre hinaus wurde das Leben und das Wieder-auf-die-Beine-Kommen geprägt von solchen Freunden aus früheren Zeiten. Weder ich noch die zu mir aus Gefangenschaft spät Entlassenen hätten so relativ fix wieder Fuß gefaßt, wenn nicht jeder nach besten Kräften, so wie er es eben bereits schon konnte, dem anderen unter die Arme gegriffen hätte. Noch bis 1955 kamen aus Rußland losgeeiste Gefangene, die z.T. auch in mein entferntes Ostfriesland, nachdem sie gehört hatten, daß ich dort wieder Fuß gefaßt hatte. Umgekehrt bedurfte ich in den ersten Jahren ab 1946 dringend der Unterstützung von diesem und jenem. Sehr hilfreich waren dabei auch die im übrigen mit Recht geschmähten studentischen Verbindungen, die hier jedenfalls unendlich viel Gutes leisteten. Es handelte sich um Freunde, bei denen man sozusagen nachts um 3 ohne irgend etwas auf der Matte stehen und einer Hilfeleistung sicher sein konnte, natürlich auch umgekehrt bereit war, dies für jeden Verbindungsangehörigen zu tun, der bei mir Hilfe suchte. Wie gesagt, abends nahm er mich zu seinem Schachklub mit, am nächsten Tag ging es weiter, zuerst nach Krofdorf zu meiner früheren Wirtin aus den letzten Kriegstagen, wo ebenfalls noch "Besitztümer" von mir lagerten, dann zu der Mutter von Rolf, der ich nicht genug von ihrem Sohn und unserem zehnmonatigen Leiden erzählen konnte, ihr sozusagen lukullisches Bratkartoffelgericht ist mir noch in Erinnerung. Von da fuhr ich ins Bergische Land nach Gummersbach zu einer guten Bekannten. Ich hatte aufgrund einer gewachsenen Sympathie sogar eine Heirat mit ihr in Erwägung gezogen; sie hatte den Kontakt zwar gehalten, jedoch ohne besondere Energie, und war

Ms 2136 - 94

auch nicht bereit, es in Dresden mit mir zu versuchen, zumal eine Freundin (ebenfalls ehemalige Nachrichtenhelferin) ihr heftig abgeraten hatte. Also verließ ich nach einigen Tagen das gastliche Haus, ohne damit konkretere Zukunftspläne zu verbinden. Ich hielt mich noch ein wenig in dem beängstigend zerbombten Köln auf und erreichte nach einiger Zeit, es fuhren nur sehr unregelmäßig Züge, schließlich Hannover, wo mir ein Bundesbruder ein Quartier besorgt hatte. Noch immer galt es, im Rucksack einige Pfund Kartoffeln mit sich herumzutragen, weil nicht sicher war, wann und wo wieder etwas Eßbares aufzufinden wäre. Hier in Hannover hatte mein Freund Kreißel bei einem ihm bekannten Landesjugendpastor ein Quartier besorgt. Noch heute gehe ich nicht ohne Staunen an jenem Haus vorbei, wenn ich in Hannover zu tun habe. Mein Freund Kreißel war mittlerweile Studentenpfarrer in Hannover, hatte Schweres hinter sich und bereits nach Moosburg auf eine Anfrage von mir hin Tröstliches geantwortet. Erst im Gespräch mit ihm wurde mir klar, daß es eine Möglichkeit gab, dem Einflußbereich der Russen zu entkommen und im Westen mir eine berufliche Grundlage zu schaffen, mit oder ohne Anknüpfung an meinen Lehrberuf. Es gab z.B. die Möglichkeit, mit Kreißels Hilfe eine Stellung in der Nähe von Hannover anzustreben; dazu wäre es notwendig, meine bewegliche Habe aus Dresden und Hirschbach möglichst bald nachzuholen, sofern die Russen mir das überhaupt ermöglichen würden, Ulli am besten gleich mitzubringen und sozusagen im Westen neu zu beginnen. Sogar an Wiederverheiratung hatte Kreißels Frau gedacht und Einladungen arrangiert, bei denen ich eine junge Dame kennenlernen konnte, was jedoch in diesem Fall zu nichts führte. Übrigens ging es dabei aus den Augen von Helmuts Frau nicht zuletzt um erfreuliche wirtschaftliche Aussichten, die mir bei dieser Wiederverheiratung beschieden gewesen wären. Dagegen brachte eine Empfehlung meines Freundes an eine Schule in Wolfenbüttel recht bald Erfolg. Der dortige Schulleiter war bereit, mich als Leiter eines zu seiner Schule gehörigen Internats zu übernehmen, sobald ich meine Angelegenheiten in Dresden abgewickelt haben würde, was nach unserer damaligen Überzeugung nur Wochen beanspruchen würde. Einen weiteren Freund, allerdings an Arteriosklerose schwer erkrankt, traf ich ebenfalls als in Wolfenbüttel tätigen Pädagogen. Um nichts zu versäumen hatte ich in Soest bei einem weiteren mir bekannten Pädagogen kurz hereingeschaut, der allerdings nichts für mich tun konnte. Damit waren sämtliche Anknüpfungsmöglichkeiten an meine Studienratstätigkeit abgesucht und ich mußte an den Grenzübertritt denken, was ich nicht ohne Bedenken tat.

Höchste Vorsicht war geboten wegen meiner Tätigkeit bei den Dolmetschern, außerdem lagen mir die zehn Monate hinter Stacheldraht noch in den Gliedern. Dabei war Eile geboten, ein Telegramm meiner Mutter bat mich, schnellstens zu kommen, da mein Vater schwer erkrankt sei. Ein zweites Telegramm klang noch dringlicher. Im grenznahen Braunschweig kannte man sich im Hinblick auf die Grenzübertrittsmöglichkeiten schon ein wenig besser aus. Von einem dort wohnenden Kameraden, der als Versicherungsmathematiker bereits wieder tätig sein konnte, bekam ich den sichersten Tip. Man konnte in Schöningen mit einer Werkslokomotive eines Braunkohlentagebaubetriebs mitfahren, als Reisepreis war 1/2 Päckchen Tabak zu entrichten. Dies schien mir ein gangbarer Weg, an den offiziellen war überhaupt nicht zu denken. So nahm ich Abschied vom friedlichen Bad Harzburg und fuhr Richtung Grenze, um die selbige möglichst schnell zu überschreiten, immerhin war es bereits Juni 1946 geworden und ich mußte dringend daran denken, wieder beruflich Fuß zu fassen und meine Angelegenheiten zu ordnen, nachdem aus meiner Sicht der Rest der deutschen Welt sozusagen zehn Monate Vorsprung hatte. Von der Dauer der in Rußland festgehaltenen Kriegsgefangenen (z.T. bis 1955) ahnte ich ja damals noch nichts.

Am 1. Juni 1946 ergab sich die Gelegenheit, sozusagen unbemerkt die Grenze zum Russischen Sektor zu überschreiten. Am Grenzbach stand auf der anderen Seite ein verlassenes altes Wirtshaus, weitgehend ausgeplündert, denn auch Fenster und Türen fehlten. Nicht weit

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-95

davon entfernt ein Bauer und sein Sohn bei der Heuarbeit. Ein beladener Heuwagen stand auf der Wiese. Ich näherte mich vorsichtig den beiden und fragte sie, ob ich mit ihnen gemeinsam später in ihr Dorf zurückgehen könnte, evtl. sogar mit einer ausgeliehenen Heugabel versehen, um so als möglichst zugehörig betrachtet werden zu können. Das begriffen sie sehr schnell, lehnten es jedoch angesichts der Lage im Dorf eindeutig ab und erläuterten mir die Situation: "Da hinten in dem Wäldchen auf dem Hügel sitzen die Russen, haben uns längst beobachtet und würden Sie sofort gefangennehmen, das haben wir mit anderen versucht, die eindringen wollten. Frauen z.B. sind mit uns mitgegangen, aber sofort von den Russen gefangen und mitgenommen worden. Ihnen ist allerdings nicht Schlimmeres geschehen, als daß sie bei den Russen saubermachen, Kartoffel schälen und dergl. mußten und nach ein, zwei Tagen wieder entlassen wurden. Als Heimkehrer jedoch hätten Sie sehr viel Schlimmeres zu erwarten." Daraufhin verzichtete ich lieber auf diesen Versuch, in meine Heimat zu gelangen, und begab mich lieber zurück zum Bahnhof, in dessen Nähe sich eine Baracke fand, in der ich zunächst einmal mich hinlegen und nachdenken konnte. Von hier aus, so erfuhr ich von anderen hier Wartenden, gingen abends halbwegs regelmäßig Gruppen unter Führung eines Ortskundigen bei Dunkelheit über die Grenze. Bei Hereinbrechen der Dunkelheit tauchte tatsächlich der erwähnte Wanderführer auf und verkündete seine Bereitwilligkeit, gegen Geld oder Tabak (damals eine der wichtigsten Nebenwährungen) in dieser Nacht mit einer Gruppe loszuziehen. Ich war entschlossen, mich ihm anzuschließen, aber ein Eisenbahner nahm mich zum Glück beiseite und teilte mir mit, es sei besser, ich würde mich diesem Burschen besser nicht anvertrauen. Es sei erwiesen, daß er einige wenige Gruppen bereits den Russen zugeführt und von ihnen den doppelten Lohn kassiert habe. Daher verzichtete ich, als die Gruppe schließlich aufbrach, darauf, mich ihr anzuschließen, und legte mich ruhig schlafen mit der Absicht, am nächsten Tag bzw. Nacht bei Schöningen, in der Nähe also, am nächsten Tag (Vaters 69. Geburtstag) einen erneuten Versuch zu unternehmen.

Es war nicht weit nach Schöningen; nach einem vertretbaren Fußmarsch stand ich in dem von Lehmwänden umgebenen Braunkohlenschacht, in dem gerade eine Werkslokomotive mit wenigen Waggons angekommen war. Ein etwa zehnjähriges Mädchen unterhielt sich mit dem Lokomotivführer, vermutlich war es von Verwandten dort hingebracht worden. Ich gesellte mich ganz wie zufällig hinzu und erklärte mein Anliegen, das dem des Kindes sehr ähnlich sein mußte. Danach ging alles ziemlich schnell. Ich überreichte das Päckchen Tabak, das mir als Reisepreis genannt worden war, der Lokomotivführer zeigte uns das Einstiegloch zum Wassertank vor seinem Arbeitsplatz und erläuterte, worum es ging. Der Tank für das Wasser war ziemlich geräumig. Wenn wir uns davor hinkauern würden, könnte er den Deckel auf das Einstiegloch zu dem Wassertank drauflegen, Kohlenstücke daraufhäufen, so daß der Deckel nicht mehr zu sehen wäre, und losfahren; unterwegs würden wir mehrmals anhalten. Mindestens einer dieser Haltepunkte sei zur Kontrolle durch die Russen bestimmt. Es empfehle sich also generell, nicht zu niesen oder zu husten oder sonstwie Geräusche zu verursachen.

Wir kletterten also in unser Versteck, und los ging es. Wir stellten zwar fest, daß mehrmals angehalten wurde, zitterten dementsprechend, konnten natürlich nicht feststellen, ob überhaupt die Russen die Kontrolle durchführten, damals hätten sie das möglicherweise gar nicht, denn die Dinge hatten sich damals noch nicht so verfestigt, und die Russen sind von Haus aus keine Systematiker. So entstiegen wir nach etwa einer Viertelstunde unserem vor dem Tank gelegenen Raum, die Kleine hatte sich wacker gehalten. Wir bekamen vom Lokomotivführer noch einige Verhaltensregeln mit, wie man etwa über ein Feld mit Bohnen zur Straße gelangen könnte, jedoch die Gefahr bestünde, daß ein Teil dieses Feldes von den Russen eingesehen werden könne. In dem Falle würden sie evtl. sogar schießen, dann gerieten wir in Lebensgefahr. Sicherer sei es, bei Dunkelheit einen anderen, weniger gut einsehbaren Weg zu suchen. Mit solchen Ratschlägen versehen, machten wir uns auf den Weg, konnten in der

Ms 2136 - 96

Dämmerung jedoch sogar ungestört uns am Rand des Feldes bewegen, dann eine baumgesäumte Allee entlang, und gelangten schließlich zur Landstraße, wo uns ein Bauer mit Pferdewagen sogar ungefragt ein Stück mitnahm. So kamen wir eher als erhofft in ein Dorf, wo ein Zug nach Magdeburg abfuhr. Die Mitfahrenden berichteten, die Russen würden vor allem in Marienborn kontrollieren und insbesondere alle ehemaligen Wehrmachtsangehörigen zunächst in Gewahrsam nehmen. Nach dieser Kontrolle sei jedoch für eine Weile nichts zu befürchten. Meine Erleichterung wuchs nicht unbeträchtlich, jedenfalls kam ich noch am gleichen Tag in Leipzig/Pfaunsdorf an. In Leipzig war auch meine kleine Begleiterin abgeholt worden. Es war ein schöner sonniger Tag, als ersten erblickte ich Ulli, der auf den Stufen vor der Haustür saß und auf mich zulief.

In der Küche erblickte ich zu meinem Schrecken meine Mutter und eine Freundin Elisabeths in Trauerkleidung: Vater war in der Nacht vor seinem 69. Geburtstag im Krankenhaus gestorben. Mutter überbrachte mir seinen letzten Gruß mit seiner Versicherung, es solle alles vergeben sein, was wir einander oder eigentlich eher ich ihm in meiner oft überstürzten, nicht durchdachten, unklugen, rigorosen Parteinahme für eine Sache angetan hatte. Insbesondere sein später-vergeblicher-Eintritt in Hitlers Partei war stets ein kontroverses Thema zwischen uns gewesen. Nun galt es, die Beerdigung vorzubereiten. Am Montag fuhr ich in das Krankenhaus, um seine letzten Habseligkeiten zu holen. Niemand konnte mir etwas über seine letzten Stunden sagen; wer konnte sich damals schon um einem alten Menschen am Ende seines Lebens kümmern. Die Menschen waren stumpf geworden und mit sich selbst beschäftigt. Die Schrecken des Krieges, die Sorgen des Alltags, die allgemeine Unsicherheit über die nächste Zukunft einschl. Ernährung und Heizung hatten die Menschen zu sehr beschäftigt, als daß sie besonderen Anteil an anderen und in diesem Fall auch noch fremden hätten nehmen können. So war es denn auch nur ein kleiner Kreis, der sich in einer Kapelle des Südfriedhofs zusammengefunden hatte, um von Vater Abschied zu nehmen: frühere Nachbarn aus der Brandstraße in der Innenstadt, andere aus Pfaunsdorf, kaum einer von seinen früheren Kollegen aus dem Finanzamt, einige wenige Verwandte. Von all dem habe ich nur einen sehr undeutlichen Eindruck; geblieben ist mir jedoch die Erinnerung an Vaters Aussehen, das zeigte, wie schrecklich und schmerzhaft die letzten Stunden seines Lebens gewesen waren. Da er in Hartenstein im Erzgebirge begraben sein wollte, wurde die Leiche eingeäschert und die Urne in Hartenstein beigesetzt, im Grabe von Onkel Oskar, wo auch Mutter 1958 beerdigt wurde. Oft genug haben Mariegret und ich, aber auch die Kinder, besuchsweise meine erzgebirgische Heimat kennengelernt und bei dieser Gelegenheit den eindrucksvollen, hochgelegenen Hartensteiner Friedhof gesehen ~~und erlebt~~.

Im übrigen kam alles gänzlich anders, als es zunächst den Anschein hatte, und vieles auch völlig anders, als ich es mir in den zehn Monaten der Gefangenschaft in meinen sorgfältig ausgeheckten Plänen ausgedacht hatte.

Jedenfalls fuhr ich am 6. Juni 1946 zur weiteren Durchsetzung dieser Pläne zunächst nach Dresden zurück und zog für kurze Zeit in die Wohnung in der Bienertstraße 50 wieder ein, die erstaunlicherweise den Angriff auf Dresden vom 13./14. Februar 1945 mit nur wenigen Beschädigungen überstanden hatte. Die kurzfristige Wehrübung 1939 hatte sieben Jahre meines Lebens gekostet; ein Wunder, daß ich überhaupt lebend zurückgekehrt war und ein neues Leben aufzubauen beginnen konnte.

Das Manuskript wurde abgeschlossen am 25. Oktober 1977.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 97

Mein zweites Leben

(Fortsetzung des Rückblicks in Verwunderung und Dankbarkeit)

Nachdem ich bereits einen beträchtlichen Teil meines Lebens überdacht und das für euch, meine lieben Kinder, mir wissenswert und wesentlich Erscheinende aufgeschrieben habe, gehe ich mit einigem Zaudern an die Niederschrift weiterer Erinnerungen. Es ist mir deutlich geworden, wie schwer es ist, einen auch nur annähernd der Wirklichkeit entsprechenden Bericht zu liefern. Nicht, daß ich euch belogen hätte oder belügen wollte - aber so vieles dürfte sich schon im Gedächtnis verschoben haben, ist mir wohl überhaupt entfallen; anderes meine ich, nicht ausbreiten zu müssen. Das, was man heute Intimsphäre nennt und was bei meiner Erziehung, die noch viel Puritanisches und der Viktorianischen Epoche Zuzurechnendes enthielt, unmöglich aussprechbar erscheint - also die ganze sexuelle Sphäre - habe ich ohnehin übergangen. Daß ich kein Tugendbold war, erscheint mir nicht als Verbrechen. Wenigstens habe ich mich bemüht, im Sinne meiner idealistischen Vorstellung, die uns früh eingeimpft wurde und aus Reden der Erwachsenen, Büchern und Unterricht gespeist wurde, nicht "schäbig" zu handeln. Was bei mir früh mitsprach und mit entschied, war meine ausgesprochene Neigung zu geschichtlichem Denken, Handeln und Hinzulernen. Das erklärt auch das Schwergewicht, das geschichtliche Beobachtungen in dieser Rückbesinnung haben. Ich bin nun einmal in eine Ära tiefgreifenden politischen und historischen Wandels hineingeboren worden und habe mit wachen Sinnen zugesehen und agiert - immer in dem kleinen Rahmen, in den ich gestellt war. Dabei ist mir zustatten gekommen, daß ich durchweg mit Menschen in Verbindung trat, die mir die Augen für politische Dinge öffneten und meine Anlagen entwickeln halfen. Doch soll man sich - um ein biblisches Wort zu gebrauchen - nicht selbst für klug halten. Tatsächlich sind an allen entscheidenen Punkten des Lebens Kräfte ins Spiel getreten, die eben nur meine Verwunderung hervorrufen können, die unerklärlich sind und mich an Victor Hugo denken lassen, der von den Toten sagte, er wäre überzeugt, daß sie um uns herum seien; er nenne sie die Unsichtbaren. Natürlich kann eben jeder zunächst nur für sich sprechen - und gegen Ende eines normal langen Lebens eher als in der Jugend. Einiges davon ist schon bisher angeklungen, Weiteres werde ich noch zu berichten haben. Ich war also nun wieder zurückgekehrt an den Ort, von dem ich sieben Jahre zuvor ausgegangen war, ohne mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen zu können, daß ich überleben würde. Der Blick über die 28 km² zerstörte Fläche der Stadt Dresden und der Tod Elisabeths führten mir das immer wieder vor Augen. Mit um so heftigeren Gefühlen wandte ich mich dem Leben zu; das war freilich nicht dazu angetan, heiter genannt zu werden. Banal ausgedrückt war alles ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Da war zwar ungefähr das eingetroffen, was ich erwartet hatte und bei der Besetzung Mitteldeutschlands durch die Russen erwarten mußte, aber die Durchdringung aller Bereiche mit der Bürokratie, Aufpasserei und Schikane war nach den Lockerungen, die unter der Auflösung des Dritten Reiches, der Befreiung von politischem Druck, die selbst im Internierungslager spürbar wurde, und den Wochen, die ich auf der Suche nach Anknüpfungsmöglichkeiten im Westen verbracht hatte, empörend und erschreckend. Dabei gehörte ich zu den wenigen Glücklichen, die selbst drüben als "unbelastet" galten. Das spürte ich bereits bei meinen ersten Gängen zu den Behörden. "Sie waren nicht in der Partei, in keiner ihrer Gliederungen und nicht Offizier?" fragte man auf dem Wohnungsamt. "Seien Sie froh! Sonst hätten Sie Ihre Wohnung und Ihre Möbel nicht wiedergesehen!". Ich konnte auch sofort wieder mit der Einstellung in Freital (Schule) rechnen. Vorher allerdings war eine "Quarantäne" von etwa 14 Tagen zu überwinden. So sehr ich mich wand und mit Hanna Hörnings Hilfe das zu umgehen versuchte - ohne Entlaßschein aus dem Quarantänelager Hoyerswerda war an eine Beschäftigung und an den Erhalt von Lebensmittelkarten nicht zu denken. Also

Institut für Lausitzer Archiv

Ms 2136 - 98

machte ich mich schweren Herzens auf den Weg gen Hoyerswerda, das nun schon fast an der polnischen Grenze lag, fuhr mit einem der chronisch überfüllten Züge dahin und lief dann noch - zusammen mit vielen anderen Schicksalsgenossen - zu dem Lager. Es sah weniger streng bewacht aus als unser Moosburger Internierungscamp. Hier und da war der Drahtzaun lädiert; von den Russen war nichts zu erblicken. Die Lagerleitung und Bewachung - von Posten mit roten Armbinden und mit der Mündung nach unten getragenen Gewehren - bestand aus deutschen "Genossen". Alle Neuankömmlinge wurden gesammelt, mußten antreten und wurden auf die einzelnen Baracken verteilt. Vorher mußten alle Offiziere links heraustreten (diesmal ca. 30 - 40) und wurden gesondert abgeführt - wie es hieß, nach Oranienburg und von dort möglicherweise in russische Gefangenschaft. Wir anderen mußten uns - ich erneut - auf eine Zeit hinter Stacheldraht einrichten, gerechnet wurde mit ca. 14 Tagen. Wahrscheinlich habe ich - dem Rat der Genossin Frau A. Sacke-Gaudig folgend - nur Brot mitgenommen, an Lektüre jedenfalls "Tristram Shandy", der mich wie immer gut unterhielt und mir über die Misere hinweghalf. Das Wetter war schön, ich lag viel in der Sonne, aus der Ferne grüßte ein mir dem Namen nach bekannter Berg - die Landskrone bei Görlitz (schon in Polen liegend) - herüber. Einmal mußte ein Fragebogen ausgefüllt werden: einigermaßen zaghaft schrieb ich die NDEA (= Nachrichten-Dolmetscher-Ersatz-Abteilung) hin - in der Hoffnung, daß dieses undeutlich artikulierte Kürzel keine Nachfragen nach sich ziehen würde. Hin und wieder tauchten bekannte Gesichter auf - meist beim Anstehen nach dem selbstredend knappen Essen. Doch konnte Moosburg (Camp) schwerlich unterboten werden. Jedenfalls traf ich Erich Sonntag, meinen alten Zwickauer Klassenkameraden, den ich dann erst 1977 wiedersah, und den Werner Martin (Vorname wie in Sachsen üblich nachgestellt), den Buschbeck Albert und den Mehlhorn Hans, den ich während seiner Glaserlehre in Bad Schachen am Bodensee 1925 besucht hatte. Als ich ihn jetzt (1988) in Hartenstein aufsuchte, erkannte er mich nicht; dann freilich gabe es ein fröhliches Erinnern. Die Zeit verging jedenfalls auch in Hoyerswerda; einige Gerüchte sorgten für leichte Aufregung: so sollten weder Eisenbahner noch Förster entlassen werden - was mich ja nicht betraf -, und schließlich tat sich eben doch das Lagertor auf. Ich trat die Rückfahrt nach Dresden an; in der Bienertstraße eröffnete mir sogleich der Hauswirt (Herr Kamnitz): in meiner Abwesenheit sei ein Polizist zu ihm gekommen und habe sich erkundigt, ob ich wirklich nicht in der Partei und nur Unteroffizier gewesen sei. Als er ihm das bestätigt hatte, sei jener mit den Worten "wenn er Doktor ist und bloß Unteroffizier war, dann kann er eigentlich kein Nazi gewesen sein" gegangen. Immerhin enthüllte sich somit der wahre Zweck des als sanitäre Maßnahme dargestellten "Quarantäne-Lagers".

Es wurde aber noch deutlicher, was überall lauerte. Ich hatte jedoch A gesagt, meine Stelle, die in Wolfenbüttel für mich offenstand, telegraphisch abgesagt und mich für den Neubeginn in Dresden entschieden. Dazu gehörte nun auch die (Schul-)Arbeit in Freital - an meiner früheren Schule. Es wäre schwer, keine Satire zu schreiben, wenn ich das Zeug dazu hätte. Zeiten des Umbruchs fordern ja immer dazu heraus - und in einem so kleinen Personenkreis wird es einem besonders deutlich. Natürlich war Oehm (Schulleiter; Nazi) verschwunden; er sollte mir später - 1955 - nach meiner Wahl in Minden als erster seine Glückwünsche übermitteln. An seiner Stelle fand ich Prof. Eick wieder vor, der bei aller Verehrung, die ich ihm entgegenbringe, doch den Fehler hatte, stark konformistisch zu sein. Er fragte mich bedeutungsvoll, ob ich mich denn schon für eine Partei entschieden hätte - und ob auch für die richtige (wobei er offenließ, welche er für die richtige hielt). So waren wir also - was die Schulhierarchie betraf - wieder bei den Verhältnissen von 1933 gelandet; freilich hatte sich allerhand geändert. Aus dem altem Kollegium war Jork geblieben, der die Dinge heiter und gelassen überblickte und sich keinen Illusionen (betr. Russen) hingab. Es waren noch oder wieder da: Oettrich, Schneider, Tanneberger, Frl. Richter, evtl. Hiller (es kann auch sein, daß der vorerst noch im Berg-

Institut für Zeitgeschichte Archiv

M 2136 - 99

bau arbeitete). Auf kuriose Weise hatte sich Ernst Schneider erneuten Zugang zu unserem Beruf verschafft: er hatte noch aus Bayern telegraphisch angefragt, ob ihm seine zeitweilige Zugehörigkeit zur SA nicht hinderlich sei, wieder in seine alte Lehrerstelle zurückzukehren, war dann - ich weiß nicht, was ihm geantwortet worden war - doch erschienen und hatte sich die Wiedereinstellung dadurch "erzwungen", daß er auf dem Schulamt auf Tanneberger verwiesen hatte, der ebenso wie er in der SA gewesen und wiedergenommen worden sei. Da Tanneberger Schwiegersohn des Polizeigewaltigen von Freital war, der 1933 als SPD-Mitglied gefeuert worden und nun zu Recht wieder eingesetzt worden war, wurde Tanneberger vor Folgen geschützt, denn er hatte natürlich seine SA-Zugehörigkeit verschwiegen - was um so leichter war, als Schulleiter Ochm alle Akten vernichtet hatte. Schneiders Angaben wirkten also als Denunziation, aber man stellte ihn wieder ein; nur war die Situation mindestens zwischen ihm und Tanneberger gespannt. Überhaupt konnte sich unter den neuen Bedingungen keine befreiende und gelöste Atmosphäre ergeben. Es war ganz der frühere widerliche Druck. Ein paar vernünftige Gespräche ergaben sich mit einer neuen - nicht mehr ganz jungen - Kollegin, einer Freifrau v. Miltitz. Ihre Familie - auf Siebeneichen enteignet, obwohl sie zum Widerstand gehört hatten und ihr Gut mit 101 Hektar von der Zwangsenteignung verschont bleiben sollte - war häufig Gastgeber für meine Dolmetscherkameraden gewesen (ich hatte nur wegen meiner Wochenendbesuche in Hirschbach nicht zu den Eingeladenen gehört). Damit ergaben sich Anknüpfungspunkte und ein Vertrauensverhältnis, wie es sonst nur noch zu Jork bestand. Aber ohnehin blieb ich lediglich nur ein paar Wochen - bis zu den großen Ferien - an der Freitaler Schule. Eines Tages - als ich die Bienertstraße entlangging - überholte mich auf dem Fahrrad mein alter Kompaniekamerad Woldemar Drewing. Die Begrüßung und die ersten Erkundigungen ergaben, daß er an der Oberschule Dresden-Süd - die vor dem Krieg ein Bundesbruder von mir geleitet hatte - tätig war und daß man dort dringend einen Neuphilologen brauchte. Da diese Arbeitsgelegenheit ganz nahe bei meiner Wohnung lag, beschloß ich - nach Beratung mit Hanna Hörning - von Freital nach Dresden überzuwechseln. Das war um so leichter möglich, als mich kein Beamtenstatus mehr band und ich - was mich empörte - nur auf eintägige Kündigung beschäftigt war: man hatte sich da großartig "gesichert", weil mancher Schwindel (wie die Verheimlichung von Nazi-Zugehörigkeiten) aufflog. Dagegen waren die Angestellten des Freitaler Schulamtes äußerst verblüfft und widerstrebend, als ich diese Bestimmung nun gegen sie zur Anwendung brachte. Zunächst lehnten sie überhaupt ab, mußten sich aber fügen, da ihre Einwände - daß die Bestimmung so nicht gemeint sei - von mir nicht anerkannt wurden und ja auch nicht stichhaltig waren. Da es kurz vor den großen Ferien war, konnte ich sie ja verstehen, aber aus dem Krieg war mir eine Dosis von Rücksichtslosigkeit verblieben, die mich - nicht nur hier - beeinflußte. Vom Freitaler Kollegium nahm ich - außer von Jork, Schneider, Oettrich - ungerührt Abschied. Siegfried Barth - der gefunden hatte, daß es "knallen" müßte - war zwar nicht wieder ins Amt gekommen, Morgenstern war noch in russischer Gefangenschaft, Hans-Heinrich Richter arbeitete bei der Deutschen Phototek, Lux - dessen Studienrat-Stelle ich bekommen hatte - war, wie berichtet, vor dem Frankreichfeldzug gefallen, Forberg war in Rußland geblieben, die übrigen ehemaligen Parteigenossen hielten sich mit ihrer Hände Arbeit über Wasser. Unseren ehemaligen "Zellenwart" des NSLB (Nationalsozialistischen Lehrerbundes) Uhlig traf ich gelegentlich in Freital auf der Straße. Er hatte irgendeine angenehme Bürotätigkeit gefunden, meine ich, war ganz gut "in Schale" und Form. Da er immer anständig gewesen war, bot ich ihm an, ihm einen sog. "Persilschein" auszustellen - ein Papier, das ihn reinwusch, indem es ihm bestätigte, daß er keine parteipolitischen Druck ausgeübt hatte. "Ja", meinte er, "das ist nicht ganz so einfach. Ich war ja nicht Zellenwart, sondern habe das Amt nur kommissarisch ausgeübt". Damit begegnete ich erstmals einem anderen bewährten Versuch, frühere Tätigkeiten ungeschehen zu machen; wir einigten uns dann auf eine Erklärung, die diesem Umstand Rechnung trug. Mehrere Monate später erlebte ich eine ähnliche Überraschung, als ich "Mo" - Morgenstern

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 100

auf der Coschützer Straße begegnete. Er sah ziemlich erbärmlich aus, war wegen Tuberkulose aus sowjetischer Gefangenschaft entlassen worden und verkündete mir schon im dritten Satz, wie gut es doch gewesen sei, daß er seinerzeit nur "kommissarisch" im Ministerium und bei der Gauleitung tätig gewesen sei. Mir dämmerte, daß er es weit bringen würde - und tatsächlich hat er noch (wie ich 1963 von Ilse Krause hörte) den "Genossen" das Leben schwer gemacht (diesmal eben anderen). Die Situation von "Le Rouge et le Noir" ist nicht auf die französische Restauration beschränkt. Auch kleinere Bereicherungen gab es: Hanna hatte aus dem Besitz des sächsischen SA-Obergruppenführers Schopmann eine schöne massiv silberne Kaffeekanne sich aneignen können; ihr Chef (Bezirksbürgermeister von Dresden-Plauen), ein alter Kommunist, der auch in Rußland gearbeitet hatte und von daher Russisch sprach, hatte Perserteppiche und wohl auch andere Werte an sich gebracht. Er war im übrigen nicht übel, wagte es auch, dem russischen Kommandanten unseres Bezirks über den Mund zu fahren: so hatte er einmal - als einige Bauern, die es in unserem Vorortbereich noch gab, ihrer Ablieferungspflicht nicht nachkommen konnten - mutige Worte gefunden. Der Ortskommandant hatte sofort von "Sabotage" gefaselt sowie davon, daß man ein paar von ihnen aufhängen müßte. Da hatte unser wackerer Bürgermeister ruhig erwidert: "Dann bin ich der nächste, der baumelt, und der übernächste Sie, Genosse Kommandant." Daraufhin war Ruhe - und die Bauern, denen man Unmögliches abverlangte, hatten wohl auch etwas Schonfrist. Solche Dinge erfuhr ich durch Hanna Hörning, die auch durch ihren Schwager Neubert (ebenfalls hoher Funktionär) informiert wurde und überhaupt zur neuen Führungsschicht wenigstens Zugang hatte. Sie war mir nun auch beim Übergang von Freital nach Dresden insofern behilflich, als sie selbst eine Wohnung in der Nähe ihrer ausgebombten suchte, meine Untermieter anderweitig unterbringen half und ich mit Hilfe von Jork und seiner Frau Lotti eine Haushälterin für mich fand, die - ich weiß nicht mehr wann - bei mir einzog, während Hanna in die Coschützer Straße (wenn ich mich recht erinnere) umsiedelte, wo eine Frau Unger zwei Zimmer an sie vermietete und Hörnings Sohn Volker beaufsichtigte sowie einige Hilfe im Haushalt leistete. Auch für Ulli wurde eine befriedigende Lösung gefunden. Tante Dorle Sutter, die in Aue/Erzgebirge ein Kinderheim leitete, war bereit, ihn dort unterzubringen. Meiner Mutter ging es um diese Zeit - kurz nach Vaters Tod - gesundheitlich gar nicht gut: durch die Pflege war sie so erschöpft, daß ein altes Leiden (offene Stellen an den Beinen) wieder auftrat und ich sehr um sie fürchtete. Zu ihrer Rettung trugen wohl die Reineclauden aus unserem Paussdorfer Garten - die in jedem Sommer so reichlich zu ernten waren - nicht wenig bei, indem die Säfte zur Schließung der Wunden viel beitrugen.

Mit Ende der Ferien waren so die meisten Schwierigkeiten, die mit diesem Neubeginn zusammenhingen, beseitigt; die Schularbeit in Dresden konnte beginnen. Nach bewährtem - und schon oft erprobten - Vorbild hatten die Russen sofort die Schulen wieder eröffnet - mit den Lehrkräften, die gleich nach Kriegsende zurück oder überhaupt noch da waren. Gleichzeitig hatten sie mit der Ausbildung neuer Lehrer - die "unbelastet" sein mußten und konnten - begonnen. Kaum waren diese nach einigen Monaten verwendungsfähig, wurden die "Belasteten" von einem Tag zum anderen auf die Straße gesetzt und mußten zusehen, wo und welche Arbeit sie fanden - und damit zu einigermaßen erträglichen Lebensmittelrationen kamen. Am besten standen sich die Bergarbeiter - und unter ihnen wieder die "Wismut"-Arbeiter (wegen des erhöhten Strahlenrisikos, das sich bei vielen später auch auswirkte), die in Oberschlema und bei Johanngeorgenstadt Uran für Rußland abbauten. Ein Genosse Bezirksbürgermeister erhielt freilich auch ohne solches Risiko acht Schwerstarbeiterrationen pro Tag - das nebenbei. Jedenfalls boten aus diesen Gründen alle Lehrerkollegien damals ein ziemlich kurioses Bild.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136 - 101

Der Brief eines Freundes an die in der Heimat weilende Frau von Dr. Orzschig (sicher nicht der Post anvertraut):

An:
Frau Elisabeth Orzschig
Bienerstraße 50
DRESDEN

Im Advent, Dezember 1944

Liebe Frau Orzschig!

Erstmals über Weihnachten bin ich in Negerdorf auf Urlaub. Ein glücklicher Umstand brachte mich von dem mir verhaßten Feldhaufen in Nordungarn los. Wider Erwarten kam ich als persona ingrata auf eine Versetzungsliste zum 22.11.1944. Am 27.11. in München bei Bekannten übernachtend wurde ich gleich mit ausgebombt und mußte meine Kommißschuhe unterm Schutt am nächsten Tag ausgraben. In Halle erhielt ich dann von dem Ihnen auch bekannten "Meckmeck" (alias Graf) sofort den Bescheid, er wolle mich mit einem Schub am 11.01.1945 gleich wieder nach Galizien schicken. Dafür bekam ich sofort "Einsatzurlaub" bis 28.12.1944. Ich hoffe, dem "Meckmeck" seinen Plan Galizien sauer machen zu können. Einer meiner Freunde aus Berlin brachte eine Anforderung für mich zum Generalstab als Militärgeograph in Gang. Ich darf hoffen, daß bis Anfang Januar 1945 die Anforderung in Halle einläuft und ich dann statt nach Galizien nach Westfalen oder Schlesien segeln kann. Neues gab es in Nordungarn, schon in Rumänien genug, z.B. Kriegsgericht gegen mich wegen angeblicher defätistischer Sprüche, das dürfte sich zu Tode laufen, zumal ich dem lügenhaften Denunzianten eine Unterschlagung von Wehrmachtsgut nachweisen konnte, und da außerdem der Direktzeuge nicht aufzufinden ist. Daß man mich trotz laufender Kriegsgerichtsanklage versetzt hat, deutet jedenfalls darauf hin, daß die Häscher ihre Sache verloren geben. Nicht genug davon, erlebte ich am 7. Dezember 1944 in der Eisenbahn schon wieder eine ähnliche Sache. Allgemeine Unterhaltung über die Frontlage in der Südpfalz, Plünderungen durch deutsche Wehrmachtsangehörige und dergleichen, wobei ich natürlich auch meinen Senf dazugeben mußte. Sogleich wurde ich von einem Reichsretter (nazitreu) per Bahnhofswache verhaftet, dem Militärgericht in B. vorgeführt - aus dem Zug heraus – und nach längerem Verhör, hin und her, wieder Verhör, 5 Stunden später laufen gelassen. An der Plünderungsbehauptung hatte ich bis zuletzt festgehalten, da der Beweis täglich hundertfach erbracht werden kann. Zwecks glatter Bahnfahrt ohne solche Verzögerungen werde ich in Zukunft aber keinen Senf mehr dazugeben, zumal schlimmere Strafen denkbar sind. Es kommt ja doch, wie es kommen muß (militärische Entwicklung). Letzte Woche wurden wir hier abends von 21.00 bis 24.00 Uhr durch Artilleriefeuer der Amerikaner von Weißenburg und Lauterlinie her "vergranatet", auf unserer Ecke ca. 20 Treffer. In den Garten mitten hinein ein Treffer gratis, Splitter in den oberen Gang, alle Fenster kaputt, unsere Mutter blaß vor Schrecken. Eine zweite Granate fiel bald darauf auf die Straße – einige Meter vom Brunnen, schlug hart auf das Pflaster und durchsiebte die Gartenmauer; so kamen noch einige in der Nachbarschaft herunter, wo einige Dachstühle und kleinere Gebäude hochgingen, etwa 10 Häuser. Unser Häuschen hat keine Ziegel mehr auf dem Dach. Gegönnt hätten es uns die Nachbarn, daß alles kaputtginge. Heute endlich die Fensterscheiben wieder eingesetzt, letztes verfügbares Glas. Kalt, da unheizbar, seit zwei Tagen 10 Grad Frost und mehr.

Mutter hat soviel zu rennen, daß sie nicht zum Schreiben kommt. Sie bittet mich daher, Ihnen zu schreiben und mitzuteilen, daß sie gelegentlich wieder entbehrliche Essensmarken schikken werde. Sie freute sich sehr über Ihren Brief, wie ich mich über Ihren Wunsch , ich möchte

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - 402

Ihnen mal wieder schreiben; na ja, in den letzten Wochen war es halt zu sehr artilleristisch. Jagdbomber und Artilleriefeuer Tag und Nacht. Unser Dorf lag in der Frontlinie und die Artilleriestellungen unweit von uns draußen. Lokomotiven auf dem Bahnhof fast täglich völlig ausgeschossen von Jagdbombern, Bordwaffen der Flugzeuge krachten, daß alles davonlief, einige Häuser brannten nieder. Seit der amerikanischen Offensive ist es gerade jetzt über Weihnachen etwas ruhiger geworden. Mal einige Tage gab es kein elektrisches Licht, Petroleumfunzel usw., Flüchtlinge mit Sack und Pack. Also mit einem Wort, es geht halt wieder zu wie 1939 im Westwall-Grenzgebiet, als wir angriffen und wie anderwärts auch, wenn sie kommen, die "Befreier". Viele wollen ja nicht räumen, alles aufgeben, da sie angstlos und siegessicher sind. Wir auch – Goebbels spricht in den Gazetten gern von der Wunderwaffe. Aber bei dem Granatenhagel, der schon ganze Dörfer südlich von unserem zu Schutthaufen gemacht hat, bleibt schließlich nichts anderes mehr übrig. Herta kutschiert mit dem LKW noch für militärische Zwecke und dergleichen herum. Herr Fix kauft und verkauft alles, spielt den guten Hausfreund und – ist weder mir noch Herta wohlgesinnt. Das ist schon seit jeher so und wird nie anders werden können, besonders da er und ich grundverschiedene Naturen sind – vgl. die Schullaufbahn, die bei ihm schon in der 12. Klasse ein jähes Ende nahm. Grund: cherchez la femme. Ich halte es für besser für meinen Teil, den goldenen Mittelweg zwischen Pflicht und Gaudie (la femme) zu gehen. Man kommt dabei zwar oft nicht auf seine Rechnung als Kavalier (Mann), bleibt aber letzten Endes wohlauf und wird nicht ganz konfus – und jung bleibt man auch dabei.

Wie ich lese, sind Sie ein rechter Pechvogel in Sachen Gesundheit*. Die gelobte Medizin ist, wie mir Herta zu schreiben aufgibt, jetzt nicht mehr greifbar; also nichts mehr für Normalbürger, nur noch für das Militär.

Sobald ich meine neue Anschrift habe, werde ich Sie ihnen mitteilen. Am 13.12.1944 fuhr ich von Halle nach Schlesien und mußte wider Willen leider über Cottbus zurückfahren, da ich in dem verflixten "Dorf" mein Koppel (Gürtel) verloren hatte. Ich fand es dort – man staune! – wieder. Sonst wäre ich über Dresden gefahren und hätte Sie besucht, ma chère. Ärgerlich. Aber ich mußte den Versuch machen, das Koppel zu suchen, da das Seitengewehr dabei war. Vielleicht ein anderes mal. Bin ich dann willkommen (persona grata)? Ich möchte aber Hanns nicht in Harnisch bringen dadurch. Von meiner Versetzung usw. weiß er wohl noch gar nichts. Bin nämlich noch nicht zum Schreiben gekommen seitdem.

Werden Sie bald wieder gesund, damit wir das Kriegszirkus-Ende rüstig feiern können, und seien Sie von allen herzlich gegrüßt, besonders

von Ihrem

Erwin Bitzer

* Anmerkung: Die Angeschriebene starb am 17. Januar 1945 an Brustkrebs.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-103

07 2500 × 4500 km.

Eindrücke einer Amerikareise.

Carl Zuckmayer, ~~Paul Sethe, Manfred Hausmann~~ Kl. Liebe zu Am., Edg. Zukunft.

Eine Amerikareise 9 Jahre nach dem 2. großen Krieg mit den Vereinigten Staaten, während Besatzungstruppen noch bei uns im Lande stehen, und auf Einladung eben dieser Vereinigten Staaten ist eine Angelegenheit, die manche besondere Lage schafft und wir hätten uns manchmal die politische Gewandtheit gewünscht, die aus dem Verhalten des ~~jungen~~ Thronfolgers ~~[illegible]~~ von Saudi Arabien spricht und von der uns bei der Berichtigung eines Stahlwerks in Chicago berichtet wurde. Das Royal Highness hatte mit wehendem Barmus, von einem zahlreichen Gefolge begleitet gerade dieselbe Tour absolviert, die wir ein paar Wochen später unter uns brachten. Dann stellte er sich den Journalisten zur Beantwortung von Fragen Journalisten und Ecke Gesellen. Plötzlich faßt einer der Aufsätze Eisen der transjordanischen Politik an: Wie sind die Beziehungen zwischen Juden und Arabern? Keine Muskelbewegung. Beratung mit dem Dolmetscher. Antwort: Bis Royal Highness wünscht zu erklären, daß er die amerikanischen Blumen wunderschön findet. — Wenn auch von unserem Antworten nicht soviel abhing wie in diesem Falle, so waren doch manche Begegnungen, [von denen ich einigen noch berichten werde] recht spannungsreich. Überhaupt ist eine Amerikareise, wenn auch keine Abenteuer, keine Durchgeneigung Afrikas oder Asiens, doch noch eine erregende Angelegenheit. Es ist Reise in die Vergangenheit und Zukunft zugleich: Reise in die Vergangenheit: Ungebrochenheit der Entwicklung, keine Kriege im Lande, weder 1. noch 2. Weltkrieg bedeuteten eine Erschütterung, Gefühl des Neides möchte

Ms 2136-104

einen beschleichen, wenn man die Münzen des vorigen Jahrhunderts erst
im Kurs findet, lediglich die Depression, die seit den 30 Jahren
hat einen nachhaltigen Schock ausgelöst. Kein Wunder, wenn der
bildnerische und musikalische Geschmack weithin auch bis in diese
hinein, die bei uns weitergestanden sind, dem er Zeit vor dem 1. Welt-
krieg entspricht – andererseits hat, wie Edgar Lang in seinem
sensationell aufgemachten Buch sagt, die Zukunft schon begonnen.
Motorisierung und Technisierung unerhört vorangetrieben – aber keine
eine Entwicklungslinie, die nicht bei uns [weiß in den Anfängen
unerwartet ist, [Die spezifischen Problemen, Lesseproblem]. Dies alles
will ich versuchen, in einigen Bildern Ihnen sichtbar zu machen
die auf einer 3monatigen Reise entstanden sind, ~~und~~ mit denen
Route ich Sie ein wenig vertraut machen muß. Erst in
Washington, im alten, von Europa aus seit dem 17. Jahrhundert
intensiver besiedelten Osten gelegen, hier lagen die 13 Kolonien,
die 1770 ihre Unabhängigkeit erklärten.
Appalachengebirge, nicht an Höhle und Tag, wovon man noch nichts
ahnte, schlechtes Hinderniß
Mittelwesten im vorigen Jahrhundert eigentlich erst erschlossen, vorher
Brutobjekt zwischen Franzosen und Engländern. Franzosen: Detroit,
Cleveland, Duquesne, St. Louis, Louisiana, New Orleans.
Vereinigte Staaten, die Kärien. [1803] von Napoleon gekauft. [15 Mio. Dollar]
Rockies
Californien, auch heute noch das gelobte Land.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

C9 Ms 2136 – 105

Washington, nicht die erste Hauptstadt, Nyork a New Amsterdam, 1790 geplant, Landabtretung von Maryland u. Virginia, ähnlich Canberra eine Art extrait. Gebiet, einw. dürfen sich heute noch nicht den Präsidenten mitwählen.

1800 nach Planung eines franz. Architekten und Ingenieurs Pierre L'Enfant zur Hauptstadt gemacht. Großräumig, repräsentativ, ein europäischer Geschmack. Jeffersons sind sichtbar.

Kapitol. Senat u. Kongreß – Schüsse der Portoricaner. Nixon, Vice-Pres. = Pres. of the Senate.

Lincoln Memorial 60 m : 20 m. 2 Mill. Besucher.

Blick über Teich 660 m : 60 m auf Washington Monument, „das imposanteste u. kostspieligste Denkmal, das je einem Menschen errichtet wurde" 180 m noch 1884.

Potomac River.

Jefferson Memorial. Unabh. Erklärg., Präsident. 1801–09.

Blick von Wash. Monument > Kapitol.

1) New National Museum, Naturwissenschaft, Kulturgesch.
National Gallery of Art, Mellon, erstaunlich reichhaltig. 15 Mill.
Smithsonian Institute Heirat of Saint Louis.
Library of Congress, deutsche Aktenbestände in den National Archives Deutsche Kap. Verk., Eva B – Mitter.

6.) Lincoln Memorial, Munition, Marine-Gebäude.

Appalachengebirge. Pennsylvanien, Waldland. 2300 Mt Mitchell, hier noch 8–900 m hoch.

Kutztown, Pennsylvania Dutch. That wonders me. Spritzing the grass. Enter the light!
Farm-Amiss

Der ungeschichtliche Mittelwesten.
Main street in Michigan. Parkometer.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

O 10 MS 2136-106 1.)

Wisconsin, Ohio, Indiana, Illinois etc.

Endmoränenlandschaft mit vielen Seen.
Mais – Obstplantage, Silos.
Cattle-farming, dairy-farming.
Mais. Auto von Dr. Leoschke.
Lutherische Kirche. typischer Bil. 140 Seelen ca.
Lage der Kirche 288 denominations. Sekten moderne gemeinde Körperschaften. Mormonen, Pfingstbewegg. Kirchen. ältere Körperschaften
60% der Bevölkerung in Kirchen.
Katholiken 29 mil., Prote. 54 mil.
Methodisten 12
Baptisten 17, in 55 Kirchen!) Southern Baptist. 5-6 mil. Mgr.
Lutheran 0,5 mil. stärkste Zunahme, um 165%.

Kirchhof. Grüne typisch vernachlässigt. Ist wird gern verschwiegen oder ein-
schen. „Memorial Park."
Dürkopp, Pierscoff, Bot, Lüttke. Verh. zu Ostschland?

Landschulhaus. 1 kl. Schule. Lehrerin, Lehrer schlecht bezahlt.
Consolidated Schools, wie diese. Schulwesen je nach Finanzlage des Staates,
hier Pennsylvanien, gut, wie Californien, am ärmsten Mississippi.
Schulbusen. In Californien bis zu 80 km Kinder herangefahren.
mitgefahren. Schutzpacht. Große Umgewöhnlichkeit. Wir brauchen mich
nicht darüber zu klagen. Anderer System, nicht Auslese oder Welt-
bewerb. Jeder zur High School bis ca. 18, möglich bei dem Reich-
tum u. der Mittelst. Danach Universität – College.
University of Wisconsin in Madison, eine der 10 besten des Landes, neben
Harvard, Yale, Princeton, Stanford, California, Columbia.
etwa 120 moderne Gebäude, 1870 – als, muß abgerissen werden.
Blick auf State Capitol, alle dem Capitol in Wash. nachgeahmt.
Mead's Dorm, Heinecke. The little Lake – of Konstanz. – Bodensee.
Lake Mendota, Frl. Hilfrud Lange, Agrarjournalistik.
Leoschke, Heinecke – Spezialistengefahr.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Chicago. Sky-Line. Zentrum der Wolkenkratzer, Hinterhöfe dunkle Löcher.
Lake Michigan. 3 650 000, davon 800 000 Neger. Südseite
Hoodlum - College Kid. - gehört ganzen. wie Gang Park.
Park, Central Park mehr Ruine als Garten.
Michigan Ave Wrigley Building, Post Office. 1806-1812 von Indianern. Indianer
Slum in Stadt: verwahrlost, leer.
Loop Street. 1 Fuß = 20 000 $ Volle Breite der Wolkenkratzer.
Van Buren Street. Elevated Railway. 8000 Fahrgäste 1952.
Rush Low. Hotel. Restaurants. Vergnügungsstätte. Nähe, Club, Kino. [1100 Zimmer wie Hotels bei Armen.
Parkplatz. Chevrolet. Verkörperung der Großstadt.
Verkehrsbindung. Linie als Notwendigkeit, Kopfbahnhöfe.
30 - 40 000 $ Jahres Verlust für Linie. Lange Fahrt Stock.

Negro Slum. Dr. T. Lane. Sek. d. Urban League. Neger = 10 %.
8 % Zunahme der Negerbevölkerung jährl. 1941-45
60 % in 10 Jahren.
Neger verlassen Südchicago - Nordwest. Black Belt.
Viertel werden verlassen, Häuser stehen wie Ruinen.
Lebensweise: Lohn eines Arbeiters bringt 50 000 $ auf, kann kann nicht in Negro bleiben.
Jugend Verbrechen: Gang - Jazz - Drink - Neger.
Jugend in Lücke Zustände erst allmählich entsteht. Fällt nur dem in Lücke Zustände erst allmählich entsteht. Fällt nur dem
Südchicago. Negroviertel wie Ruine. Schl. + Rennt 200 $, Off. 50, alle andern 25 $
Schlacht Jugend. Lebt in Gangs. Stadt in Atlanta. Neger Register,
Gang. Ist Leben der Gruppe. Stadt in Atlanta. Neger Register,
der stark Rennt wird nie. Jagt so Leben der ganze Jugend.
Zustände werden besser durch Aufstieg d. Negroten in d. Mittelschicht
Wird durch die Segregation? Aufstieg d. Negroten in d. Mittelschicht

Skitrain in St Louis.
Western Plains. Reisen von 240 - neue Tausend Leben, Typisch für 7 Tage.
Rockies. Pikes Peak. Zebulon M. Pike, 1806 entdeckt. Bäume gehen bis 4500 m.
Neger in Schlafwagen. 900 Passagiere. 8 Speisesäle. Alle Speisen werden an Tischen gegessen. Engl. Food, Fry, Pork, Fish, Vegetables

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

012 M=2136-108

Western Plains Ranches von 600 : 240 Hektar – mehrere Tausend. 4/10 Hektar braucht 1 Kuh!

Rockies Grenzgrenze bei 4000.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Fahrt nach Los Angeles.
Die Fahrt mit der Eisenbahn.
Chicago.

Fahrt mit Calif. Express. Pullmanwagen, 12 Wagen, Lounge-Car. Schlaf-
dome. 2 537 miles - Von Chic. - L.A. 4.000 km. 2½ Tage
Abfahrt um 6 Uhr abends in Chicago.
Toilette, elektr. geheizte Trockenraum, 110 Volt - Licht f. elektr. Apparate,
Temperaturregelung, Radio. 1 Raum mit Dusche.
350 km Colorado - River. 380 km Nevada - Gebirge.

Früchte.

Californien. 2. größte Staat (nach Texas) Gold-Staat, Berg, Wüste; Ananas, Kirschen,
Alten Übergang von Pionieren, Bewässerung. Druck von der Regierung.
Sierra Nevada 600 km nach Süden. 6) fast Europa f. d. Fruchtbarkeit, Mais, Baumwolle, Früchte.
weite Ranches. Farmen vier 160 Acres = 64 Hektar, 4-500 von 160 Hektar nicht
selten. a) Farmdurchschnitt 2400 Hektar, 5-2500 Angestellte.
20 000 fast, pflegen für Ernten.
San Francisco. Neue moderne Stadt, über Erdbeben wieder aufgebaut.
$25 000 Gold Rush von 1849. 1769 von den Franzosen gegründet. Chinesenviertel.
China. Fast eigene chin. Polizei.
5 Distrikte - 2300 Krankenhäuser.
1937 erbaut.
Golden Gate.
2 Bridge. 1280 m Hauptspannweite
223 m hoch, die Kabeltürme. Nordbahnhof → St. Ballbinsel.
Eröffnet im 1936, Volksfeste auf festen Inseln. auf Ballbinsel.
Oakland Bay Bridge 13 km lang, 97 mill. $ Kosten.

Schönheit der Technik.

1 Tagesfahrt bis Los Angeles. Küste von Nordspitze. Klima 2 Millionen Einw.
Südspitze.
Pasching Square. Viele Dynamo.
Hauptplatz. Spazierstöcke, Bäume, Früchte reifen nicht.
Lieferung. Postkarten - Journal Pasching. Autopark Übergang 4 Stück,
2000 Wagen. [Gespräch mit dem alten Friedrich. 1912 mit Konstantinopel.
44 x 44 m = 70 x 70 km ca. Ostfriesland.
Einfahrt über Berg. 80 Hektar. Stiftung.
Hollywood. Anstellung Direktor. Jahres Gage. pro Tag 15 $, 1 Woche
25, im Monat 75. Kameramann pro Woche 500-1500 $.
1000 $ 1 Stunde, Arbeitszeit 14 Tage, 3.000 bei großen Filmen. s.o.

014 MS 2136-110

Santa Catalina Island.

Künstl. Hafen von Los Angeles. Einfuhr: Zucker, Bananen, Zinn, Kaffee.
Ausfuhr: Petroleum, Flugzeuge, Baumwolle, Kanonen, Holz.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

015 MS 2136-111 7.1

Grand Canyon. 350 km lang 7 – 25 km breit, 1 m tief = 1600.
El Tovar. 2300 hoch
1500 m Abstieg auf 11 km., 5,2 Luftlinien.

Weite gegenüber El Tovar 21 km.

Jag., Cowboy, Armee-Maultiere,
Fluß 100 m breit, 8 – 12 m tief.
Neu-Mexiko. Indianerinnen. Pueblos.

Mississippi. { 36 Mill. Besuche pro Jahr.
New York. { 7900 000 Einw. 5 boroughs: Bronx, Brooklyn
{ [82 Sprachen sprechend.] Amer. Rest. Manhattan, Queens, Richmond.
2000 000 Juden, 400000 Puertoricaner.

Manhattan 1626 Holländer kaufte es für 24 $ Wert
~~80~~ 25 km lang.

Empire State Building, 375 m.
Blick nach Norden: Rockefeller Center.
Fifth Ave.

Armenian Restaurant 82 Sprachen, Zeitungen in vielen Sprachen.

Hudson, Queen Mary, New Jersey.

East River Welfare Island, Queensborough Bridge,
Chrysler Bldg. East River Span, Bronx Whitestone Bridge.
Brückengott 25 ¢

Nachtbild: Broadway, Seventh Ave, Sixth Ave

Central Park. 5 km, 1 km.
Haarlem. 600 000 Neger, in NY., davon 350 000 in Haarlem.
Church of the Master Ave Robinson.

Riverside Church.
George Wash. Bridge.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Die Geschichte der Juden in ~~Deutschland~~ manchen Städten (die Protestantische Kirche) die Schule gehen wird, geht auf einen ~~frühen~~ Brief, der Bürgschaft verpflichtet wurde. Es heißt da 17.4.

X

~~Eine~~ ~~Liebe~~

Nicht minder unverstand wirkte auch die Beschäftigung mit dem Leben, d. h. dem Liegenden. Es ~~wurde~~ ist kurz angenommen, daß man die Liebe in diese Form auf ~~einem~~ Wunsch gerichtet wird: ~~und~~ Die Lehren in Liege ~~durch~~ den Lehren der toten Lügen, der Frau T. Lee, einer Vorsteherin von großer Anhängerschaft und großem Vermögen und Leben in NY folgendes, ein Persönlichkeit von internationalem Format, auf dem Gebiet der ~~Hyp~~ Hypnose tätig in Rev. Erfahrung von der Liebe - - Lehre in Leben zu sprechen. Die ~~Ehe~~ Frau ~~Ehe~~ wurde ~~die Ehe~~ ~~ist~~ frei von der sexuellen Abhängigkeit des Mannes, sie ist Herrin ihrer Person, ihrer Gedanken, ihrer Neigungen, ihrer Liebe, sie ist ein starker Charakter, der Liebe, Ruhe, Ordnung, die Fürsorge sucht auf die Tiefe, Ruhe die Mittelklasse des Lebens beherrscht. Die ungeheure Gefahr und die Stärke ~~Liebe~~ Neigung zur Neigung ~~verbinden~~ machen eine oft echte Unterscheidung auch schwer, die Lebenskraft ist hier ein Recht von Völkern, Rassen und religiösen Gruppen auch nicht berechtigt in Räumen, die Polen, Italiener, Griechen und Neger besitzen.

Während die Kinder verletzen sind durch den Einfluß der Umgebung, stehen sie ~~stehen~~ Kinder ~~und~~ ~~Gefahren~~ und ihren Verhältnissen, der Phantasie- und Vorstellungswelt durch Erziehung ~~Erlebnisse~~ durchaus, werden die Kinder 4. und Lage durch die ~~Ehe~~ Ehe lebt. ~~es~~ ~~fehlt~~ die vorzeitige oder gute Entwicklung eine Ehe und Familie nicht verwandelt. Die Einzelnen ~~Ehe~~ Die Rolle und der ~~Ehe~~ die eine ~~Ehe~~ Ehe Faktor der.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-113

Reichhaltigkeit der Museen war überraschend. Das Interesse für rote Musik, soweit es aus dem Besuch von Kongressen ablesbar ist, schien groß. ~~Die Vorstellungen~~ Veranstaltungen, die ich in Cleveland[2], Chicago[3], Washington[1] ~~besucht~~ beiwohnte, waren ausverkauft, die Virtuosi di Roma erlebten in Ann Arbor ein beinahe volles Haus, des Sadlers Wells Ballett in San Francisco ~~[illegible]~~ konnte sich keine Ausstellung aufnehmen wünschen.

~~[illegible]~~ Weniger Anstreich ~~[illegible]~~ ist die Lage der Theater. Doch beeindruckte mich in NY ~~die~~ „Die Welt des Shalom Alechem", ist offenbar von einem jüdischen Ensemble gespielt, außerordentlich, und eine Aufführung des Othello in Jan-Kur-Andersonen zeigte den ~~[illegible]~~ Sitzer der Shakespeare Theater Gould unter widrigen Umständen des Lebens Es für Amerika zu machen.

~~Das~~ Lieblich in sehr gute Zeitungsweise gewann ~~[illegible]~~ bei einer Führung durch das Gebäude der NY Times.

Wenn ich zum Schluß noch die Einstellung gegenüber Otsch erwähnen darf, so ~~[illegible]~~ ist es ~~[illegible]~~ das Verhältnis Es noch nicht frei von Reißtreiben. Das Gefühl, man weiß nicht, woran man mit den Deutschen ist?, herrscht vor. Alten und kleinen Leuten sind unvergessen, daß Es ~~[illegible]~~ wäre zu wünschen, daß auf dem Wege weiteren Austausch ein besseres Verständnis herbeigeführt, und ~~[illegible]~~ auf deutscher Seite dabei das Gefühl für die rechten Relationen gewahrt würde. Wir sehen immer noch zu sehr im Mittelpunkt, und auch Blick aus der Neuen Welt rückt manches gerecht, was man in Deutschland ~~[illegible]~~ ingewichen würde an Tatsachen und Ihren Meinungen angenommen hat. Für die Eigenheit, diesen Blick zu ~~[illegible]~~ nutzen, ~~[illegible]~~ und ~~[illegible]~~ bin ich ~~[illegible]~~ Wien der Verfasser Erweiterung der sprachl. Fähigkeit,

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

018 MS 2136-114

Mögliche getan haben. ~~[illegible]~~ Weiterzugehen, hieße Spielerei treiben, wo ernste Arbeit am Platze ist. Gewiß, manche unserer neuen technischen Mittel wären noch einsatzfähig. Die Schallplatte, der Film, der Rundfunk sind vorzügliche Hilfsmittel. Leider fehlt weitgehend das Geld, wie bei Schallplatte und Film, und wenn das Gerät zur Hand ist, wie beim Rundfunk, stehen viele äußere Widerstände entgegen. Der Schulfunk ist ausgezeichnet geleitet. Er läßt sich aber nicht in den Unterricht einbauen, ohne ernsthafte Störungen im Betrieb der Schule zu verursachen, Stundenverlegung, Klassenraumtausch, Schwierigkeit, das Funkprogramm mit dem Lehrstoff abzustimmen – kurzum, der Schulfunk ist zwar da, wird aber im Sprachunterricht kaum eingesetzt. Hier kann jedoch das Elternhaus ein übriges tun, indem es das Kind zu den Wiederholungen der Schulfunksendungen am Nachmittag oder zu den Rendezeiten der BBC ~~am Nachmittag oder in den frühen Abendstunden erfaßt, oder es besser dazu~~ anhält, sich einzuschalten. Es werden ausgezeichnete kleine Stückchen, auch für Anfänger geeignet, geboten. Hier können Sie als Eltern mehr tun, als Sie gemeinhin glauben. Machen Sie das Kind auch z. Beispiel auf Bilder in den Zeitungen oder Zeitschriften aufmerksam, die auf englisch-amerikanische Einrichtungen und Zustände hinweisen. Denn der Sinn unseres Sprachunterrichts soll ja nicht mit der Erlernung einer Fremdsprache erschöpft sein. Der Englischunterricht hat eine Aufgabe, die über das Sprachliche hinausgeht. Er dient nicht allein einem philologischen und kulturkundlichen Unterrichtsziel, sondern besitzt eine weltbürgerliche Erziehungsaufgabe. Das mag bei dem Thema, daß uns heute beschäftigte, etwas hochtrabend klingen. Ich habe es nur angeführt, um Ihnen, liebe Eltern, zu zeigen, daß hinter den Schwierigkeiten des Beginns auch lohnende Ziele winken. Das sollen die Schüler wenigstens ahnen. Wir Lehrer brauchen diesen Ausblick, um die vielen Plackereien des Anfangs den nötigen Schwung zu tragen, denn um mit einem Worte Shakespeare's zu schließen: "Nur hohes Ziel vermag uns hoch zu stimmen!"

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

MS 2136-115

Ulrich Orzschig

Gannerbarg 9
21149 Hamburg

Hamburg, den

An den
..... Verlag

Sehr geehrte Damen,
sehr geehrte Herren,

für die Jahre 1907 bis 1948 hat mein Vater, Dr. Johannes Orzschig, zuletzt Oberstudiendirektor, seine Lebenserinnerungen (Kindheit, Schulzeit, Studium, Lehramt, Hitlerzeit ohne Zugehörigkeit zur Partei, Kriegszeit, Kriegsgefangenschaft etc.) mit wacher Beobachtungsgabe in einer Weise formuliert, die nach vorsichtiger Einschätzung einen breiten Leserkreis interessieren könnte, in besonderem Maße vielleicht auch die Jugendlichen. Sehr informativ sind unter anderem die Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus und die ersten Nachkriegsjahre: Mein Vater führte Tagebuch, wodurch das Erinnern nicht verblaßte.

Der Text wurde von mir nur sehr gering etwa im Hinblick auf Verständlichkeit für Fremde redigiert; viele Namen, die Außenstehenden nichts sagen, wurden weggelassen.

Leider wurde mir das Manuskript von meiner Stiefmutter erst jetzt – mehr als zehn Jahre nach meines Vaters Tod (1989) – zugänglich gemacht.

Hiermit übersende ich Ihnen den Text und bitte Sie um Prüfung in bezug auf eine Veröffentlichung durch Ihren Verlag.

Mit freundlichen Grüßen

Ulrich Orzschig

Anlage

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Ms 2136 - MG

Zur Biographie

26.10.1907 - 10.01.1989

Hartenstein im sächsischen Erzgebirge, Geburtsort des Lieddichters Paul Flemming, Sohn eines mittleren Beamten, Oberrealschul-Seminar, das mit seinen noch an wilhelminische Zeiten erinnernden Internatsmethoden erhebliche Unlustgefühle auslöste. Nachträglich bin ich allerdings dankbar gewesen für eine so gute Vorbildung auf den Beruf. Die Selbstverwaltung nach dem Muster etwa der englischen Public Schools oder der sächsischen Fürstenschulen - Schulpforta - die Stufenleiter der Hierarchie, die man vom Dienenden zum Befehlenden allmählich hinaufkletterte, hat mir in der Schule ebenso geholfen wie die zahlreichen Unterrichtsversuche in einer dem Seminar angegliederten Übungsschule. Dankbar denke ich auch an den vorbildlichen OSD Prof. Dr. Gehantich zurück, eine eindrucksvolle pädagogische Persönlichkeit, die durch sehr viel Leid gehen mußte. Ich hatte allerdings schon bald beschlossen, nach Beendigung der Schulzeit weiterzustudieren und die Lehrberechtigung für das Lehramt an höheren Schulen zu erwerben. Von größtem Einfluß sind während meines Studiums Männer wie Prof. L.L. Schücking, Anglist, sowie die Prof. Goetz, MdR, Hans Rothfels, bei dem ich in Königsberg hörte, später Chicago, jetzt Tübingen, auf mich gewesen. In ein näheres Verhältnis kam ich durch meine Doktorarbeit zu Prof. Dr. Friedrich Alexandrowitsch Braun, erstem Prorektor der Universität Petersburg nach 1905, Emigranten - im Staatsauftrag - schon der 20er Jahre, Sohn Maximilian jetzt in Göttingen. Ein Gelehrtentyp, ganz alter Schule, witzig, durchaus nicht professoral, von großer Herzensgüte. Er veranlaßte mich auch, nach Königsberg zu gehen, wo ich Rothfels besonders schätzen lernte. Sehr eindrücklich war auch ein längerer Frankreichaufenthalt in den Semesterferien, ein privat organisierter Austausch mit dem Sohn eines französischen Gymnasialprofessors in Aurillac. Der Aufenthalt, 1928 in den besten Jahren Stresemann-Bismarckscher Verständigungspolitik, hat mich die normannische Lebensweise und von der Raison her bestimmte Lebensanschauung verstehen gelehrt, wenn ich sie auch für mein Teil nicht übernehmen möchte oder könnte.

1933, als auf Anstellung im höheren Schuldienst kaum Aussicht bestand, ging ich in den Volksschuldienst und bereitete mich auf das mündliche Dr.-Examen vor, das ich im Juli ablegte. Allerdings war meine Stellung, ich war Wanderlehrer in fünf Dorfschulen gleichzeitig, die ich mit dem Rad von einem etwa zentral gelegenen Dorf erreichte, nicht dazu angetan, mich in der Volksschule zu halten. Ich hielt es für das Vernünftigste, allen niederschmetternden Statistiken zum Trotz wenigstens mein Studium abzuschließen. Ein sehr bedrückendes Ereignis dieser Zeit war der Abbau meines Vaters auf Grund des Gesetzes zur sogenannten Wiederherstellung des Berufsbeamtentums. Vor allem schien dies politisch auch für mich erschwerend. Meine Referendarzeit leistete ich an der Gaudig-Schule für Mädchen in Leipzig, die noch ganz geprägt war von dem Geiste Gaudigs, der ja durch seine Schriften bahnbrechend im Mädchenschulwesen gewirkt hat. Nachdem das Jahr, ohnehin verkürzt durch Volksschulzeit, zu Ende war, kam ein Angebot von der späteren Wirtschaftsoberschule in Freital bei Dresden, den Rest meines Referendarjahres leistete ich an der Mädchenbildungsanstalt Dresden-Johannstadt ab.

Ich bin auf diese Weise mit einer ganzen Reihe von Schulsystemen in Berührung gekommen und bereue diese Vielseitigkeit nicht. 1939 am 27. August übergab mir der Postbote die dreiteilige Einberufungskarte für eine kurzfristige Übung, im bestem Sächsisch mit den Worten: Sie wä'n sich frein -

Institut für Zeitgeschichte Archiv

MS 2136 – 117

Wie bekannt dauerte das ganze sechs Jahre, anschließend Internierung als höherer Beamter - obwohl nicht Parteigenosse, beinahe wäre ich deshalb zum Koch avanciert -. Wir hatten viel Halt an der Evangelischen Lagergemeinde unter einem Pfarrer Rott, jetzt Koblenz.

Nach der Entlassung ging ich an meine alte Schule zurück, wechselte dann an eine Jungenschule, das einzige Jahr, das ich nicht an Mädchen- oder Koedukationsschulen verbrachte, hielt aber nur ein Jahr drüben aus. Politischer Druck und Bespitzelungen begannen. Ich ging deshalb unter Mitnahme meiner beweglichen Habe nach dem Westen an das Evangelische Jugendheim Isernhagen und von da im Oktober 1948 an das bisher staatliche Ulbrichs-Gymnasium .....

Da meine Frau 1945 verstorben war, heiratete ich 1948 erneut, von meinen drei Kindern stammt ein Sohn aus erster, eine Tochter und ein Sohn aus zweiter Ehe.

1953 - 1954 Gelegenheit zu einer Studienreise durch die USA.

P.S.: Reisen nach Frankreich, nach Aurillac, wo ich schon als Student gewesen war, zweimal nach Italien, bis Rom - Neapel, heute nichts Besonderes mehr, Tschechei, Prag.

Institut für Zeitgeschichte Archiv